

Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuider,
Hella von Unger, Erol Yildiz (Hg.)

Othering in der postmigrantischen Gesellschaft

Herausforderungen und Konsequenzen für die Forschungspraxis

[transcript] Postmigrantische Studien

Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuider, Hella von Unger, Erol Yildiz (Hg.)
Othering in der postmigrantischen Gesellschaft

Postmigrantische Studien | Band 12

Editorial

Im postmigrantischen Diskurs, der nicht nur in den Sozialwissenschaften an Verbreitung gewinnt, kommt eine widerständige Praxis der Wissensproduktion zum Ausdruck – eine kritische und zugleich optimistische Geisteshaltung, die für postmigrantisches Denken von zentraler Bedeutung ist.

Die Vorsilbe »post-« bezeichnet dabei nicht einfach einen chronologischen Zustand des Danach, sondern ein Überwinden von Denkmustern, das Neudenken des gesamten Feldes, in welches der Migrationsdiskurs eingebettet ist – mit anderen Worten: eine kontrapunktische Deutung gesellschaftlicher Verhältnisse. In der radikalen Abkehr von der gewohnten Trennung zwischen Migration und Sesshaftigkeit, Migrant und Nichtmigrant kündigt sich eine epistemologische Wende an.

Das Postmigrantische fungiert somit als offenes Konzept für die Betrachtung sozialer Situationen von Mobilität und Diversität; es macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen sichtbar, die nicht etwa am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern zentrale gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck bringen.

Kreative Umdeutungen, Neuerfindungen oder theoretische Diskurse, die vermehrt unter diesem Begriff erscheinen – postmigrantische Kunst und Literatur, postmigrantisches Theater, postmigrantische Urbanität und Lebensentwürfe –, signalisieren eine neue, inspirierende Sicht der Dinge.

Mit der Reihe **»Postmigrantische Studien«** wollen wir diese Idee und ihre wegweisende Relevanz für eine kritische Migrations- und Gesellschaftsforschung aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchten und dazu einladen, sie weiterzudenken.

Die Reihe wird herausgegeben von Marc Hill und Erol Yildiz.

Irini Siouti (Prof. Dr.) ist Vertretungsprofessorin für Qualitativ-Interpretative Sozialforschung an der Frankfurt University of Applied Sciences und Mitglied des Instituts für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Qualitative Sozialforschung, Migrations- und Transnationalisierungsforschung, Biographieforschung, Politische Partizipation, Bildung und soziale Ungleichheiten.

Tina Spies (Prof. Dr.) ist Professorin für Soziologie, Gender & Diversity an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migration und Rassismus, soziale Ungleichheit und Intersektionalität, Geschlecht und Gewalt, Subjektivierung und Qualitative Sozialforschung.

Elisabeth Tuider (Prof. Dr.) hat am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel die Professur Soziologie der Diversität inne. Sie lehrt und forscht im Bereich der Gender und Queer Studies, der Cultural und Postcolonial Studies, zu Migration und Rassismus, sexualisierter Gewalt sowie zu interpretativen Methoden (insbesondere Diskurs- und Biographieforschung).

Hella von Unger (Prof. Dr.) ist Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt Qualitative Methoden der Sozialforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Migration und Gesundheit, Forschungsethik und partizipative Methoden.

Erol Yildiz (Prof. Dr.) lehrt und forscht an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Migration und Bildung, postmigrantische Studien sowie Stadt und Urbanität.

Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuider, Hella von Unger, Erol Yildiz (Hg.)

Othering in der postmigrantischen Gesellschaft

Herausforderungen und Konsequenzen für die Forschungspraxis

[transcript]

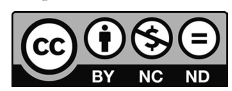
Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung und Förderung durch nachfolgende Institutionen: Ludwig-Maximilians-Universität München, Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck und Forschungsschwerpunkt »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« Universität Innsbruck







Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Erschienen 2022 im transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Umschlagabbildung: Foto »I want change«, Hella von Unger, Melbourne 2017
Lektorat: Dr. Margret Haider
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-6308-2
PDF-ISBN 978-3-8394-6308-6
https://doi.org/10.14361/9783839463086
Buchreihen-ISSN: 2703-125X
Buchreihen-eISSN: 2703-1268

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Methodologischer Eurozentrismus und das Konzept des Othering

Eine Einleitung

Irini Siouti, Tina Spies, Elisabeth Tuider, Hella von Unger, Erol Yildiz

»… alles akademische Wissen über kolonisierte Gesellschaften ist immer imperialistisch geprägt.«
Said 2014 [1978]: 11

Auch über vierzig Jahre nach dem Erscheinen von Edward Saids »Orientalism«, aus dem das Eingangszitat stammt, werden Saids Überlegungen und Erkenntnisse zu Othering weltweit in unterschiedlichen akademischen Kontexten rezipiert. Said untersuchte in seinem Schlüsselwerk u.a. französische Literatur des 19. Jahrhunderts und zeigte auf, dass der Orient und das, was als ›typisch orientalisch‹ dargestellt wurde, nicht die differenzierten und vielschichtigen Realitäten wiedergibt. Vielmehr sind die über lange Zeiträume produzierten und weltweit verbreiteten Texte über ›den Orient‹ und ›die Orientalen‹ und damit über ›den Islam‹ Ausdruck kollektiver westlicher Phantasien.

›Der Orient‹ und ›die Orientalen‹ wurden – so konnte Said zeigen – zum Forschungsgegenstand verschiedener westlicher Wissenschaftsdisziplinen wie Ethnologie, Anthropologie, aber auch Psychologie und Theologie. Dabei wurde die Erforschung des ›Anderen‹ immer wieder damit begründet, dieses ›Andere‹ besser zu verstehen und kennen zu lernen oder Entwicklungsprogramme besser anzupassen. Letztlich wurden Typologien entwickelt, die den Menschen zum ›Anderen‹ und zum bloßen Forschungsgegenstand machten und damit verobjektivierten und homogenisierten.

> »Auf diese Weise entstanden solche erfundenen Wesenseinheiten wie ›das Orientalische‹ oder ›das Ländertum‹, ›das Franzosentum‹, das ›Afrika-

nertum‹ oder ›das amerikanische Auserwähltsein‹, gerade so, als stünde hinter jeder dieser Vorstellungen eine platonische Idee, die ihre Reinheit und Unveränderlichkeit vom Anbeginn bis zum Zeitende garantierte.« (Said 1997: 86)

Said folgert hieraus, dass Orientalismus-Diskurse nichts über die tatsächliche Beschaffenheit des Orients aussagen, sondern eher der westlichen Kultur als Unterscheidungssystem dienen, wodurch diese ihre Identität erst generiert. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die bedeutungs- und realitätsstiftende Macht des kolonialen Diskurses und erfasst auf diese Weise die Asymmetrie des Machtverhältnisses zwischen dem ›Westen‹ und dem ›Rest‹. Die ›europäische Kultur‹ wird so als ›von Natur aus fortschrittlich‹, ›modern‹, ›zivilisiert‹, ›rational‹ und ›männlich/dominant‹ konstruiert, während die jeweils ›anderen Kulturen‹ als ›in ihrem Entwicklungspfad erstarrt‹, ›unzivilisiert‹, ›irrational‹, ›traditionell‹ und ›weiblich/unterworfen‹ gelten (vgl. auch McClintock 1995; Yeğenoğlu 1998). Dieses binäre Denkkonzept verleiht der westlichen Moderne automatisch einen universellen Status. Der ›Rest der Welt‹ erscheint aus dieser Perspektive »im Entwicklungsprozess des ›modernen Zeitbewusstseins‹ als ›zurückgeblieben‹« (Mignolo 2016: 121).

Prototypisch und grundlegend zeigte Said, wie das Forschungsfeld der Orientalistik, das sich mit ›der arabisch islamischen Welt‹ befasst, die Vorstellung vom Orient hervorbrachte. Kritisch wies er darauf hin, dass der Orientalismus als akademische Disziplin seit dem 18. Jahrhundert als Methode zur Essenzialisierung und Fremdmachung herangezogen wurde. Saids Ausarbeitungen sind bis heute Anknüpfungspunkte, um Othering-Prozesse, verandernde Ausgrenzungsmechanismen und rassifizierende sowie ethnisierende und kulturalisierende Praktiken in europäischen Gesellschaften sichtbar zu machen, die mit einer eurozentrischen und kolonialen Denkweise verbunden sind, einer Art methodologischem Eurozentrismus, der mit einer »eurozentrierten Geographie der Erkenntnis« (Mignolo 2016: 161) einhergeht. ›Das Primitive‹ und ›das Traditionelle‹ erscheinen so immer als außerhalb Europas liegend.

Mit seinen Studien trug Said maßgeblich zur Entwicklung post- und dekolonialer Theorien bei; das Konzept des Othering ist hierbei einer der wesentlichen Bausteine, wobei sich ähnliche Überlegungen u.a. auch bei Gayatri Ch. Spivak (2008 [1988]), Homi K. Bhabha (1997, 2000) und Stuart Hall (1997a) finden. Post- bzw. dekoloniale Kritiken können somit als Antwort auf koloniale Einstellungen und Machtverhältnisse, auf eine bestimmte Art, Wissen

zu generieren, Geschichten zu erzählen und historische Entwicklungen zu denken, beschrieben werden. Sie machen darauf aufmerksam, dass in der Denkweise und Erkenntnisgenerierung des Kolonialismus all jene Erfahrungen und Perspektiven ausgeschlossen wurden, die nicht in das entsprechende westliche Weltbild passen. Post- und Dekolonialismus kann daher als eine Form des Widerstands gegen die westliche Hegemonie und ihre Folgen interpretiert werden, die mit der westlichen/kolonialen Weltsicht der Moderne brach (siehe Castro Varela/Dhawan 2005, 2010; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003; Costa 2007; Quijano 2019; Boatcă 2020).[1]

Um die »Dekolonialisierung des Wissens« (Mignolo 2005) voranzutreiben, wurden verschiedene alternative (indigene) Perspektiven betont und kontrapunktische Verfahren entworfen (vgl. Said 1994). Walter D. Mignolo fasst seine diesbezügliche Methode als »Grenzdenken« (2016: 199) zusammen: »Das kritische Grenzdenken liefert eine Methode, um den dekolonialen Umsturz und die Verbindung zwischen Projekten voranzutreiben, die aus der kolonialen Verwundung entstehen und nun im Bereich der kolonialen und imperialen Differenz begriffen und erforscht werden können.« (Mignolo 2016: 202) Post- und dekoloniale Kritiken an (westlichen) Wissensordnungen waren insbesondere zu Beginn mit sozialen Bewegungen, Befreiungsbewegungen und antikolonialem Widerstand eng verwoben. In jenen Kontexten wurden Methoden des *Talking Back*, des *Re-Mappings* und *Re-Writings* virulent. Beispielsweise gehörte es zur Kanonkritik, auch Sprachstandards, Kategorien und Darstellungsformen als europäisch und eurozentrisch zu kritisieren, außereuropäische Periodisierungen und Handlungsabfolgen sowie Zirkularität anstatt von Linearität zu betonen und die europäischen Klassiker (sowohl der Literatur als auch der Theoriebildungen) zu deplatzieren, umzuschreiben, zu kreolisieren und zu hybridisieren.

Die Moderne als imperialistisches Projekt zu dechiffrieren, ist dementsprechend auch eines der zentralen Analyseprojekte post- und dekolonialer Gesellschafts- und Sozialwissenschaften. Dabei wird davon ausgegangen, dass koloniale Macht nicht nur ökonomisch, sondern immer auch diskursiv mit Wissenssystemen und -archiven verwoben ist. Spivak hat in diesem Zusammenhang den Begriff der »epistemischen Gewalt« geprägt, der auf die

1 Wie Stuart Hall jedoch festgestellt hat, bezieht sich der Postkolonialismus nicht nur auf die postkoloniale Periode, sondern geht sowohl zeitlich als auch erkenntnistheoretisch darüber hinaus. Für ihn ist diese Spannung zwischen dem Epistemologischen und dem Zeitlichen nicht disruptiv, sondern produktiv (vgl. Hall 1997b: 238).

Gewaltförmigkeit von Wissen – und damit auch von Wissenschaft – verweist, das etwas als ›einzige Wahrheit‹ deklarieren und andere (alternative/nicht-europäische) Wissensgefüge sanktionieren kann: »Das klarste Beispiel für eine solche epistemische Gewalt ist das aus der Distanz orchestrierte, weitläufige und heterogene Projekt, das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren.« (Spivak 2008 [1988]: 42)

Post- und dekoloniale Ansätze kennzeichnen – diesen Überlegungen folgend – eine kritische Analyse und Relektüre auf der historisch-politischen und auf der diskursiven Ebene. Es stand damit jegliche

> »[…] Produktion von Wissen über die ›Anderen‹ zur Debatte, [sowie] Fragen kolonialer und postkolonialer Repräsentation und im Fall des Orientalismus gar die westliche Projektion von Vorstellungen über den Orient zum Zweck der Etablierung eines hegemonialen europäischen Herrschaftsdiskurses. Hier ist es die binäre westliche Ordnungshierarchie des Wissens selbst, die als vorherrschendes ›Paradigma‹ kritisch ins Visier genommen wird.« (Bachmann-Medick 2007: 188)

In den Gesellschafts- und Sozialwissenschaften gesellte sich neben postkoloniale (und eng hiermit verbunden häufig neomarxistische) Theorien auch eine Kulturalismus- und Repräsentationskritik (vgl. zu den frühen Diskussionen z.B. Grimm 1997; Küster 1998). Letztere war hoch anschlussfähig an das Konzept der »différance« im Sinne Derridas. Dieser »dekonstruktivistische Postkolonialismus« (Reckwitz 2000: 29) fokussiert auf das postkoloniale Subjekt, sein Zum-Schweigen-Gebrachtsein und die Selbstartikulationen und Selbstrepräsentationen der zum Schweigen Gebrachten. Mit Spivak stellt sich hierbei erkenntnisleitend – aber auch die üblichen Praktiken sozialwissenschaftlicher Forschung reflektierend – nachhaltig die Frage: *Who can speak*? Und auch: Wer hört zu? Bzw. wer wird gehört? (Für die deutschsprachigen Debatten dazu: Steyerl/Gutiérrez Rodríguez 2003; mit Bezug auf die Okzidentalismuskritik Dietze et al. 2009 sowie Biskamp 2016; mit Blick auf die postmigrantische Gesellschaft El-Tayeb 2016)

Nachhaltig werden diese Überlegungen in verschiedenen fachlichen Zugängen und Feldern aufgegriffen. Dementsprechend wird gefragt, wie Diskurse und auch Fachdebatten Subalterne so repräsentieren können, dass ihnen zugehört wird und dass sie auch gehört werden. In Auseinandersetzung mit der Frage der angemessenen Repräsentation war in einem ersten Schritt die Erforschung des ›Anderen‹, Nicht-Westlichen verbunden. In einem zweiten Schritt steht die binäre Gegenüberstellung von hegemonial/marginali-

siert, ›Westen‹/›Rest‹, ›Wir‹/›die Anderen‹ zur Disposition (vgl. die grundlegende Kritik an soziologischer Theorie: Go 2016; Reuter 2002), sowie insbesondere in der Soziologie die mit diesen Wissens- und Ordnungsvorstellungen verbundenen Leitkategorien von Wissenschaft, wie Moderne, Nation, Identität, Gesellschaft, (Staats-)Bürgerschaft und Demokratie (vgl. Bhambra 2007; Boatcă/Costa 2010; Boatcă 2020; Costa 2005; Go 2013; Gutiérrez Rodríguez et al. 2010; Reuter/Villa 2010). Unter dieser Perspektive wurde in Deutschland die »Verknappung des Diskurses über Rassismus in der medialen Öffentlichkeit« (Bojadžijev 2018: 47) und die Vermeidung einer Rassismusforschung kritisiert und betont, dass »Rasse« als notwendige Analysekategorie und Rassismus als Alltagserfahrung »noch lange nicht passé« sind (Sow 2009: 71), mithin einer interdisziplinären, die historischen Genealogien und aktuellen strukturellen und institutionellen Realitäten erfassenden Rassismusforschung bedürfen.

Über die Erforschung von Rassismus und Othering hinaus geht es mit dem *postcolonial turn* innerhalb der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften aber auch darum, neue Methoden der Erkenntnisgewinnung und des Wissenschaffens zu entwickeln, wenn Machtstrukturen des Westens als Machtstrukturen innerhalb der Disziplinen infrage gestellt und kritisiert werden (vgl. Kaltmeier/Corona Berkin 2012; Bendix et al. 2020). Wie also kann die epistemische Gewalt in asymmetrischen Wissensregimen umgangen und wie kann die Dekolonisierung des Wissens und der Wissensordnungen in die methodologische und methodische Praxis umgesetzt oder übersetzt werden?

Die Analyse und Kritik von Othering-Prozessen sind dabei der Ausgangspunkt dafür, Kultur- und Identitätszuschreibungen ihrer vermeintlichen Homogenität und Essenzialität zu berauben, aber auch die Art und Weise des Hervorbringens von Wissen kritisch zu reflektieren. Darüber hinaus gilt es aber auch, von einer Wissensproduktion *über* ›die Anderen‹ abzusehen und auch kein Wissen *für* ›die Anderen‹ zu produzieren, sondern dialogische, horizontale Möglichkeiten und Formen sowie Methoden der Wissensproduktion zu überlegen.

Teils überschneidend mit den Entwicklungen in den Sozial- und Gesellschaftswissenschaften, teils aber auch diesen vorausgehend, bedeutet der *postcolonial turn* für die Literatur- und Geisteswissenschaften vor allem eine Kanonkritik und eine Öffnung hin zu außereuropäischer Literatur, multiperspektivischem Erzählen und hybriden Konstellationen (vgl. z.B. Bronfen et al. 1997; Bachmann-Medick 1998). Für die Geschichtswissenschaft, insbesondere die Globalgeschichte, geht es zentral um eine Geschichtsschreibung jenseits

eurozentrischer essenzialisierender Kategorien (z.B. entlang von arm/reich, öffentlich/privat) (vgl. z.B. Büschel/Speich 2009). Mit dieser Kritik ging einher, lokale Geschichten zu betonen und damit Europa zu dezentrieren und zu provinzialisieren (Chakrabarty 2010; Büschges 2012; Kaltmeier 2012). In Weiterführung von Said wird außerdem auf »verflochtene Modernen« und »connected histories« verwiesen (u.a. Conrad/Randeria 2002). Auch in der Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik stand das professionelle Selbstverständnis, mithin der normierende, disziplinierende und ausgrenzende Aspekt im Kontext von Bildung und Bildungsprozessen im Fokus (vgl. u.a. Leiprecht 2011; Riegel 2016; Mecheril 2020). Konsequenterweise wurde auf die Produktion von Differenz und Andersheit durch Strukturen des Bildungssystems ebenso verwiesen wie auf die oftmals unausgesprochene, aber gerade deswegen machtvolle Hintergrundfolie ›Normalität‹, die der Thematisierung von Differenz und Ungleichheit mit Blick auf das Andere zugrunde liegt. Nicht nur einzelne Dimensionen des Othering – wie Rassifizierungen, Vergeschlechtlichungen, Heteronormativität –, sondern die intersektionale Verwobenheit von Othering-Prozessen sowie die Ko-Konstruktion von ›Andersheit‹ und Normalität gerieten in den Blick (vgl. u.a. Lutz/Wenning 2001; Kessl/Plößer 2010; Riegel 2016).

Die verschiedenen Disziplinen haben darüber hinaus auf die transnationalen grenzüberschreitenden Bewegungen und Räume fokussiert (vgl. exemplarisch Pries 2010), auf Fragen von *nation building*, geopolitische Verflechtungen und hiermit verbundene Prozesse des Othering. Den bis heute etablierten kulturvergleichenden Analysen werden Nachfragen zum Verständnis und zur Operationalisierung von Kultur selbst entgegengestellt und die Anerkennung des kulturell Anderen gefordert. Aktuell wenden sich kritische Stimmen gegen *cultural appropriation* in Konsum, Musik, Kunst und medialen Praktiken. Quer durch die Disziplinen gilt es also aus einer Othering-Perspektive die »Komplizenschaft mit dem Kolonialismus« (Bachmann-Medick 2007: 218) zu dechiffrieren, zu thematisieren und damit auch zu dekonstruieren, oder auch die Fächer und Disziplinen zu provinzialisieren. Die Kritik am *postcolonial turn* wiederum lässt sich als Kulturalismusvorwurf zusammenfassen. Denn in der Betonung des Diskursiven ginge die Aufmerksamkeit auf nach wie vor existierende Ausbeutungs- und Herrschaftsverhältnisse ebenso verloren wie auf die Widerstandspraktiken und -räume gegen dieselben (vgl. z.B. Castro Varela/Dhawan 2010). Ist also der ehedem kritische Gehalt des Postkolonialismus verloren gegangen und er vielmehr gerade in seiner intellektuellen Variante

dabei, sich als intellektueller Neokolonialismus in den globalen Kapitalismus einzufügen?

Kolonialismus und Migrantismus

Othering entlang eurozentrischer und orientalisierender Bilder und die damit einhergehende koloniale Denkweise spielten von Anfang an auch im Umgang mit Migration in westeuropäischen Gesellschaften eine zentrale Rolle und durchdringen den öffentlichen, politischen und medialen Diskurs über Migration, Integration, Islam und Muslime sowie Teile der Migrationsforschung bis heute. Die erkenntnistheoretische Grundlage der in den 1960er und 1970er Jahren entstandenen ›Ausländerforschung‹ und ›Ausländerpädagogik‹ war, dass Einwanderer*innen aus außereuropäischen Ländern nicht in die westliche Moderne und Kultur passen würden. Davon zeugen die Kultur- und Modernitätsdifferenzhypothesen, die damals als Erklärungsansätze herangezogen wurden und die bis heute als Deutungsmuster in Auseinandersetzungen mit Migration herangezogen werden (vgl. kritisch dazu Bukow/Llaryora 1988).

Zum Teil bis heute ungebrochen ist ein migrantisierender Blick (auch) in der Migrationsforschung: Noch im Jahr 2009 wurde von den »unterentwickelten Ländern« gesprochen. In der vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung durchgeführten Studie »Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland« (2009), in der wieder die vermeintlich integrationsresistenten Migrant*innen – gemeint sind Türk*innen – im Mittelpunkt stehen, kommt diese Geisteshaltung deutlich zum Ausdruck. Obwohl der Haupttitel zunächst positive Assoziationen weckt, sieht man sich bei einer genaueren Lektüre mit dem allzu bekannten hegemonialen Wissen über Migrant*innen konfrontiert, wie folgende, die Ergebnisse der Studie zusammenfassende Passage demonstriert: »Zwar sind die meisten schon lange im Land, aber ihre Herkunft, oft aus wenig entwickelten Gebieten im Osten der Türkei, wirkt sich bis heute aus« (ebd.: 7).

Ende der 1970er Jahre wurde zudem der Frage nachgegangen, unter welchen Bedingungen es möglich sein könnte, dass die Kinder von Eingewanderten ›richtige Deutsche‹ werden können (Schrader et al. 1979: 71). Während Said also 1978 eine fundamentale Kritik an Othering-Prozessen und der Herstellung ›der Anderen‹ in »Orientalism« vollzog, wurde in der deutschsprachigen Migrationsforschung an Konzepten der »Reinheit« und »Kultur« festgehalten.

Diese Beispiele zeigen aus historischer Perspektive, wie das dualistische Blickregime, das routinemäßig zwischen ›Wir‹ und ›Die‹, zwischen ›Uns‹ und ›den Anderen‹ unterscheidet, eine Vorstellung von Normalität geschaffen hat, die bis heute die herkömmliche Migrations- und Integrationsforschung dominiert. Das Paradebeispiel ist die Verwendung ethnisierender und kulturalisierender Kategorien, was zur Etablierung eines nach ethnisch-kultureller Herkunft sortierenden »Migrantismus« geführt hat (›der Migrant‹ und später dann auch ›die Migrantin‹ wird nun zum Wissensobjekt). Begriffe wie »Herkunft«, »Ethnizität«, »kulturelle Differenz« oder »Integration« wurden zu zentralen Kategorien des etablierten Migrantismus, bestimmten dessen inhaltliches und epistemologisches Profil und verdichteten sich schließlich zu unverrückbaren und wirkmächtigen Vorstellungen einer Art innerer Kolonisierung (Yildiz 2021: 21f.). Dieser Migrantismus findet seine Fortsetzung in der Erforschung von »Parallelgesellschaften« (Heitmeyer et al. 1997: 192), »ethnischen Kolonien« (Heckmann 2016: 63; Häußermann 2006: 303f.) oder ›urbanen Ghettos‹ – allesamt hegemoniale Begriffe, die in der westlichen Wissenschaft erfunden wurden und heute zum alltäglichen Sprachrepertoire gehören, um ›die Anderen‹ zu repräsentieren, zu ordnen, zu integrieren und zu dominieren – und die eigene Überlegenheit zu legitimieren.[2]

2 Die koloniale Haltung kommt also auch im Diskurs über die Segregation in den Städten deutlich zum Ausdruck. In Anlehnung an Edward Said könnte man von einem urbanen Orientalismus sprechen. Wie eingangs erwähnt, beschreibt Said in seiner Studie »Orientalism«, wie sich im Laufe der Geschichte bestimmte exotisierende und verandernde Bilder und Raumvorstellungen im Westen herausgebildet haben, und spricht in diesem Zusammenhang von einer »imaginären Geographie« (Said 2014 [1978]: 65), einem Ergebnis hegemonialer und kolonialer Wissensproduktion, die ihre Wirksamkeit bis heute nicht verloren hat, wie die aktuellen Debatten um ›Flucht‹ und ›Geflüchtete‹ in Europa deutlich machen (vgl. z.B. Pfeiffer et al. 2018, kritisch hierzu z.B. Spies 2018). Solche Bilder und Raumvorstellungen haben sich so fest institutionalisiert und normalisiert, dass sie weiterhin routinemäßig und unreflektiert tradiert und reproduziert werden.

Postkolonial und Postmigrantisch

Die Idee des Postmigrantischen ist aus der Kritik sowohl am kolonialistischen Denken als auch am sogenannten Migrantismus entstanden.[3] Ähnlich wie im Diskurs des Postkolonialismus bedeutet das »Post« im Postmigrantischen also nicht einfach einen Zustand danach. Vielmehr geht es darum, eine andere Genealogie der Migration zu entwerfen und den Gesamtzusammenhang, in den der Migrationsdiskurs mündet, zu überdenken. Die postmigrantische Denkweise gilt als eine epistemologische Wende. Sie stellt die binäre Unterscheidung zwischen Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen radikal infrage – und rückt damit ein Denken jenseits binärer, nationaler und eurozentrischer Zuordnungen ins Licht. Auf diese Weise werden etablierte Trennlinien hinterfragt und wird die Gesellschaft als Ganzes in den Blick genommen (vgl. Foroutan 2018b).

Das Postmigrantische ist dementsprechend – vor allem in Verbindung mit einer postkolonialen Perspektive – eine Haltung, die einerseits versucht, mit der westlichen Dominanz zu brechen, und andererseits die Welt über eurozentrische Horizonte hinausdenkt. Es ist »ein subversiver Verweis auf die Fluidität von Kultur und die Transformation kollektiver Identität«, die mit einer zunehmenden Pluralisierung und Hybridisierung von Gesellschaften einhergeht (Foroutan 2018b: 269). Eng mit diesen gesellschaftlichen Entwicklungen verwoben sind Gegenreaktionen und Abwehrmechanismen (vgl. Foroutan et al. 2018; Römhild 2018). So hat sich ein rassifizierendes und ethnisierendes, aber auch binär-vergeschlechtlichendes und heteronormatives Othering in der postmigrantischen Gesellschaft nicht aufgelöst (vgl. Tietje/Tuider 2019; Tuider 2020; Huxel et al. 2020).

Genau hier setzt der vorliegende Band an: Es geht darum, Prozesse des Othering in der postmigrantischen Gesellschaft empirisch zu analysieren und auf diese Weise sichtbar zu machen. Gleichzeitig soll der Forschungsprozess selbst in den Blick genommen werden und es sollen – gemäß der postkolonialen Intervention – Othering-Prozesse im eigenen Forschen reflektiert und bearbeitet werden. Es geht somit um eine Wissenschaftskritik, da Forschung niemals ausschließlich neutral beschreibt, sondern auch diskursbestimmend ist (vgl. El-Tayeb 2016: 22) – und von Diskursen bestimmt wird.

---

3 Naika Foroutan (2018a: 16) weist beispielsweise dementsprechend darauf hin, dass es terminologisch eigentlich sinnvoller wäre, von »Post-Migrantisierung« zu sprechen.

Die Diskussionen dieses Bandes schließen damit an die Kritik des »methodologischen Nationalismus« (Wimmer/Glick Schiller 2003) an: Welche Kategorien von ›fremd‹/›eigen‹, ›Wir‹/›Die‹ liegen der Forschungsfrage zugrunde und werden im- oder explizit (re-)produziert? Wie und warum wird (von Forschenden) »Kultur«, »Nation«, »Ethnizität« als Erklärungsmuster herangezogen? Es geht also darum, die eigenen blinden Flecken zu beleuchten – und auch nach den eigenen ›diskursiven Verstrickungen‹ in hegemoniale Bilder und Narrative der postmigrantischen Gesellschaft zu fragen.

Othering im Forschungsprozess

De- und postkoloniale Perspektiven zeichnen sich, wie in den bisherigen Ausführungen deutlich wurde, durch eine hinterfragende, de-essenzialisierende und dekonstruktivistische Sicht auf implizite Grundannahmen des Sozialen aus. Damit einher geht auch die Notwendigkeit, die eigene Position als Forscher*in kritisch zu reflektieren. Die Forderung einer kritischen (Selbst-)Reflexivität des forschenden Blicks ist keine Erfindung der postkolonialen Theorie. In der verstehenden, interpretativen Soziologie und in der qualitativen Sozialforschung finden vor dem Hintergrund konstruktivistisch geprägter Epistemologien intensive Auseinandersetzungen mit der Involviertheit der Forschenden im Forschungs- und Erkenntnisprozess statt. Das Besondere an der postkolonialen Forderung nach kritischer Selbstreflexivität ist der explizite Fokus auf die eigene Verwicklung in Machtprozesse und Strategien der Unsichtbarmachung und Markierung von bestimmten Positionen.

In erkenntnistheoretischer Hinsicht folgt aus der Auseinandersetzung mit post-/dekolonialen und postmigrantischen Perspektiven ein klares Bekenntnis zur Situiertheit der Forschung. Forschung findet immer in historischen, geopolitischen gesellschaftlichen und sozialen Kontexten statt, die diese Forschung prägen. Im Umkehrschluss sind auch die Wissensbestände, die generiert werden, nicht zeitlos und allgemein gültig, sondern situiert (vgl. Haraway 1988). Diese Situiertheit gilt es zu berücksichtigen und Forschungssituationen – soweit möglich – so zu gestalten, dass einer Reproduktion eurozentristischer, rassifizierender oder kulturalisierender Veranderungen etwas entgegengesetzt wird. Gleichzeitig muss vor diesem Hintergrund immer wieder die Frage gestellt werden: wer forscht über wen, wie und in welchem Rahmen?

Dabei müssen auch strukturelle Faktoren der Situation der Erkenntnisgenerierung beachtet werden. Es reicht nicht aus, die ›nichtwestliche Welt‹ als Objekt wissenschaftlicher Erkenntnis (›Wissen über‹) und als Subjekt bzw. Ort forschenden Tuns (›Wissen aus‹) stärker einzubeziehen: Shalini Randeria fordert eine Dezentrierung der westlichen Perspektive und einen Abbau disziplinärer Grenzen, z.B. zwischen Soziologie und Anthropologie, denn die disziplinären Grenzziehungen des akademischen Wissenschaftssystems reproduzieren koloniale Machtpraktiken (vgl. Randeria 1999: 373). Wie kann also Transdisziplinarität gefördert werden? Die strukturellen Bedingungen der akademischen Wissensproduktion lassen sich jedoch nicht über Nacht ändern. Damit rücken auch Orte der Wissensproduktion an den Grenzen oder außerhalb des akademischen Wissenschaftssystems stärker in den Fokus: *activist research* ist eine Option, die die traditionellen Beschränkungen der Wissenskonstruktion infrage stellt und eine Brücke zwischen Forschung und Aktivismus schlägt (vgl. Abraham/Purkayastha 2012: 125). Partizipative Forschung sucht die partnerschaftliche Zusammenarbeit mit nichtwissenschaftlichen Akteur*innen und macht deren Erfahrung von Unterdrückung und Benachteiligung, aber auch deren Ressourcen und lebensweltliche Expertise zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen (Brenssell/Lutz-Kluge 2020; von Unger 2014 und in diesem Band).

Reflexivität und Positionalität sind zentrale Themen, die in den Sozialwissenschaften vielfältig definiert und bearbeitet werden. In diesem Band von besonderem Interesse sind Ansätze der Selbstreflexivität in der qualitativen Forschung, die durch ihre Offenheit des nichtstandardisierten Vorgehens Teilnehmenden die Möglichkeit zur Entfaltung eigener Relevanzsysteme jenseits der Begriffe und Rahmungen des Wissenschaftssystems ermöglicht. Allerdings sind auch hier Daten und Ergebnisse ko-konstruiert und an der Selbstreflexivität der Forschenden führt kein Weg vorbei. Im Gegenteil: diese Reflexivität ist unmittelbar produktiv, nicht nur als Korrektiv, sondern als Erkenntnisfenster (Breuer et al. 2002), beispielsweise in der Biografischen Forschung (Ruokonen-Engler/Siouti 2013), der Grounded Theory (Breuer et al. 2019) und der Situationsanalyse (Clarke et al. 2018).

Die Kritik am Othering im Modus des Forschungsprozesses stellt die Praxis der Forschung vor zahlreiche Herausforderungen. Sie umfasst alle Phasen des dynamischen Forschungsprozesses, der im Anschluss an Uwe Flick (1991) als eine Abfolge von reflexiven Entscheidungsprozessen betrachtet werden kann. Wie Othering im Forschungsprozess reproduziert wird und welche Möglichkeiten das theoretische Konzept für eine kritische Reflexi-

on der Forschungspraxis eröffnet, ist bisher in der Forschung allerdings kaum diskutiert worden. Der komplexe Prozess der Konzeption eines Forschungsvorhabens, der sich Kategorisierungen und damit einhergehenden Othering-Effekten nicht entziehen kann, steht im Zusammenhang mit anderen Elementen des Forschungsdesigns: mit Gegenstandskonstruktion, theoretischen Perspektiven, sensibilisierenden Konzepten, Festlegung des Forschungsfeldes, Sampling, Methodenwahl und Beschaffenheit des Forschungsmaterials. Die Elemente hängen zusammen und beeinflussen sich in einem Forschungsprozess gegenseitig. In Anbetracht postkolonialer Überlegungen gilt es, das Othering als Modus des Forschungsprozesses selbstreflexiv zu kritisieren. Diese »reflexive Kritik« (Hilscher et al. 2020: 75) umfasst die privilegierte Forschungs- und Methodenposition ebenso wie die methodologischen Prämissen der verwendeten Methoden der Datenerhebung und -auswertung (Tuider/Lutz 2018: 108). Damit berührt ist nicht nur die Erweiterung der Prinzipien der Offenheit und Reflexivität um Dialogizität, Horizontalität und Reziprozität (Kaltmeier/Corona Berkin 2012; Giebeler/Meneses 2012; Kaltmeier 2012) im Feldforschungsprozess, sondern auch die Kritik an der Repräsentation des ›Anderen‹ im Kontext von Mehrsprachigkeit und Übersetzungen (Palenga-Möllenbeck 2009; Tuider 2012). Ebenso damit verschränkt sind Fragen der Repräsentation und Publikation von Forschungsergebnissen.[4]

Anhand von Beispielen aus der Forschungspraxis diskutieren die Beiträge in dem Band, wie das theoretische Konzept des Othering für die Diskussion in der qualitativen Forschung fruchtbar gemacht werden kann. Dabei wird das kritische und produktive Potenzial des Konzepts sowohl in theoretischer als auch in epistemologischer, method(olog)ischer und forschungspraktischer Hinsicht ausgelotet. Ausgehend von der Kritik am methodologischen Nationalismus und Eurozentrismus sowie an Rassifizierungen und Kulturalisierungen, werden die Verwicklungen in gesellschaftliche Machtpraxen und deren Einfluss auf die Forschungspraxis kritisch reflektiert. Dabei setzen die

4 In der Diskussion um die *Writing-Culture-Debatte* (Clifford/Marcus 1986) sind Fragen der Repräsentation zwar aufgegriffen worden. Die Frage der Reflexivität vor und nach der ethnografischen Begegnung bildete aber einen eher marginalen Aspekt in der Krise der Repräsentation, die nicht zwingend die Notwendigkeit einer reflexiven Auseinandersetzung mit der eigenen Positionalität und den Privilegien in den Forschungssituationen implizierte (vgl. Thompson 2020: 111).

Vorschläge unterschiedliche Akzente: von methodologisch-theoretischen Perspektiven (Spies/Tuider, Yildiz) über Praktiken kritischer Reflexivität (Berger, Tietje, Siouti, von Unger) hin zum Umschiffen von Kategorien (Karakayalı/Heller). Die Effekte von Kolonialität werden dabei explizit und weitgehend mit Bezug auf die postmigrantische Gesellschaft Deutschlands thematisiert (Yildiz sowie Spies/Tuider).

In seinem Beitrag »Postmigrantische Lesart: Theoretische und methodisch-methodologische Implikationen« vollführt Erol Yildiz den Perspektivwechsel, der im Zentrum der Idee einer postmigrantischen Forschung steht: Migration nicht als Gegenstand, sondern konsequent als Perspektive auf gesellschaftliche Phänomene zu betrachten. Postmigrantische Lesarten sozialer Wirklichkeiten sind als gegenhegemoniale Denkweisen und widerständige Praktiken der Wissensproduktion zu verstehen, die sowohl eine epistemologische als auch eine methodisch-methodologische Wende im Migrationskontext einleiten. Diese Perspektive kann der binären Wir-Die-Logik, die sowohl in der Theoriebildung als auch in der Forschungspraxis nahezu routinemäßig reproduziert wird, entgegenwirken oder diesen Prozess zumindest kritisch reflektieren, so die Grundthese des Beitrages.

Tina Spies und Elisabeth Tuider entwerfen in ihrem Beitrag »Subjektivierung und Othering in der postmigrantischen Gesellschaft« das Programm einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung. Dabei arbeiten sie – auf den theoretisch-methodologischen Spuren Stuart Halls, Judith Butlers und Ernesto Laclaus – ein Subjektverständnis heraus, mit dem zu machtvollen Positionierungen der Privilegierung und der Marginalisierung, d.h. dem gesellschaftlichen Othering, geforscht werden kann. Am Beispiel der diskursiven Verhandlung von Othering und der zur Verfügung gestellten Subjektpositionen in ›Corona-Zeiten‹ zeigen Spies und Tuider, wie sich nichtessenzialistische und ggf. auch antikategoriale/dekonstruktivistische Positionierungen aus dem empirischen Material herausarbeiten lassen. Darüber hinaus diskutieren sie, wie qualitative Forschung selbst – und damit auch Subjektivierungsforschung – an Prozessen des Othering beteiligt ist. In diesem Zusammenhang fordern sie, nicht nur Intersektionalität, sondern auch Dekolonialität als methodische Praxis zu begreifen, um Selbstverständlichkeiten ebenso wie Fragestellungen und Positionierungen der Forschenden fortwährend zu hinterfragen.

Nachdem die vorhergehenden Kapitel theoretische Perspektiven und Forschungsprogramme aufgezeigt haben, die sich gegen Veranderungsprozesse richten, skizziert der Beitrag von Hella von Unger methodologische Strate-

gien, um Othering in der empirischen Forschungspraxis zu durchkreuzen. Im Zentrum ihrer Ausführungen steht erstens die Diversifizierung von Wissenschaft und Forschungsteams, um in erkenntnistheoretischer Hinsicht die Standorte, von denen aus geforscht wird, zu erweitern; und zweitens die kritische Selbstreflexivität von Forschenden, um der jeweiligen Standortgebundenheit ihrer Erkenntnis Rechnung zu tragen und sich ggf. als Akteur*in des Othering wider Willen selbst auf die Schliche kommen zu können. Sie plädiert drittens dafür, nichtwissenschaftliche Akteur*innen aus den beforschten Feldern und Gruppen stärker an den Erkenntnisprozessen zu beteiligen, z.B. durch Rücksprache mit Schlüsselpersonen oder partizipative Forschung.

Irini Siouti skizziert in ihrem Beitrag »Othering in der qualitativen Migrationsforschung. Herausforderungen und Reflexionen in der Forschungspraxis« am Beispiel eines europäischen Forschungsprojektes über politische Partizipation von Migrant*innen aus Drittstaaten die komplexen Herausforderungen im Forschungsfeld der Migration, die sich in der Forschungspraxis eröffnen. Ihr damit verbundenes Anliegen ist es, dem Dilemma der Kategorisierung und den damit verbundenen Othering-Effekten entgegenzuwirken. Sie diskutiert die Herausforderungen auf verschiedenen Ebenen, die die Projektförderungslinie ebenso umfassen wie die Entwicklung des Forschungsdesigns, die Gestaltung der Forschungsbeziehungen und die Auswirkungen der Forschungsergebnisse. Anhand eines Beispiels aus einer Forschungssituation geht sie der Frage nach der Situiertheit und der Reflexion von Positionalitäten im Forschungsprozess in ihrer Bedeutung für eine kritische Wissensproduktion nach. Sie zeigt auf, dass eine reflexive und rekonstruktive Forschungspraxis zwar Möglichkeiten eröffnet, die eigene Situiertheit und Positionalität im Feld sowie die Machtverhältnisse in postmigrantischen Forschungssettings zu reflektieren, bestimmte Spannungen, Widersprüche und Asymmetrien im Feld aber nicht aufheben kann.

In seinem Beitrag »Methodisch-kartografisch Veranderungen in der Forschung reflektieren. Cis-normative Perspektiven in der Geflüchtetenunterstützung nach dem ›Sommer der Migration‹« nimmt Olaf Tietje die methodologische Herausforderung der Reflexion von Veranderungen durch den reflexiven Einbezug der Forscher*innen-Positionalitäten in den Fokus. Er wirft einen reflektierenden Blick auf die Forschungssituation selbst. Im Anschluss an die Mapping-Strategien der Situationsanalyse nimmt er die Forschungssituation, Herrschafts- und Machverhältnisse des jeweiligen Zusammenhangs sowie seine Positionalität als Forschender in den Blick. Auf diese Weise gerät nicht nur in den Fokus, *was* in den empirischen Datenproduktionen ge-

schieht, sondern auch *wie* es geschieht: Die Art, in der in den besprochenen Interviews queere Lebensweisen von Geflüchteten thematisiert werden, macht eine bestimmte gesellschaftliche Sprachlosigkeit deutlich, die gerade in der Interviewsituation und -interaktion plastisch wird. Aus einer postmigrantischen Perspektive zu forschen und gesellschaftliche Konflikte nicht zu migrantisieren, schärft den Blick für gesamtgesellschaftliche Konflikte und Machtverhältnisse (hier insbesondere auch heteronormative).

Yvonne Berger fokussiert ebenso auf die Positionalität der Forscherin im Forschungs- und Wissensproduktionsprozess. In ihrem Beitrag »Becoming a Modern Citizen. Othering im Kontext von Bildungsaufstieg in post-Mao China« beschäftigt sie sich mit Fragen des Bildungsaufstiegs im urbanen China. Anhand biografischer Daten zu Bildungsverläufen fragt sie danach, inwiefern das Erkenntnissubjekt bei der Untersuchung von Prozessen des Othering in den Gegenstand selbst verwickelt ist. Diese werden durch die Eigen- wie Fremdsicht der Befragten im Hinblick auf das zentrale Deutungsmuster des antizipierten ›Westens‹ rekonstruiert. Biografische Erzählungen im Rahmen des sozialen Aufstiegs in der Volksrepublik China, so wird argumentiert, finden vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Modernisierungsdiskurse und biografischer Selbstpositionierungen ›moderner‹, ›westlicher‹ Bildungsbürger*innen statt.

Juliane Karakayalı und Mareike Heller gehen in ihrem Beitrag »Rassismus und Segregation. Othering im Forschungsprozess zu Schule und Segregation« der Frage nach, wie Segregation rassismuskritisch beforscht werden kann, ohne verandernde Zuschreibungen zu reproduzieren. Am Beispiel einer qualitativen Untersuchung über Segregationserfahrungen mit Eltern von Grundschüler*innen in Berlin zeigen sie auf, dass durch einen rekonstruktiven Zugang, der nicht der kategorialen Zuordnung der Schulen folgt, erforscht werden kann, welche Zuordnungen für die Eltern durch welche konkreten Praktiken im Kontext von Schule und Segregation relevant werden. Damit gelingt es, veranderende Kategorisierungen im Diskurs um Schule und Segregation zu kritisieren und gleichzeitig ihre diskriminierende Wirksamkeit festzustellen.

Der spezifische Fokus der meisten Beiträge auf die Forschung im deutschsprachigen Raum ist der Entwicklungsgeschichte des Sammelbandes geschuldet, die ihre Anfänge in einer Kooperationsveranstaltung der Sektionen Qualitative Methoden, Biographieforschung sowie Migration und ethnische Minderheiten der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) hatte. In der Open-Space-Veranstaltung »Qualitative Migrationsforschung

heute. Ein Open Space für aktuelle Themen und Methoden« wurden erste Ideen formuliert.[5] Diese Ideen sind dann in den Veranstaltungen »Qualitative Migrations- und Grenzregimeforschung: aktuelle Herausforderungen« im Rahmen des 39. Kongresses der DGS »Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen« (2018)[6] sowie »Othering im Forschungsprozess. Post- und dekoloniale Perspektiven in der Migrationsforschung« bei der DGS-Regionalkonferenz »The Great Transformation: Die Zukunft moderner Gesellschaften« (2019)[7] weiter vertieft worden.

Die Beiträge in diesem Band gehen zum größten Teil auf die Vorträge bei der Veranstaltung »Othering im Forschungsprozess. Post- und dekoloniale Perspektiven in der Migrationsforschung« zurück. Sie wurden während der Corona-Pandemie gemeinsam in Online-Schreibwerkstätten diskutiert und sind um weitere Perspektiven ergänzt worden. Im Prozess der gemeinsamen Auseinandersetzung der beteiligten Forscher*innen, die sich im breiten Feld der kritischen Sozialforschung in unterschiedlichen Forschungstraditionen verorten, ermöglicht der Band Einblicke in eine sich als kritisch verstehende qualitativ-interpretative Sozialforschung und versteht sich gleichzeitig als Einladung zu weiteren Diskussionen.

Literatur

Abraham, Margaret/Purkayastha, Bandana (2012): Making a Difference. Linking Research and Action in Practice, Pedagogy, and Policy for Social Justice. Introduction, in: Current Sociology 60 (2), 123-141.

---

5 Die Veranstaltung hat in Kooperation mit dem Berliner Institut für Empirische Migrations- und Integrationsforschung vom 21. bis 22.09.2017 an der Humboldt-Universität zu Berlin stattgefunden. https://soziologie.de/fileadmin/sektionen/biographieforschung/programm/OpenSpace_Migration_Qual_Methoden.pdf (abgerufen am 21.03.2022).

6 Der Soziologiekongress hat vom 24. bis 28.09.2018 an der Universität Göttingen stattgefunden. https://www.kongress2018.soziologie.de/fileadmin/user_upload/DGS_Redaktion_BE_FM/Kongresse/Kongress_2018/39_DGS_Kongress_2018_Hauptprogramm.pdf (abgerufen am 21.03.2022).

7 Die Regionalkonferenz hat vom 23. bis 27.09.2019 an der Universität Jena stattgefunden. https://www.great-transformation.uni-jena.de/programm/mittwoch/dgs-sektionen (abgerufen am 21.03.2022).

Bachmann-Medick, Doris (1998): Multikultur oder kulturelle Differenzen? Neue Konzepte von Weltliteratur und Übersetzung in postkolonialer Perspektive, in: Doris Bachmann-Medick (Hg.): Kultur als Text. Die anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft. Frankfurt a.M.: Fischer, 262-296.

Bachmann-Medick, Doris (2007): Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek: rororo.

Bendix, Daniel/Müller, Franziska/Ziai, Aram (Hg.) (2020): Beyond the Master's Tools? Decolonizing Knowledge Orders, Research Methods and Teaching. Lanham, Maryland: Rowman & Littlefield.

Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hg.) (2009): Ungenutzte Potenziale: Zur Lage der Integration in Deutschland (Autor*innen: Franziska Woellert/Steffen Kröhnert/Lilli Sippert/Reiner Klingholz). Berlin.

Bhabha, Homi K. (1997): Verortungen der Kultur, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 123-148.

Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.

Bhambra, Gurminder K. (2007): Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination. Basingstoke, Hampshire, New York: Palgrave.

Biskamp, Floris (2016): Orientalismus und demokratische Öffentlichkeit. Antimuslimischer Rassismus aus Sicht postkolonialer und neuerer kritischer Theorie. Bielefeld: transcript.

Boatcă, Manuela (2020): Wann war die Dekolonisierung? Denk-Zettel aus der Karibik, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 50 (198), 111-124.

Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio (2010): Postkoloniale Soziologie: ein Programm, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen. Bielefeld: transcript, 69-90.

Bojadžijev, Manuela (2018): Konjunkturen der Rassismustheorie in Deutschland, in: Naika Foroutan/Christian Geulen/Susanne Illmer/Klaus Vogel/Susanne Wernsing (Hg.): Das Phantom »Rasse«. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus. Köln: Böhlau, 47-64.

Brenssell, Ariane/Lutz-Kluge, Andrea (Hg.) (2020): Partizipative Forschung und Gender. Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich.

Breuer, Franz/Mruck, Katja/Roth, Wolff-Michael (2002): Subjektivität und Reflexivität: Eine Einleitung [10 Absätze], in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 3 (3), Art. 9, https://doi.org/10.17169/fqs-3.3.822 (abgerufen am 30.03.2022).

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2019): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS (4. Auflage).

Bronfen, Elisabeth/Marius, Benjamin/Steffen, Therese (Hg.) (1997): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg.

Bukow, Wolf-Dietrich/Llaryora, Roberto (1988): Mitbürger aus der Fremde: Soziogenese Ethnischer Minoritäten. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Büschel, Hubertus/Speich, Daniel (Hg.) (2009): Entwicklungswelten – Zur Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit (= Globalgeschichte 6). Frankfurt a.M., New York: Campus.

Büschges, Christian (2012): Auf der Suche nach dem historischen Subjekt. Über die (Un-)Möglichkeit eine Geschichte von Indigenität und Staatsbürgerschaft in Andenraum des 18. und 19. Jahrhunderts zu schreiben, in: Olaf Kaltmeier/Sarah Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 227-242.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2010): Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum?, in: Julia Reuter, Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 303-329.

Chakrabarty, Dipesh (2010): Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung. Frankfurt a.M.: Campus.

Clarke, Adele E./Friese, Carrie/Washburn, Rachel S. (2018): Situational Analysis. Grounded Theory After the Interpretative Turn. Los Angeles u.a.: Sage (2. Auflage).

Clifford, James/Marcus, George (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria

(Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Campus, 9-49.

Costa, Sérgio (2005): (Un-)Möglichkeiten einer postkolonialen Soziologie, in: Hauke Brunkhorst/Sérgio Costa (Hg.): Jenseits von Zentrum und Peripherie: zur Verfassung der fragmentierten Weltgesellschaft. München: Hampp, 221-250.

Costa, Sérgio (2007): Vom Nordatlantik zum ›Black Atlantik‹. Postkoloniale Konfigurationen und Paradoxien transnationaler Politik. Bielefeld: transcript.

Dietze, Gabriele/Brunner, Claudia/Wenzel, Edith (Hg.) (2009): Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht. Bielefeld: transcript.

El-Tayeb, Fatima (2016): Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen in der Postmigrantischen Gesellschaft. Bielefeld: transcript.

Flick, Uwe (1991): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses, in: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Heiner Keupp/Lutz Rosenstiel/Stephan Wolff (Hg.): Handbuch qualitativer Sozialforschung. München: Psychologie Unionsverlag, 147-173.

Foroutan, Naika (2018a): Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript, 15-28, https://doi.org/10.14361/9783839439166-004 (abgerufen am 22.11.2021).

Foroutan, Naika (2018b): Was will eine postmigrantische Gesellschaftsanalyse?, in: dies./Juliane Karakayalı/Riem Spielhaus (Hg.): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a.M., New York: Campus, 269-299.

Foroutan, Naika/Karakayalı, Juliane/Spielhaus, Riem (2018): Einleitung: Kritische Wissensproduktion zur postmigrantischen Gesellschaft, in: dies. (Hg.): Postmigrantische Perspektiven: Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a.M., New York: Campus, 9-16.

Giebeler, Cornelia/Meneses, Marina (2012): Geben und Nehmen im Forschungsprozess. Reflexionen über trans-, inter- und interkulturelle Räume im Forschungsprojekt »Juchitán – die Stadt der Frauen: Vom Leben im Matriarchat« – Eine Retrospektive nach 20 Jahren, in: Olaf Kaltmeier/Sarah Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 145-169.

Go, Julian (Hg.) (2013): Postcolonial Sociology. Bingley, U.K.: Emerald.

Go, Julian (2016): Postcolonial Thought and Social Theory. Oxford: Oxford University Press.

Grimm, Sabine (1997): Postkoloniale Kritik, in: Die Beute, 14 (2), 48-61.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Boatcă, Manuela/Costa, Sérgio (2010): Decolonizing European Sociology. Interdisciplinary Approaches. Surrey: Ashgate.

Hall, Stuart (1997a): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices, London u.a.: Sage.

Hall, Stuart (1997b): Wann war »der Postkolonialismus«? Denken an der Grenze, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 219-246.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (3, Autumn), 575-599.

Häußermann, Hartmut (2006): Die Krise der ›sozialen Stadt‹: Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist, in: Heinz Bude/Andreas Willich (Hg.): Das Problem der Exklusion: Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition, 294-313.

Heckmann, Friedrich (2016): Interview mit Friedrich Heckmann: Im Gespräch mit Kai Vöckler, in: Peter Cachola Schmal/Oliver Elser/Anna Scheuermann (Hg.): Making Heimat: Germany, Arrival Country, Ostfildern: Hatje Cantz Verlag, 56-65.

Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim/Schröder, Helmut (1997): Verlockender Fundamentalismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hilscher, Annette/Roßmeißl, Felix/Siouti, Irini (2020): Einleitung. Kritik zwischen Rekonstruktion und Reflexivität, in: Stichwort: Akteur_innen der Kritik, in: Westend. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 17 (2), 71-80.

Huxel, Katrin/Tina Spies/Linda Supik (2020): PostKölnialismus – Otheringeffekte als Nachhall Kölns im akademischen Raum?, in: Katrin Huxel/Juliane Karakayalı/Ewa Palenga-Möllenbeck/Marianne Schmidbaur/Kyoko Shinozaki/Tina Spies/Linda Supik/Elisabeth Tuider (Hg.): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript, 127-144.

Kaltmeier, Olaf (2012): Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens, in: Olaf Kaltmeier/Sarah

Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 18-44.

Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) (2012): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kessl, Fabian/Melanie Plößer (Hg.) (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit: Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS.

Küster, Sybille (1998): Wessen Postmoderne? Facetten postkolonialer Kritik, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): Kurskorrekturen. Feminismus zwischen Kritischer Theorie und Postmoderne. Frankfurt a.M.: Campus, 178-215.

Leiprecht, Rudolf (Hg.) (2011): Diversitätsbewusste Soziale Arbeit, Schwalbach: Wochenschau Verlag.

Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.) (2001): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich.

McClintock, Anne (1995): Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest. New York, London: Routledge.

Mecheril, Paul (2020): Migrationsgesellschaftliche Bildungsforschung. Überlegungen aus der Perspektive der Cultural Studies, in: Thomas Theurer/Solveig Jobst/Ricarda Gugg/Wassilios Baros (Hg.): Bildungsherausforderungen in der globalen Migrationsgesellschaft. Kritische Beiträge zur erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung (= Europäische Bildung im Dialog 13). Berlin: Peter Lang, 57-70.

Mignolo, Walter D. (2005): The Idea of Latin America. Malden: Wiley-Blackwell.

Mignolo, Walter D. (2016): Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant.

Palenga-Möllenbeck, Ewa (2009): »Unsichtbare ÜbersetzerInnen« in der transnationalen Forschung: Übersetzung als Methode, in: Helma Lutz (Hg.): Gender Mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 158-173.

Pfeiffer, Christian/Baier, Dirk/Kliem, Sören (2018): Zur Entwicklung der Gewalt in Deutschland. Schwerpunkte: Jugendliche und Flüchtlinge als Täter und Opfer, https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/zur-entwicklung-der-gewalt-in-deutschland-/121148 (abgerufen am 21.03.2022).

Pries, Ludger (2010): Transnationalisierung: Theorie und Empirie grenzüberschreitender Vergesellschaftung. Wiesbaden: Springer.

Quijano, Aníbal (2019): Kolonialität der Macht, Eurozentrismus und Lateinamerika. Wien: Turia + Kant.

Randeria, Shalini (1999): Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie, in: Soziale Welt 50 (4), 373-382.

Reckwitz, Erhard (2000): »Postcoloniality ever after«. Bemerkungen zum Stand der Postkolonialismustheorie, in: Anglia. Zeitschrift für Englische Philologie 118 (1), 1-41.

Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript.

Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2010): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript.

Riegel, Christine (2016): Bildung, Intersektionalität, Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.

Römhild, Regina (2018): Europa post-migrantisch: Entdeckungen jenseits ethnischer, nationaler und kolonialer Grenzen, in: Naika Foroutan/Juliane Karakayalı/Riem Spielhaus (Hg.): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a.M., New York: Campus, 69-82.

Ruokonen-Engler, Minna K./Siouti, Irini (2013). »Doing Biographical Reflexivity« as a Methodological Tool in Transnational Research Settings, in: Transnational Social Review – A Social Work Journal 3 (2), 247-261.

Said, Edward (2014 [1978]): Orientalismus. Frankfurt a.M.: Fischer (4. Auflage, Original: »Orientalism«).

Said, Edward (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt a.M.: Fischer.

Said, Edward (1997): Die Politik der Erkenntnis, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 81-96.

Schrader, Achim/Nikles, Bruno W./Griese, Hartmut M. (1979): Die zweite Generation. Sozialisation und Akkulturation ausländischer Kinder in der Bundesrepublik. Königstein a.Ts.: Athenäum Verlag.

Sow, Noah (2009): Noch lange nicht passé: »Rasse« und Rassismus in Deutschland, in: dies.: Deutschland Schwarz Weiss. Der alltägliche Rassismus. München: Goldmann, 71-102.

Spies, Tina (2018): Kulturalisierung marginalisierter Männlichkeiten. Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Erklärungsansätzen zur Gewaltkriminalität – und ein Vergleich mit den Diskussionen ›nach Köln‹ und ›#metoo‹, in: Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe (ZJJ) 2, 132-138.

Spivak, Gayatri Ch. (2008 [1988]): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant.

Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnacion (2003): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. Münster: Unrast.

Tietje, Olaf/Tuider, Elisabeth (2019): Post-Migration-Society, Willkommenskultur und Flucht. Unsichtbares rekonstruieren – Nicht-Thematisiertes analysieren, in: DGS Kongressband: Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen, 2019, https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1065/1355 (abgerufen am 21.02.2022).

Thompson, Vanessa E. (2020): Postkoloniale Ethnographie. Aus der Komfortzone in die Kontaktzone, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 17 (2), 109-121.

Tuider, Elisabeth (2012): What About the ›National‹ When Doing Transnational Research? – Reflections on Biographical Research, Translations and the Impact of Power Relations, in: Transnational Social Research 2 (1), 31-46.

Tuider, Elisabeth (2020): Decolonizing Migration. Transnationalität unter postmigrantischen Vorzeichen, in: Katrin Huxel/Juliane Karakayalı/Ewa Palenga-Möllenbeck/Marianne Schmidbaur/Kyoko Shinozaki/Tina Spies/Linda Supik/Elisabeth Tuider (Hg.): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript, 201-218.

Tuider, Elisabeth/Lutz, Helma (2018): Postkolonialität und Biographieforschung, in: Helma Lutz/Martina Schiebel/Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biografieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 101-114 (2. Auflage).

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2003): Methodological Nationalism, the Social Sciences, and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology, in: International Migration Review 37 (3), 576-610, http://www.jstor.org/stable/30037750 (abgerufen am 21.03.2022).

Yeğenoğlu, Meyda (1998): Colonial Fantasies. Towards a Feminist Reading of Orientalism. Cambridge: Cambridge University Press.

Yildiz, Erol (2021): Das Postmigrantische und das Politische, in: Elisabeth Gensluckner/Michaela Ralser/Oscar Thomas-Olalde/Erol Yildiz (Hg.): Die

Wirklichkeit lesen. Political Literacy und politische Bildung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript, 21-42.

Postmigrantische Lesart
Theoretische und methodisch-methodologische Implikationen

Erol Yildiz

Eine wertende Unterscheidung zwischen ›Einheimischen‹ und ›Fremden‹ hat von Beginn an die Blickrichtung und das Profil der *konventionellen* Migrationsforschung im deutschsprachigen Raum bestimmt und eine Normalität geschaffen, die in vielen Studien über Migration und Integration bis heute nachwirkt. Das Paradebeispiel ist das Denken und Forschen in ethnisierenden und kulturalisierenden Kategorien, das zur Etablierung eines ethnisch-kulturellen Herkünften sortierenden *Migrantismus*[1] geführt hat. Auf diese Weise hat sich ein *ethnisches Rezeptwissen* etabliert, das immer noch – wenn auch latent – sowohl in den theoretischen Überlegungen und den methodisch-methodologischen Zusammenhängen als auch in der konkreten Forschung weiter reproduziert wird.

Diese Haltung kann man im wissenschaftlichen Umgang mit der Situation der ersten Migrationsgeneration genau erkennen. Die konventionelle Migrationsforschung war von Anfang an eine Ausländer- und Fremdheitsforschung, in seltenen Fällen aber Mobilitäts- und Transkulturalitätsforschung. Obwohl die Angehörigen der ersten Generation die Pionierarbeit geleistet, Mobilitäts- und Transkulturalisierungsprozesse unter sehr restriktiven Lebensbedingungen vorangetrieben haben, wurden Migrationsprozesse nicht

1 Unter »Migrantismus« wird ein normalistisches Diktat von Ordnung und Abweichung verstanden, ein System, das die Menschen anhand tradierter, gesellschaftlich konstruierter Vorstellungen von Normalität sortiert, klassifiziert, bewertet und ein- oder ausschließt. So wird ›der*die Migrant*in‹ zum Wissensobjekt, Migrantsein oder das Label »Migrationshintergrund« zur Eigenschaft von Menschen oder Gruppen, eine Art Naturalisierung der Differenz.

aus dieser Perspektive theoretisiert und erforscht. Ihre Mobilitätserfahrungen und -geschichten als solche wurden kaum zur Kenntnis genommen, wenn überhaupt, dann fast als routinemäßig desintegrativ eingestuft.

Aus einer postmigrantischen Perspektive wird hier für eine theoretische Denkweise und Forschungsperspektive plädiert, die die eingeübten Dichotomien (*ontologische Dualismen*)[2] überwindet und den Fokus auf nicht erzählte und marginalisierte Geschichten, Mehrdeutigkeiten, Ambivalenzen, Überschneidungen und Überlappungen richtet.

Die postmigrantische Lesart historischer wie gegenwärtiger Entwicklungen favorisiert ein *non-dualistisches Erkenntnisprinzip* (Josef Mitterer), das die theoretischen Ansätze, die methodischen und methodologischen Herangehensweisen, die konkreten Forschungspraktiken und die eingeübten Selbstverständlichkeiten im etablierten *Migrantismus* kritisch hinterfragt und neue Forschungsperspektiven eröffnet. Dieses Prinzip führt Phänomene zusammen, die in der konventionellen Migrationsforschung bisher getrennt gedacht wurden, und verlangt einen anderen Fokus, der uns wiederum dazu nötigt, andere Fragen zu stellen, andere Forschungsperspektiven einzunehmen, die Erkenntnisse neu zu deuten und zu kontextualisieren.

Was theoretisch konzipiert wird, wird in der Forschungspraxis teilweise unbewusst reproduziert, so hier die These. Die Denkhaltung, die hier postmigrantisch genannt wird, bedeutet eine Art *erkenntnistheoretische Verschiebung*, die später an Beispielen demonstriert wird. Das unter einem postmigrantischen Blickwinkel Beobachtete wird im Licht der ausgeschlossenen Möglichkeiten gelesen, um das Spezifische einer Forschungssituation verstehen zu können. Erst das Verlassen der eindeutig markierten Forschungswege, eine Art *kontrapunktische Deutung* gesellschaftlicher Situationen, kann den Horizont öffnen, kreative Perspektiven und Ideen hervorbringen; und erst die Dekonstruktion klassischer Dichotomien und Hierarchien schafft einen »Dritten Raum« im Sinne Bhabhas und widerständige Handlungsräume für Artikula-

---

2 Siegfried J. Schmidt unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen instrumentellen und ontologischen Dualismen. »Auf einen Nenner gebracht könnte man sagen: Um unsere Lebensprozesse pragmatisch erfolgreich zu bewältigen, brauchen wir *instrumentelle* Dualismen. Problematisch wird es, wenn wir diese instrumentellen Dualismen als *ontologische* Dualismen deuten, die ich als *Dichotomien* bezeichne, und wenn wir für diese Dichotomien Wahrheit beanspruchen; denn dann begeben wir uns über erkenntnistheoretische und erkenntnispraktische Überlegungen hinaus in das harte Spiel sozialer und politischer Machtausübung.« (Schmidt 2013: 46, Herv. i. O.)

tionen und Praktiken, die sowohl theoretisch als auch forschungspraktisch wichtig sind.

1. Migration oder Mobilität: Eine Frage der Perspektive?

Wie und welche Fragen gestellt werden, spielt für Beobachtungen, Forschungslandschaften und Analysen stets eine wegweisende Rolle, weil durch die Art der Fragestellung festgelegt wird, was gesehen – und was übersehen – wird. Sehen und Wahrnehmen erscheinen dann als aktive Handlungen. Migration kann aus der Perspektive der Sesshaftigkeit als eine gesellschaftliche Randerscheinung und ein vorübergehendes Phänomen oder im Gegensatz dazu als ein konstitutiver Bestandteil gesellschaftlicher und urbaner Transformation betrachtet werden, womit Gesellschaftsgeschichten als Migrationsgeschichten in den Fokus rücken.

Genauer betrachtet, zeigt sich im öffentlichen Migrationsdiskurs eine wie selbstverständlich praktizierte Doppelmoral: Bei der als ›einheimisch‹ definierten Bevölkerung werden Phänomene von Mobilität, Individualisierung und Vielheit als Zeichen weltweiter Orientierung, als biografische Ressourcen gelobt, bei Zugewanderten und deren Nachkommen aber, die ja zu der eigentlich mobilen Bevölkerung gehören, eher als Mangel gewertet und mit Skepsis betrachtet. Mehrfachzugehörigkeiten und mehrheimische Lebensentwürfe im Zeichen globaler Öffnungsprozesse gelten bei ›Einheimischen‹ als Selbstverständlichkeit, als Normalität, bei den ›Anderen‹ jedoch als unlösbares Problem. Es lässt sich, mit anderen Worten, kaum übersehen, dass im öffentlichen Diskurs zwischen Migration und Mobilität eine kategorische Unterscheidung vorgenommen wird. Der Begriff »Migration« wird weitgehend dazu benutzt, die Bewegung von Menschen zu bewerten und ihnen bestimmte Rollen zuzuweisen. Wer als »Europäer« auf der Suche nach einem Job umzieht, gilt als mobil, wer aus einem sogenannten Drittland kommt, gilt als ›Migrant‹ und nicht als ›Mobilant‹. Grenzüberschreitende Mobilitätsprozesse bestimmter Bevölkerungsgruppen werden offenbar nicht unter den positiven Werten europäischer Freizügigkeit verbucht. Aus dieser wertenden Trennung haben sich zwei unterschiedliche Diskurse entwickelt, die sich konkret auch auf Theoriebildungen, methodisch-methodologische Überlegungen und Forschungspraktiken auswirken.

Analog dazu begegnen wir einer hierarchischen Auffassung von Diversität, die auf paradoxe Vorstellungen von Vielheit verweisen. Während erfah-

rungsgemäß bestimmte Formen von Vielheit als vorteilhaft und erstrebenswert wahrgenommen werden, gelten andere als problematisch und werden je nach Kontext abgewertet, skandalisiert oder manchmal auch kriminalisiert. Migrationsbezogen definierte Diversitäten erscheinen dann als Abweichung von der hiesigen Normalität.

Für mehrsprachig aufgewachsene Kinder und Jugendliche ist es beispielsweise alltäglich, zwischen den Sprachen hin und her zu wechseln. Obwohl so ein *code switching* und andere hybride Sprachpraktiken in postmigrantischen Gesellschaften ganz normal sind, wird auch hier mit zweierlei Maß gemessen. Während eine Mischsprache aus Englisch oder Französisch und Deutsch durchaus akzeptiert wird, ist von »doppelter Halbsprachigkeit« und anderen Defiziten die Rede, sobald sich etwa Türkisch, Serbisch oder Arabisch in die deutsche Sprache mischen. In diesem Kontext sprechen Karin Cudak und Wolf-Dietrich Bukow zu Recht von Mobilitäts- und Diversitätsregimen, die sich immer noch am nationalen Hegemoniediskurs und damit an strengen Vorstellungen von Sesshaftigkeit orientieren (vgl. Cudak/Bukow 2016: 8).

Dass Beobachtungen zugleich auch aktive Handlungen sind, kann man an einem alltäglichen Beispiel demonstrieren. Schauen wir Jugendlichen beim Theaterspielen zu: Sie bringen ihre Unterschiede, ihre biografischen Ressourcen, ihre alters- oder sprachbedingten Kenntnisse ins Spiel ein, erfinden dabei ihre eigenen Regeln und konstruieren ihre subjektive Wirklichkeit. Auf diese Weise erfinden sie praktisch ihre eigenen situationsbezogenen Regeln. Wenn wir es so betrachten, geht es einfach um Jugendliche, die im gemeinsamen Theaterspiel ihre Lern- und Bildungsräume schaffen und ihre eigenen Lebenswirklichkeiten konstruieren. Nehmen wir dagegen eine Beobachtungsperspektive ein, die sich vom *verandernden* Differenzdenken leiten lässt, werden diese Jugendliche von vornherein nach gewissen Kriterien auseinanderdividiert: einheimische und ausländische oder christliche und muslimische Jugendliche spielen zusammen, was im Nachhinein als interkulturelles oder interreligiöses Lernen oder unter dem Vorzeichen interkultureller oder interreligiöser Verständigung interpretiert wird, eine Art Naturalisierung der Differenz.

Sehr schön zeigt sich die kindliche Sicht der Dinge in einem Internetvideo eines Frankfurter Rappers, in dem sich zufällig eine kleine Szene am Rand ereignet. Ein vierjähriger Junge, der sich bei den Dreharbeiten neugierig in der Nähe herumgedrückt hat, wird von dem Musiker angesprochen und dabei

auch gefragt, ob es in seinem Kindergarten viele Ausländer gebe. Der Junge antwortet spontan: »Nein, nur Kinder.«[3]

Um eine solche Art des Sehens und Beobachtens wieder zu erlernen, sollten eingespielte Sortierungen von ›einheimisch‹ und ›fremd‹, ›Wir‹ und ›Die‹ sowohl in der Theoriebildung als auch in der Forschungspraxis überwunden, praktisch *entlernt* werden. Die Wissenschaft hat hier die Aufgabe, dieses essenzialisierende Differenzdenken zu entnaturalisieren und als soziale Konstruktionen sichtbar zu machen. Daher wäre es an der Zeit, einen postmigrantischen Blick auf Migration, Sesshaftigkeit und Vielheit zu richten: Gesellschaften bestehen aus Menschen, die da sind. Das ist der Ausgangspunkt – nicht die Trennung zwischen ›Einheimischen‹ und ›Zugezogenen‹, wer immer auch damit gemeint ist.

2. Othering: Eurozentrismus als erkenntnistheoretische Basis

> »Diese Gleichsetzung von Weltgeschichte mit der westlichen Welt schließt ein, dass das westliche Geschichtsbewusstsein wesentlich selbstrefentiell war und geblieben ist. […] In einem solchen Verständnis der Welt wurden – und werden – alle anderen Gesellschaften, die sich der Moderne anschließen, darauf festgelegt, ihre Zukünfte im Spiegel westlicher Gegenwart zu entdecken.«
> *Wong 1999: 55*

Eurozentrische Bilder und Deutungsmuster, die in erster Linie zur Klassifizierung der Weltbevölkerung dien(t)en, führten im Laufe der Geschichte zur Etablierung einer westlichen Hegemonie und damit zur Verfestigung eines Universalismusdenkens. Es sind Bilder, die das Verhältnis zwischen ›Westen‹ und ›Nicht-Westen‹ historisch stark geprägt haben. Das eurozentrische Weltverständnis beruht auf der Annahme, dass historische Entwicklungen, die als

3 Siehe: https://www.youtube.com/watch?v=n7fFlDEVbqk (abgerufen am 30.03.2022).

typisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika angesehen werden, ein Konzept darstellen, an dem die Geschichten anderer Menschen und Gesellschaften gemessen und (ab-)gewertet werden (können). Die Besonderheiten und historischen Unterschiede nichteuropäischer Gesellschaften werden als ›unvollständig‹ und ›mangelhaft‹ beschrieben und als rückständig betrachtet (vgl. dazu Conrad/Randeria 2002). Der Rest der Welt erscheint aus dieser Sicht als eine Art »misslungene Kopie des Westens« (Ong 2005: 47). So wird das europäisch definierte ›Wir‹ zu einem universellen Phänomen, das dazu dient(e), ›Anderen‹ ihre Perspektiven und Geschichten abzusprechen (Chambers 1996: 154).

Dieses binäre Denkkonzept, demzufolge nur westliche Gesellschaften als modern, hochentwickelt und fortschrittlich gelten, während der ›Rest der Welt‹ als traditional, unterentwickelt und zurückgeblieben erscheint, verleiht der Moderne westlicher Provenienz automatisch einen universellen Status. Da die westliche Erfahrung den Maßstab für Normalität und Universalität vorgibt, rücken alle anderen historischen Erfahrungen gewissermaßen als pathologisch, defizitär oder partikular ins Blickfeld. Dabei handelt es sich um eine Denkweise, die auf einer ontologischen und epistemologischen Unterscheidung basiert – einer Unterscheidung zwischen ›Westen‹ und ›Rest‹, Nord und Süd.

Diese Form der Präsentation der ›Anderen‹ ist als eine europäische Perspektive zu sehen, die dazu dient, die historischen Kontinuitäten und aktuellen Weltverhältnisse auf eine bestimmte Art zu denken, zu ordnen und mit Bedeutungen zu versehen (vgl. Mitchell 2002). Gerade die als westlich definierte Aufklärung ist ein Paradebespiel dafür, das europäische Denken als universell zu entwerfen, es als die einzig denkbare Alternative darzustellen und andere Perspektiven, Ideen und Erfahrungswelten, die zu diesem Weltverständnis nicht passen, auszublenden oder abzuwerten. Der Begriff »eurozentrierte Geographie der Erkenntnis« (Mignolo 2019: 161) bringt diese Geisteshaltung deutlich zum Ausdruck. Damit ist gemeint, dass seit Generationen Philosoph*innen, Sozialwissenschaft*innen, Literaturwissenschaft*innen etc. Theorien entwickelt haben, welche für die gesamte Menschheit gelten sollten. Wie Dipesh Chakrabarty feststellt, wurden diese theoretischen Aussagen jedoch formuliert, ohne die Erfahrungen, Ideen und Perspektiven der meisten Bevölkerungsgruppen außerhalb Europas in die Überlegungen einzubeziehen (Chakrabarty 2010: 42). Dazu schreibt er: »Wenn wir unsere Aufmerksamkeit für die ›Minorität‹ subalterner Vergangenheiten schärfen, lernen wir mit Heterogenitäten zu leben, ohne sie

auf ein übergeordnetes Prinzip zu reduzieren, das Ausdruck eines bereits vorgegebenen Ganzen ist.« (Ebd.: 80)

Die Ausblendung des als ›anders‹ Wahrgenommenen aus dem universellen ›Wir‹ wurde und wird somit durch die Produktion des europäischen Wissens auch theoretisch festgeschrieben. Wie solche Vorstellungen, Weltbilder, Kollektivsymbole entstehen, wachsen, sich normalisieren und welche Bedeutung sie entfalten, hat Edward Said (1978 [dt. 1981]) in seiner bemerkenswerten Studie über den »Orientalismus« gezeigt. Die über ›den Orient‹ über lange Zeiträume hinweg produzierten und in alle Welt verbreiteten Texte repräsentieren nicht die differenzierte Wirklichkeit, sondern bringen kollektive westliche Vorstellungen zum Ausdruck. Said zeigte in seiner Studie, wie sich bestimmte historische Kontinuitäten formieren, wie bestimmte Wissensformate privilegiert werden und wie auf diese Weise andere Geschichten und Erfahrungen unsichtbar bleiben (vgl. die Einleitung in diesem Band). »Orientalismus war eine Methode zur Verdinglichung und Essentialisierung des Anderen […] und damit ein Versuch, die tief verankerte Überlegenheit der westlichen Welt zu demonstrieren«, so das prägnante Argument von Immanuel Wallerstein (2011: 87).

Die Formierung solcher Hegemonie (diskursive Formationen) und deren schrittweise Veralltäglichung und Normalisierung (diskursive Praktiken) zeigen, wie bestimmte Bilder, Geografien und kolonialistische Haltungen im Umgang mit dem sogenannten Orient, mit Migration und Islam strategisch und situativ eingesetzt werden.

Die Unterscheidung zwischen ›modern westlichen‹ und ›vormodern traditionellen‹ Gesellschaften scheint nur ein Aspekt einer ganzen Wissensproduktion zu sein. Die Institutionalisierung und Materialisierung dieser binären Denkart ist, wie Sebastian Conrad und Shalini Randeria (2002: 21f.) gezeigt haben, als eine gesamteuropäische Angelegenheit zu sehen. Entsprechend gibt es nicht nur im alltäglichen Sprachgebrauch, sondern auch in wissenschaftlichen Theoriebildungen, Forschungspraktiken, medialen Berichten und politischen Debatten bis heute eine Kategorisierung geografischer Orte mit Bezeichnungen wie »der Westen«, »der Okzident«, die »Erste Welt« als »das Zentrum«, »der Osten«, »der Orient« oder die »Dritte Welt« dagegen als »die Peripherie«.

3. Zur Genese des Othering in der konventionellen Migrationsforschung

Die eurozentrische Geisteshaltung schuf die Koordinaten der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Wahrnehmung und erzeugte reale soziale Konsequenzen. Binäre Trennungen nach dem Muster ›Wir und Die‹ leg(t)en die Grundlage dafür, wie die Lebenswirklichkeiten und kulturellen Orientierungen von zugewanderten Menschen aus nichteuropäischen Gebieten im ›westlichen‹ Kontext gedeutet und welche erkenntnistheoretischen, methodologischen, forschungspraktischen und pädagogischen Folgerungen daraus gezogen wurden. Der etablierte Migrantismus im deutschsprachigen Raum hat wesentlich zur Reproduktion dieser historisch formierten binären Denkweise beigetragen. Begriffe wie »Migration«, »Herkunft«, »Ethnizität« oder »Integration« wurden zu zentralen Denkkategorien des Migrantismus, prägten seine inhaltliche Ausrichtung und verdichteten sich schließlich zu beharrlichen dominanten Alltagsvorstellungen.

In einer der ersten Integrationsstudien Ende der 1960er Jahre – im Zentrum standen Gastarbeiterfamilien in Köln – kam man zu dem Ergebnis, dass vor allem die aus der Türkei stammenden Gastarbeiterfamilien aus »primitiven Gebieten« kommen und daher erhebliche Integrationsprobleme in der deutschen Gesellschaft aufweisen würden. Und noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts gelangte Philipp Ther zu der Erkenntnis, dass die Gastarbeiterfamilien und deren Nachkommen aus »unterentwickelten« Ländern kommen, zunehmend in »Parallelgesellschaften« leben und ihre Frauen aus den Herkunftsländern zu sich holen würden (Ther 2018: 322).

Dass Begriffe oder Metaphern nicht neutral, sondern forschungsleitend sind und damit die Forschungsrichtung bestimmen, zeigt u.a. die Bezeichnung »ethnische Kolonie«, die vom renommierten Migrationsforscher Friedrich Heckmann aus dem US-amerikanischen Kontext in die deutschsprachige Migrationsforschung eingeführt wurde. Der Begriff ist dem Assimilationsdiskurs der 1980er Jahre entlehnt, dient(e) als Erklärungsansatz für eine gescheiterte Integration von Migrant*innen und hat bis heute seine Wirkung nicht eingebüßt. Je nach Perspektive wird die »ethnische Kolonie« positiv oder negativ betrachtet. In einem Interview verweist Heckmann darauf, dass das Leben in diesem Raum den Prozess der »Erstintegration« erleichtern würde, wenn er nicht »zum ausschließlichen Verkehrskreis der Einwanderer wird und dies auch bleibt« (Heckmann 2016: 63). Auch der bekannte Stadtsoziologe Hartmut Häußermann verwendet zur Beschreibung der Lebenssituation von

Migrationsfamilien und deren Nachkommen in migrationsgeprägten Stadtteilen den Koloniebegriff und spricht diesbezüglich von »Übergangsorten« in die Mehrheitsgesellschaft. Nach Häußermann würden ethnische Kolonien für die Zugewanderten eine »behütete Erfahrung mit Rückzugsgarantie« bieten (Häußermann 2006: 303).

Diese Unterscheidung zwischen »Mehrheitsgesellschaft«, die anscheinend keiner weiteren Erklärung bedarf, und »ethnischer Kolonie« schafft eine Normalität, an der sich große Teile der Migrationsforschung weiterhin implizit oder explizit orientieren.

Ein weiterer Begriff, der Othering-Prozesse in der Wissenschaft und Forschungspraxis vorantreibt, ist »Parallelgesellschaft«. Die Metapher tauchte zum ersten Mal in der – reißerisch betitelten – Studie »Verlockender Fundamentalismus« (1997) von Wilhelm Heitmeyer, Helmut Schröder und Joachim Müller über Gewaltbereitschaft türkischer Schüler*innen in Nordrhein-Westfalen auf. Auch wenn dies von den Autoren nicht so intendiert war, führt das Label »Parallelgesellschaft« seitdem ein Eigenleben. Bei genauer Lektüre bekommt man den Eindruck, dass die Ergebnisse der Studie schon zu Beginn feststanden und die Forschungspraxis nur dazu diente, das etablierte ethnische Rezeptwissen zu bestätigen und weiter zu reproduzieren – eine Art sich selbst erfüllender Prophezeiung (vgl. kritisch dazu Hill 2016; Bukow et al. 2007).

Ein durchgehendes Motiv im Migrantismus war/ist die Metapher vom »Leben zwischen zwei Kulturen« oder »zwischen zwei Welten« als eine Art »kulturelle Schizophrenie«. Die folgenden Sätze aus dem Covertext der Studie »Leben zwischen zwei Kulturen« von Kadire Idrizi machen deutlich, wie durch solche Metaphern die Othering-Prozesse sowohl in der Theoriebildung als auch in der konkreten Forschung vorangetrieben werden:

> »Die Bewältigungsstrategien bei der zweiten Generation von MigrantInnen hat [sic] in der Migrationsforschung eine grosse Bedeutung. Das Leben zwischen zwei Kulturen kann bezüglich der Identitätsentwicklung eine grosse Herausforderung bedeuten. Unterschiede zwischen den aus dem Heimatland mitgenommenen Werten und Normen, sowie der in der Schweiz erwarteten andererseits, können zu Spannungen führen.« (Idrizi 2015)

In dieser Studie wird das »Dazwischensein« nicht als Chance zu einer möglichen Neuorientierung beschrieben, die die betreffenden Familien und deren Nachkommen vor Ort ergreifen, sondern als pathologische Situation, die einer therapeutischen Behandlung bedarf.

Eine weitere Metapher, die im Diskurs über Migrationsfamilien und deren Nachkommen eine Rolle gespielt hat, ist das »Kofferkind«. Damit sind Kinder gemeint, die von zugewanderten Familien aus unterschiedlichen Gründen zeitweilig in den Herkunftsgesellschaften zurückgelassen wurden oder hin und her pendeln mussten. In Gülcin Wilhelms Studie »Generation Koffer. Die zurückgelassenen Kinder« nehmen die Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen selbst wenig Raum ein, wenn überhaupt, werden sie fast reflexartig als dramatische Erlebnisse, als pathologische Fälle interpretiert (vgl. Wilhelm 2011).

In anderen Studien wird Migrationsfamilien per se unterstellt, sie wären aufgrund ihres »Modernisierungsrückstandes« nicht in der Lage, ihre Kinder beim Integrationsprozess zu unterstützen: »Allerdings ergeben sich in Familien ausländischer Herkunft aufgrund der doppelten Bewältigung von Kulturkonflikt und Modernisierungsrückstand vermutlich ganz spezifische Konfliktpotentiale, die das familiäre Zusammenleben und die Eltern-Kind-Beziehungen belasten können.« (Fuhrer/Uslucan 2005: 11) Nach diesem dominanten Verständnis erscheinen Migrationsfamilien als desintegrierende ›Un-Orte‹. Familien türkischer Herkunft wird das Vorherrschen einer stark geschlechtsspezifisch organisierten familialen Rollendifferenzierung nachgesagt, während deutschen Familien ein partnerschaftliches, kooperatives Verhältnis zwischen den Ehegatt*innen bescheinigt wird (vgl. Fuhrer/Mayer 2005: 73).

Damit verweisen die hier zitierten Passagen auf ein weiteres Muster, das zahlreiche Darstellungen prägt: Strukturelle gesellschaftliche Barrieren werden den Migrationsfamilien selbst zugerechnet. Entsprechend ist auch das Bild, das hier entworfen wird – immer wieder geht es um »Kulturdifferenzen« und »Integrationsprobleme«. Migrationsfamilien werden damit zu ›Unorten‹ gesellschaftlicher Integration stilisiert (vgl. dazu kritisch Apitzsch 2006: 249). Geradezu zwangsläufig werden soziale und kulturelle Bindungen zum Herkunftsland als dysfunktional zu den vorgefundenen gesellschaftlichen Anforderungen in der Aufnahmegesellschaft angesehen (vgl. Geisen 2014: 27). Aus dieser Sicht erscheinen die Erfahrungen und biografischen Ressourcen der Zugewanderten und deren Nachkommen als ›Überbleibsel‹, als ›Relikte‹ der Vergangenheit.

In den meisten Debatten kommt außerdem ein gewisser pädagogischer Drang ins Spiel. Die Ausländerforschung und die daran orientierte Ausländerpädagogik als koloniale Haltung sind als ein Beispiel für eine pädagogische Perspektive zu sehen, die immer noch dominant zu sein scheint. Den Zuge-

wanderten und deren Nachkommen soll – dies ist Teil des kollektiven Bemühens – beigebracht werden, wie sie zu leben haben, welche Anpassungsleistungen sie erbringen müssen und wie sie zu demokratischen und eindeutigen Subjekten werden können.

Dass in den zunehmend globalisierten und durch Mobilität und Vielheit geprägten Gesellschaften scheinbare Differenzen immer neue diverse und vielschichtige Formen annehmen können und ihnen damit jede kategorische Relevanz für gesellschaftliche Konstruktionen abzusprechen ist, erscheint in den oben zitierten Studien höchstens als Randnotiz, hat sich jedenfalls als wissenschaftliche und gesamtgesellschaftliche Erkenntnis noch nicht durchgesetzt. Die Existenz anderer Erfahrungsräume, etwa mehrheimische, weltheimische und superdiverse Lebenswirklichkeiten, kommt in solchen Deutungen nicht einmal als Möglichkeit vor. »Ein ursächliches Problem dabei ist, dass Migrationsforschung vielfach als Forschung über Migrant*innen verstanden wird, mit dem Effekt einer sich immer wieder nur selbst illustrierenden und reproduzierenden Migrantologie.« (Römhild 2015: 39) Die konventionelle Migrationsforschung scheint über einen nach ethnisch-nationalen Herkünften sortierten Migrantismus nicht hinauszukommen. Zu Recht plädiert Regina Römhild deshalb dafür, die Migrationsforschung zu entmigrantisieren und die Gesellschaftsforschung zu migrantisieren – und damit Migrationserfahrungen zu normalisieren (2015: 39).

Die ethnischen Kategorien, in der die Gesellschaft gedacht wird, sind nicht neutral, sondern übertragen gewisse Bedeutungen, prägen gesellschaftliche Diskurse, erzeugen Normalitäten und fungieren als »wirkmächtige Erkenntnisinstrumente« (Bettini 2018), sie prägen die Theoriebildungen, methodisch-methodologischen Vorstellungen und Forschungspraktiken. Dass die Erkenntnisse der zitierten Studien die institutionelle und öffentliche Wahrnehmung und das gesellschaftliche Bewusstsein über Migration und Integration mit formen, versteht sich von selbst. Darüber hinaus stehen solche Begriffe immer im Zusammenhang mit bestimmten Denktraditionen, die auch bestimmte Handlungsoptionen zur Verfügung stellen und eine enorme symbolische Kraft aufweisen. In seinem Buch »Was heißt sprechen?« hat Pierre Bourdieu (1990: 71) auf die kontrollierende, selektierende, organisierende und kanalisierende Macht der Diskurse und Begriffe hingewiesen.

Der weit verbreitete und unkritische Gebrauch der Begriffe »ethnische Kolonie« und »Parallelgesellschaft« oder von Wendungen wie »das Leben zwischen zwei Kulturen« in den Gesellschaftswissenschaften hat mehr dazu beigetragen, künstliche Gruppen und eindeutige Realitäten zu schaffen, als sie

tatsächlich zu beschreiben. Solche Gruppenkonstruktionen und die Objektivierungen gewinnen eine gewisse Plausibilität erst im Kontext theoretischer, methodisch-methodologischer und alltäglicher Kategorisierungen, in denen sie weiter reproduziert und verfestigt werden: »Rasse, Ethnizität und Nationalität gibt es nur in und durch Wahrnehmungen, Interpretationen, Repräsentationen, Klassifikationen und Identifikationen. Sie sind nicht Dinge *in* der Welt, sondern Sichtweisen *auf* die Welt – keine ontologischen, sondern epistemologischen Realitäten.« (Brubaker 2007: 117; Herv. i. O.)[4] Ähnlich argumentiert Walter D. Mignolo (2019: 104): »Unterschiedliche Perspektiven sind nicht nur eine Frage des Blicks, sondern auch des Bewusstseins, der physischen Verortung sowie Machtdifferenz.«

Solche wissenschaftlichen Klassifikationen haben wirklichkeitserzeugende Effekte, kanalisieren die Wahrnehmung von Realität und wirken dadurch in die Gesellschaft zurück. Zugleich versperren sie den Blick auf komplexe Lebenswirklichkeiten. Übersehen wird auf diese Weise, dass Gesellschaften und Städte immer schon durch die simultane Existenz von Vielheit zu charakterisieren waren und sind (vgl. Yildiz 2013).

Solche Wissensordnungen bzw. Machtverhältnisse kann man in Anlehnung an Michel Foucault (1978) als Dispositive bezeichnen. Die kulturelle Hegemonie schafft eine spezifische Dominanz, die über jene ausgeübt wird bzw. werden kann, die zum Objekt des Wissens werden. »Diejenigen, die den Diskurs produzieren, haben also die Macht, ihn *wahr zu machen* – z.B. seine Geltung, seinen wissenschaftlichen Status durchzusetzen«, so Stuart Hall (1994: 154: Herv. i. O.). Dabei geht es nicht einfach um subjektive Vorstellungen, sondern um einen gesellschaftlichen Wissensbestand, der eine bestimmte Gruppe überhaupt erst sichtbar macht, die dann in der Forschungspraxis als Problem identifiziert wird (vgl. Terkessidis 2004: 108). Die binäre Konstruktion ›Inländer/Ausländer‹ erscheint gerade deshalb als eine stabile Klassifikationsstrategie, weil Vorstellungen ethnisch-kultureller Differenzen vielfältig in die theoretischen, methodisch-methodologischen Zusammenhänge, in

4 »Ethnische Kategorien prägen das institutionelle, aber auch das informelle Erkennen und Wiedererkennen. Sie strukturieren nicht nur Wahrnehmung und Interpretation im Auf und Ab der alltäglichen Interaktion, sondern kanalisieren das Verhalten durch offizielle Klassifikationen und organisatorische Routinen. So können ethnische (und andere) Kategorien benutzt werden, um Rechte zuzuweisen, das Handeln zu regulieren, Nutzen und Lasten zu verteilen, kategorienspezifische Institutionen zu schaffen, bestimmte Personen als Träger kategorialer Eigenschaften zu identifizieren« (Brubaker 2007: 43).

die gesellschaftlichen Strukturen und institutionellen Praktiken eingebettet sind. Stuart Hall spricht in diesem Zusammenhang von einem »impliziten Rassismus« und meint damit »jene scheinbar naturalisierte Repräsentation von Ereignissen im Zusammenhang mit ›Rasse‹ […], in die rassistische Prämissen und Behauptungen als ein Satz *unhinterfragter Vorannahmen* eingehen« (Hall 1989: 156; Herv. i. O.).

4. Zur Analogie: Postkolonialismus und Postmigration

Vor allem im deutschsprachigen Raum taucht in den letzten Jahren vermehrt der Begriff »Postmigration« bzw. »postmigrantisch« auf, der im wörtlichen Sinne zunächst so viel wie »nach der Migration« heißt. Unter dieser Bezeichnung finden wir unterschiedliche Aspekte bzw. Perspektiven, die sich zu einem Gesamtdiskurs zu verdichten scheinen. Analog zu *postkolonialen* (Castro Varela/Dhawan 2015; Conrad/Randeria 2002; Terkessidis 2019), *dekolonialen* (Mignolo 2019) und *subalternen Studien* (Chakrabarty 2010) könnte man hier von *postmigrantischen Studien* sprechen. Auch wenn diese Analogie zwischen postkolonial und postmigrantisch zunächst irritierend wirkt und von einigen Autor*innen kritisiert wird (vgl. Mecheril 2014), lassen sich auf den zweiten Blick gewisse Parallelen erkennen. Ähnlich wie es Mark Terkessidis bereits 2019 in seinem Buch »Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute« explizit gemacht hat, argumentiere ich, dass postkoloniale oder dekoloniale Ideen für die Diskussion der postmigrantischen Gesellschaft nützlich sind bzw. aus dieser Perspektive bestimmte Mechanismen und Zusammenhänge sichtbar gemacht werden können, die bisher eher am Rande diskutiert wurden.

Wie Conrad und Randeria argumentieren, signalisiert der Begriff »postkolonial« nicht das Ende der kolonialen Dominanz, also nicht den Augenblick der Unabhängigkeit der ehemals kolonialisierten Länder, sondern er verweist auf das Fortbestehen und Nachwirken des Kolonialismus und dessen Effekte. Zu Recht verweisen die beiden Autor*innen darauf, dass die aktuellen Weltverhältnisse immer noch von imperialistischen und nachkolonialen Dominanzordnungen geprägt seien, welche die alten hegemonialen und asymmetrischen Machtverhältnisse weiter reproduzieren (vgl. Conrad/Randeria 2002: 24).

Die Grundidee der postkolonialen, dekolonialen und subalternen Studien – wenn sie auch in unterschiedlichen Kontexten entstanden sind und un-

terschiedliche Perspektiven aufzeigen – ist es, die Geschichtsschreibung des Kolonialismus von westlicher Hegemonie zu befreien und die historischen Entwicklungen neu und anders zu denken. So werden andere Zusammenhänge, geteilte Geschichten, Diskontinuitäten, Brüche und marginalisierte Sichtweisen ins Bewusstsein gerückt, die von der bisher favorisierten westlichen Normalität deutlich abweichen. Mit anderen Worten: Kolonialgeschichte wird aus der Erfahrung und Perspektive der Kolonialisierten erzählt. In dieser Sicht verweisen diese Studien auf einen konstitutiven »Bruch mit der gesamten historiographischen Großnarrative« (Hall 1997: 232). Gerade darin liege ihr theoretischer Vorteil.

In diesem Kontext benutzt Homi K. Bhabha Begriffe wie »Dritter Raum«, »Zwischenräume«, »Spaltungen« oder »Doppelungen« (vgl. Bhabha 1997a). Da mir einige Ideen von Bhabha für die postmigrantische Denkweise relevant erscheinen, werde ich kurz auf sie eingehen.

Bhabha wendet sich den »wandernden Randgebiete[n] kultureller De-Platzierung« zu und plädiert dafür, »die kulturelle und historische Hybridität der postkolonialen Welt zum paradigmatischen Ausgangspunkt« zu nehmen (Bhabha 2000: 32). Erst die postkoloniale Perspektive eröffne einen »dritten Raum«, in dem die Verwandlung »inkommensurabler«, scheinbar unübersetzbarer Differenzen eine Spannung schaffe, wie sie für Existenzweisen an der Grenze typisch sei (vgl. ebd.: 326), einen Raum, »in dem die Vergangenheit nicht ursprünglich und die Gegenwart nicht einfach ein Übergang ist« (ebd.: 327). In diesem Zwischenraum lasse sich die Vergangenheit in der Gegenwart auflösen, sodass Zukunft wieder zu einer offenen Frage würde, statt bereits durch die Vergangenheit geprägt zu sein (vgl. ebd.: 328). So lassen wir uns mit Bhabha auf einen Raum ein, in dem asymmetrische Kräfte, Dissonanz und Ungesagtes in einer Begegnung aufeinandertreffen, aus der ›der Westen‹ und seine ›Anderen‹ verändert hervorgehen werden. Dieses Konzept stellt unser klassisches Bild von Identität und Kultur als homogenisierende Kräfte infrage (vgl. ebd.: 56):

> »Theoretisch innovativ und politisch entscheidend ist die Notwendigkeit, über Geschichten von Subjektivitäten mit einem Ursprung oder Anfang hinaus zu denken und sich auf jene Momente oder Prozesse zu konzentrieren, die bei der Artikulation von kulturellen Differenzen produziert werden.« (Bhabha 1997b: 124)

Aus dieser Denkweise heraus wird die binäre Logik von Identitätskonstruktionen wie ›Schwarz/Weiß‹, ›Inländer/Ausländer‹, ›Selbst/Andere‹ aufgebro-

chen. Diese Zwischenräume der Identifikationen eröffnen nach Bhabha »die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene oder verordnete Hierarchie gibt« (ebd.: 127).

In dieser Hinsicht sind solche Zwischenräume zugleich Räume des Widerstands und der Intervention. Die Relation Vergangenheit/Gegenwart wird zu einem notwendigen statt nostalgischen Teil des Lebens. Erst in den Zwischen-Räumen der Moderne ließe sich eine »postkoloniale Gegenmoderne« erkennen, bilden sich neue Konstellationen und Praktiken heraus, die nicht mehr auf Eindeutigkeit, sondern auf Ambivalenz und Hybridität basieren. In diesem Zusammenhang spricht Bhabha von einer »projektiven Vergangenheit«; er meint damit eine Art kultureller Neueinschreibung, die in die Zukunft hineinreicht, »eine Form des zukünftigen Gewesenen« (Bhabha 2000: 378).

In Analogie zu dieser Auffassung des Postkolonialismus bedeutet die Idee der »Postmigration« zunächst, die Geschichte der Migration neu zu erzählen und das gesamte Feld der Migration radikal neu zu denken. Die postmigrantische Lesart der Wirklichkeit ist als ein Versuch zu verstehen, die Perspektiven und Erfahrungen jener zur Sprache zu bringen, die im Sinne des dominanten eurozentrischen Weltbildes als ›nicht modern‹, ›nicht zivilisiert‹, ›nicht aufgeklärt‹ und ›nicht emanzipiert‹ verortet wurden und werden.

Im Gegensatz zu gängigen nationalen Narrativen wird im postmigrantischen Diskurs nicht nach integrativen Leistungen von Menschen gefragt, die ein wesentlicher Bestandteil der Gesellschaft sind, es rücken vielmehr Prozesse von Entortung und Neuverortung, Mehrdeutigkeit und Grenzerfahrungen ins Zentrum. Gerade der von Bhabha im metaphorischen Sinn gebrauchte Begriff »Dazwischen« oder die von Mignolo (2019: 190) eingeführte Bezeichnung »Grenzdenken« scheint auch für (post-)migrantische Situationen, in denen mit eindeutigen Verortungen gebrochen wird und Diskontinuitäten fokussiert werden, relevant zu sein. Dieser radikale Bruch stellt Dualismen von ›westlich/nichtwestlich‹ oder ›Inländer/Ausländer‹, die bisher als Wegweiser der gesellschaftlichen Wahrnehmung fungierten und eine Vielzahl wissenschaftlicher Forschungen prägten, infrage und rückt stattdessen produktive Spaltungen, Mehrfachzugehörigkeiten und Grenzbiografien ins Blickfeld.

5. Das Postmigrantische und das Kontrapunktische

Die postmigrantische Denkweise ist kein Ansatz im klassischen Sinn. Vielmehr versammeln sich in dieser Sichtweise verschiedene Ideen, die in den letzten Jahren entwickelt wurden und in eine gewisse Richtung weisen – gemeinsam ist ihnen eine *kontrapunktische Lesart*, aus der historische Entwicklungen und gegenwärtige soziale Verhältnisse neu interpretiert werden. Die entsprechenden Diskurse fasse ich als *postmigrantische Studien* (vgl. aktuell Foroutan 2019; Foroutan et al. 2018; Hill/Yildiz 2018).

Das postmigrantische Denken widersetzt sich dem dominanten akademischen Migrantismus, weil dieser Marginalisierte nicht als Gestalter*innen, als Expert*innen ihrer eigenen Lebenspraxis, als Subjekte ihrer eigenen Geschichte sieht. Diese Kritik ist der Kern der postmigrantischen Denkweise. Eine kritische Haltung gegenüber dominanten nationalen Deutungen und der dazugehörigen Geschichtsschreibung ist das Markenzeichen postmigrantischer Studien. Unter postmigrantischer Geschichtsschreibung ist gleichzeitig eine postnationalistische Form der Historiografie zu verstehen.

Das Postmigrantische konstruiert keine Wirklichkeit, es verhilft vielmehr dazu, sie historisch neu zu denken, zu forschen, zu deuten, zu beschreiben und zu begreifen. Was mit den Begriffen »Interkulturalität« oder »Multikulturalität« nicht funktioniert hat, könnte jetzt gelingen, wenn wir verstehen, dass Migration und Vielheit keine Optionen sind, sondern eine alltägliche Realität darstellen.

Dieser grundlegende Perspektivwechsel verweist auf einen Bruch mit dem etablierten Migrantismus und ermöglicht uns, gesellschaftliche Entwicklungen anders zu sehen, historisch neu zu kontextualisieren, andere Denkhaltungen einzunehmen und auf diese Weise eine andere Topografie des Möglichen zu entwerfen. Dahinter steht zugleich eine kritische Auseinandersetzung mit der bisherigen Wissensproduktion, eine Revision dessen, was bisher erzählt und was ignoriert bzw. ausgelassen wurde, eine Art *erkenntnistheoretische Verschiebung der Migrationsforschung*. Dabei geht es um das Überwinden von Denkmustern, das Neudenken des gesamten Feldes, in welches der Migrationsdiskurs eingebettet ist. In diesem Sinn handelt es sich durchaus um eine *epistemologische Wende*, einen radikalen Bruch mit der Grundprämisse des herkömmlichen Migrantismus und seiner kategorischen Trennung zwischen ›Migrant‹ und ›Nichtmigrant‹, ›Migration‹ und ›Sesshaftigkeit‹. Dies lässt herkömmliche Differenzauffassungen fragwürdig erscheinen und fördert neue Kombinationen zutage. Wenn Migration zum paradigmatischen Ausgangs-

punkt wird, rücken bisher marginalisierte Wissensarten und Praktiken in den Fokus. Dies verlangt nach einer radikalen Revision etablierter Definitionen von historischen Vorstellungen von Normalität, bedeutet zugleich, Phänomene, Entwicklungen und Geschichten zusammenzudenken, die für gewöhnlich isoliert betrachtet werden, und eine *non-dualistische Lesart* anzuwenden (vgl. Mitterer 2011).

Geschichten aus der Perspektive und Erfahrung von Migration zu erzählen und dabei marginalisiertes und weithin ignoriertes Wissen sichtbar zu machen, ist eine widerständige und subversive Praxis, die für das postmigrantische Denken von zentraler Bedeutung ist (vgl. Yildiz 2021). Diese Lesart führt weg von ethnisch bzw. migrantisch sortierten Theorien und Forschungspraktiken und weitet den Blick auf die Gesamtgesellschaft. Für den postmigrantischen Diskurs bedeutet das, die Migrationsforschung in jeder Hinsicht aus ihrer bisherigen Sonderrolle zu befreien und als Gesellschaftsforschung zu etablieren. Um es mit Regina Römhild auf den Punkt zu bringen: »Was fehlt, ist nicht noch mehr Forschung über Migration, sondern eine von ihr ausgehende reflexive Perspektive, mit der sich neue Einsichten in die umkämpften Schauplätze ›Gesellschaft‹ und ›Kultur‹ gewinnen lassen« (Römhild 2014: 263).

Eine postmigrantische Perspektive suspendiert soziale Sortierungen, die auf binären und naturalisierenden Dichotomien beruhen, und rückt dafür hybride, mehrdeutige Entwicklungen ins Blickfeld, ohne jedoch Dominanzverhältnisse und strukturelle Barrieren zu übersehen. Für die Migrationsforschung bedeutet dies, das Verhältnis zwischen Migration, Mobilität und Vielheit neu zu denken. Lenkt man den Forschungsfokus auf alltägliche Lebenswirklichkeiten, werden biografische Konstruktionen, Verortungspraxen, Geschichten und neue Genealogien der Gegenwart jenseits nationaler und eurozentrischer Narrative und Polarisierungen sichtbar.

Das Postmigrantische fungiert damit als eine Beobachtungskategorie für soziale Situationen und Analysen von Mobilität und Vielheit, macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen deutlich, die nicht am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern zentrale gesellschaftliche Verhältnisse zum Ausdruck bringen. »Postmigration« versteht sich dann als ein Kampfbegriff gegen Perspektiven des Migrantismus und der Marginalisierung von Menschen, die sich als integraler Bestandteil der Gesellschaft sehen, gegen einen öffentlichen Diskurs, der Migrationsgeschichten weiterhin als spezifische historische Ausnahmeerscheinungen behandelt und in

dem zwischen einheimischer Normalität und eingewanderten Problemen unterschieden wird.

6. Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse

Das, was bisher gesagt wurde, lässt den Schluss zu, dass Gesellschaften und insbesondere Städte ohne nachhaltige Erfahrungen und Wirkungen des Kommens, Gehens und Bleibens kaum denkbar sind. »Die Bewegung ist eben nicht etwa eine Abweichung von der Sesshaftigkeit, sondern Normalzustand und gleichzeitig notwendige Voraussetzung von Subjektivität« (Terkessidis 2015: 96).

Diese Einsicht lässt der etablierte Migrantismus oft vermissen. Hier wird der wissenschaftliche Fokus gewöhnlich auf spezifische Bevölkerungsgruppen (Migrant*innen) gerichtet, um sie entlang eines Mehrheitsdiskurses zu kategorisieren und zu verandern. Damit wird eine künstliche Differenz geschaffen, die in der Wirklichkeit so nicht existiert. Diese binäre Denkart konstruiert erst die Realität, die dann untersucht werden soll. Konzentriert sich die Theoriebildung und konkrete Forschung auf migrantisch definierte Gruppen, so sollte sie sich in einem postmigrantischen Sinne frei von binären Zuschreibungen machen und Beschreibungskategorien aus der Perspektive und Erfahrung der betreffenden Menschen zu rekonstruieren versuchen, um objektivierende Othering-Prozesse zu vermeiden.

Die postmigrantische Idee verweist auf die Notwendigkeit, die nationalen, eurozentrischen und ethnischen Vorstellungen über Gemeinschaft, Kollektivität und Zugehörigkeit zu überdenken. Menschen werden nicht von vornherein nach bestimmten Kriterien kategorisiert und bestimmten imaginären ethnischen Gemeinschaften zugeordnet, sondern als Teil gesellschaftlicher Entwicklung und radikaler Vielheit wahrgenommen.

Migrationsforschung als Gesellschaftsanalyse zu betreiben, bedeutet dann, den Blickwinkel zu ändern, den Fokus auf das Leben vor Ort, auf die Niederungen des Alltags zu richten. Im Zentrum steht dann nicht mehr die Frage, wie Migrant*innen und Einheimische zusammenleben bzw. welche Konflikte sie haben, sondern was das Leben in einer Gesellschaft, in einem Stadtteil oder auf einer Straße ausmacht, was dazugehört. Im Mittelpunkt steht das alltägliche Zusammenleben vor Ort, der Fokus darauf, wie man sich inmitten des sich permanent im Wandel Befindlichen arrangieren und verorten kann. Das Forschungsinteresse und die methodische Perspektive richten

sich automatisch auf das Lebenspraktische, die alltägliche Erfahrungen und die unspektakulären Dinge des Alltags.

Es wäre an der Zeit, einen postmigrantischen Blick auf Gesellschaft, Stadt und Vielheit zu richten: Jede Gesellschaft, jede Stadt besteht aus Menschen, die da sind und da leben wollen. Das ist der Ausgangspunkt – nicht die wertende Unterscheidung zwischen ›Einheimischen‹ und ›Zugezogenen‹.

Geht man also davon aus, dass Gesellschafts- und Stadtentwicklung schon immer durch Migration und Mobilität erfolgt ist, so entstehen daraus andere Ideen, Forschungsfragen und Gesellschaftskonzepte als die im Migrationskontext seit Jahrzehnten viel beschworenen Integrationsprogramme – die zudem nicht als Angebot, sondern als misstrauische Forderung und Warnung an spezifische Gruppen gerichtet werden. Es geht vielmehr darum, im Sinne einer offenen Gesellschaft oder offenen Stadt, alle Menschen an der Gestaltung der Zukunft zu beteiligen (zur offenen Stadt vgl. Sennett 2018).

Dazu wäre auch ein nachhaltiges Umdenken in der Stadtplanung erforderlich. Statt migrationsgeprägte Stadtviertel als »ethnische Kolonie«, »Parallelgesellschaft« oder »Brennpunkt« zu stigmatisieren, sollten sie als Orte der Mobilität und Vielheit zum Ausgangspunkt zukünftiger konzeptioneller wissenschaftlicher Überlegungen gemacht werden (vgl. Yildiz/Mattausch 2009). Orientiert an stadtsoziologischen Erkenntnissen, entwickeln dagegen viele Kommunen in den letzten Jahren Integrationsleitbilder, die immer noch der alten Logik folgen. Regelmäßig wird danach gefragt, wie man Zugezogene, Ausländer*innen oder Migrant*innen integrieren kann – zu denen paradoxerweise oftmals Menschen gezählt werden, die schon seit Generationen vor Ort sind, offenbar aber nicht als dazugehörig wahrgenommen werden. Die Trennung über Generationen setzt sich fort, anstatt dass gefragt wird: Es geht um die Zukunft der Gesellschaft oder der Stadt, wie kann man alle daran beteiligen?

Das Verhältnis zwischen Migration, Gesellschaft, Stadt und Vielheit neu durchzudenken und daraus zukunftsweisende Forschungskonzepte zu entwickeln, bedeutet schließlich, von einem methodologischen Ethnozentrismus und »methodologischen Nationalismus« (Glick Schiller 2014: 58ff.) Abschied zu nehmen, das Dogma der Sesshaftigkeit infrage zu stellen, die alltägliche Lebenswirklichkeit der Menschen in den Mittelpunkt zu rücken und sie als Expert*innen ihrer eigenen Lebenspraxis zu respektieren.

Die neuen Verortungspraktiken können besser mit einem »methodologischen Kosmopolitismus« (Beck 2004: 125) sichtbar gemacht und analysiert werden. Hier geht es um eine Bewegung, die Regionen, Kulturen, Lebens-

formen und Lebensentwürfe, die räumlich wie zeitlich entfernt liegen, auf lokaler Ebene verknüpft. In diesem Zusammenhang spricht Ulrich Beck von der Metamorphose der Welt und meint damit, dass das gestern Undenkbare heute nicht nur möglich, sondern längst Realität geworden sei, eine Art realisierte Utopie (vgl. Beck 2017: 12).

7. Eine andere Forschungsperspektive: Leben wir in einer mehrheimisch-weltheimischen Gesellschaft?

Postmigrantische Analyse der Gesellschaft bedeutet zunächst, die historische Genese des eurozentrischen Denkens und Wahrnehmens in den Blick zu nehmen, in diesem Fall die Genese des Migrantismus. Der etablierte Migrantismus ist ein Beleg dafür, wie verandernde Bilder und Deutungen im Migrationskontext entstanden sind, die heute noch, wenn auch implizit, für Theoriebildung, methodologische Überlegungen und Forschungspraxis leitend sind. Alles, was nicht zur national und eurozentrisch gedachten Eindeutigkeit passt, das Mehrdeutige, das Fragmentarische, das Dazwischen, wird fast reflexartig als defizitär und als nicht kompatibel mit der westlichen Normalität empfunden.

Hier stellt sich die Frage, was passieren würde, wenn kontrapunktisch und non-dualistisch gedacht wird, wenn mit totalisierenden, vereindeutigenden Denkweisen und Kontinuitäten gebrochen und stattdessen das Mehrdeutige, das Uneindeutige, das Fragmentarische, das gemeinsam Geteilte zum Ausgangspunkt der Forschung genommen wird. Welche gesellschaftliche Vorstellungskraft bzw. Einbildungskraft könnte aus dieser Vorgehensweise hervorgehen?

Das Postmigrantische als Grenzdenken, als Dazwischen zu betrachten, würde auf radikale Weise unsere Vorstellungen über Gesellschaft, Migration, Kultur, Welt, Subjekt verändern. Der Ausgangspunkt der Forschung wäre dann die Vielheit und die geteilten Geschichten in der postmigrantischen Gesellschaft. Das Mehrdeutige und das gemeinsam Geteilte als Normallfall zu denken, bedeutet auch, sich von den eingespielten hegemonialen Gewissheiten zu befreien, was mit neuen Denkalternativen einhergeht.

Forschungsperspektiven, die radikal offen sind, können einerseits die Othering-Prozesse in der Theoriebildung und Forschungspraxis infrage stellen oder zumindest reflektieren; und sie können andererseits neue Wirk-

lichkeiten sichtbar machen, die bis dahin unsichtbar und undenkbar waren. Mit anderen Worten geht es darum, zuzulassen, dass die marginalisierten Positionen unsere eigenen generalisierenden Vorstellungen verunsichern und uns die Einsicht eröffnen, dass unsere Denksysteme endlich sind und nur einige unter vielen darstellen. Diese Denkweise birgt ein subversives Potenzial und führt vor Augen, dass es viele Versionen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gibt.

Vieles spricht für einen *kontrapunktischen* und *non-dualistischen Blick* in der Migrationsforschung, der zum einen die historischen Entwicklungen neu deutet und kontextualisiert und eine andere Genealogie der Gegenwart entwirft und zum anderen Migration und Sesshaftigkeit, ›einheimisch‹ und ›nichteinheimisch‹ zusammendenkt und auf dieser Grundlage argumentiert. Es ist notwendig, eine selbstkritische Forschung zu betreiben, eine Abkehr von sich selbst produzierenden Analysen über ›Migranten‹ und ›Einheimische‹, Studien, die wesentlich zur Verfestigung und Normalisierung von Differenzdenken und ethnischem Rezeptwissen beigetragen haben.

Vielleicht benötigen wir neue Begriffe, die solche sortierenden Blicke in der Forschungslandschaft überwinden, wie beispielsweise der Begriff des *Mehrheimischen* oder *Weltheimischen* (vgl. Yildiz/Meixner 2021). Mehrheimischsein oder Weltheimischsein könnten als Metapher verwendet werden, um von der Wir-Die-Logik wegzukommen. Die Perspektiven erscheinen sowohl im theoretischen Kontext als auch in der konkreten Forschungspraxis interessant, weil sie die eingespielte Denkhaltung ›einheimisch/nicht-einheimisch‹, ›migrantisch/nicht-migrantisch‹ oder ›global/lokal‹ infrage stellen und neue Ideen und Forschungsperspektiven eröffnen können. Der theoretische und forschungspraktische Hintergrund dazu wäre, dass wir alle mehrheimisch und weltheimisch sind, wenn auch auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlicher Intensität. Dies würde uns dazu motivieren, andere Fragen zu stellen und Denkalternativen zu entwickeln, um Othering-Prozesse sowohl in der Theoriebildung als auch in der forschenden Praxis zu vermeiden oder zumindest zu dosieren.

Mehrheimischsein oder Weltheimischsein erscheint aus diesem Blickwinkel als eine realisierte Utopie und lenkt den Fokus auf ein alternatives Verständnis von Welt, Kultur, Raum, Ort und Mensch. Diese Forschungsperspektive geht sowohl mit anderen erkenntnistheoretischen als auch methodischen wie methodologischen Implikationen einher. Menschen werden nicht von vornherein nach künstlichen und teilweise naturalisierenden Kriterien auseinanderdividiert, sondern ihre Erfahrungen, unterschiedlichen Lebens-

weisen und Bezüge werden in den Mittelpunkt gerückt: geografische, globale, biografische, familiäre, kulturelle etc. Auf diese Weise kann erforscht werden, dass und wie Menschen gleichzeitig mit und in verschiedenen Kulturen, Loyalitäten, Biografien, Sprachen und Lokalitäten beheimatet sein können, eine Art gelebte und unspektakuläre Alltagspraxis.

Immer weniger Menschen verbringen ihr ganzes Leben an ein und demselben Ort, viele haben, über Ländergrenzen hinweg, ihren Wohnsitz mehrmals gewechselt. Dies alles gehört zum alltäglichen Leben und wird erst auf den zweiten Blick erkennbar: wenn Lebensgeschichten erzählt und reflektiert werden. Vieles, was wir heute als national oder homogen wahrnehmen, ist ein Ergebnis von Vermischung und Übersetzung, ein Teil verflochtener Geschichten. Vielleicht haben wir alle einen Welthintergrund!

Literatur

Apitzsch, Ursula (2006): Die Migrationsfamilie: Hort der Tradition oder Raum der Entwicklung interkultureller biografischer Reflexivität?, in: Tarek Badawia/Helga Luckas/Heinz Müller (Hg.): Das Soziale gestalten. Über Mögliches und Unmögliches der Sozialpädagogik. Wiesbaden: VS Verlag, 249-264.

Beck, Ulrich (2004): Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (2017): Die Metamorphose der Welt. Berlin: Suhrkamp.

Bettini, Maurizio (2018): Wurzeln. Die trügerischen Mythen der Identität. München: Kunstmann.

Bhabha, Homi K. (1997a): Die Frage der Identität, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 97-122.

Bhabha, Homi K. (1997b): Verortungen der Kultur, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 123-148.

Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen: Stauffenburg.

Bourdieu, Pierre (1990): Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: New Academic Press.

Brubaker, Rogers (2007): Ethnizität ohne Gruppen. Hamburg: Hamburger Edition.
Bukow, Wolf-Dietrich/Nikodem, Claudia/Schulze, Erika/Yildiz, Erol (2007) (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag.
Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.
Chakrabarty, Dipesh (2010): Europa als Provinz. Perspektiven postkolonialer Geschichtsschreibung. Frankfurt a.M., New York: Campus.
Chambers, Iain (1996): Migration – Kultur – Identität. Tübingen: Stauffenburg.
Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (2002): Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M., New York: Campus, 9-49.
Cudak, Karin/Bukow, Wolf-Dietrich (2016): Auf dem Weg zur Inclusive City, in: Melanie Behrens/Wolf-Dietrich Bukow/Karin Cudak/Christoph Strünck (Hg.): Inclusive City. Überlegungen zum gegenwärtigen Verhältnis von Mobilität und Diversität in der Stadtgesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag, 1-22.
Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.
Foroutan, Naika/Karakayalı, Juliane/Spielhaus, Riem (Hg.) (2018): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen Kritik. Frankfurt a.M., New York: Campus.
Fuhrer, Urs/Mayer, Simone (2005): Familiäre Erziehung im Prozess der Akkulturation, in: Urs Fuhrer/Haci-Halil Uslucan (Hg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Stuttgart: Kohlhammer, 59-85.
Fuhrer, Urs/Uslucan, Haci-Halil (2005): Immigration und Akkulturation als ein intergenerationales Familienprojekt: eine Einleitung, in: Urs Fuhrer/Haci-Halil Uslucan (Hg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Stuttgart: Kohlhammer, 9-16.
Foucault, Michel (1978): Historisches Wissen der Kämpfe und Macht, in: ders.: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve Verlag.
Geisen, Thomas (2014): Multilokale Existenzweisen von Familien im Kontext von Migration. Herausforderungen für Forschung und Theorieentwick-

lung, in: Thomas Geisen/Tobias Studer/Erol Yildiz (Hg.): Migration, Familie und Gesellschaft. Beiträge zu Theorie, Kultur und Politik. Wiesbaden: VS Verlag, 27-58.

Glick Schiller, Nina (2014): Das transnationale Migrationsparadigma: Globale Perspektiven auf die Migrationsforschung, in: Boris Nieswand/Heike Drotbohn (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende der Migrationsforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 153-178.

Hall, Stuart (1989): Die Konstruktion von »Rasse« in den Medien, in: ders.: Ideologie, Kultur, Medien, Neue Rechte, Rassismus. Ausgewählte Schriften. Hamburg, 150-171.

Hall, Stuart (1994): Das Spektakel des »Anderen«, in: ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4. Hamburg: Argument, 108-166.

Hall, Stuart (1997): Wann war »der Postkolonialismus«? Denken an der Grenze, in: Elisabeth Bronfen/Benjamin Marius/Therese Steffen (Hg.): Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte. Tübingen: Stauffenburg, 219-246.

Häußermann, Hartmut (2006): Die Krise der ›sozialen Stadt‹. Warum der sozialräumliche Wandel der Städte eine eigenständige Ursache für Ausgrenzung ist, in: Heinz Bude/Andreas Willich (Hg.): Das Problem der Exklusion. Ausgegrenzte, Entbehrliche, Überflüssige. Hamburg: Hamburger Edition, 294-313.

Heckmann, Friedrich (2016): Interview mit Friedrich Heckmann. Im Gespräch mit Kai Vöckler, in: Peter Cachola Schmal/Oliver Elser/Anna Scheuermann (Hg.): Making Heimat. Germany, Arrival Country. Ostfilder: Hatje Cantz, 56-65.

Heitmeyer, Wilhelm/Müller, Joachim/Schröder, Helmut (1997): Verlockender Fundamentalismus. Frankfurt a.M: Suhrkamp.

Hill, Marc (2016): Nach der Parallelgesellschaft. Neue Perspektiven aus Stadt und Migration. Bielefeld: transcript.

Hill, Marc/Yildiz, Erol (Hg.) (2018): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript.

Idrizi, Kadire (2015): Leben zwischen zwei Kulturen. Bewältigungsstrategien von MigrantInnen zwischen den familiären Werten und Normen der im Ankunftsland Erwarteten. Saarbrücken: Akademikerverlag.

Mecheril, Paul (2014): Was ist das X im Postmigrantischen?, in: sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung 2 (3), 107-112.

Mignolo, Walter D. (2019): Epistemologischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant.

Mitchell, Timothy (2002): Die Welt als Ausstellung, in: Sebastian Conrad/Shalini Randeria (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M., New York: Campus, 148-176.

Mitterer, Josef (2011): Das Jenseits der Philosophie. Wider das dualistische Erkenntnisprinzip. Weilerswist: Velbrück.

Ong, Aihwa (2005): Flexible Staatsbürgerschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Römhild, Regina (2014): Diversität?! Postethnische Perspektiven für eine reflexive Migrationsforschung, in: Boris Nieswand/Heike Drotbohm (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 255-270.

Römhild, Regina (2015): Jenseits ethnischer Grenzen. Für eine postmigrantische Kultur- und Gesellschaftsforschung, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, 37-48.

Said, Edward (1978 [dt. 1981]): Orientalismus. Frankfurt a.M. u.a.: Fischer.

Said, Edward W. (1994): Kultur und Imperialismus. Einbildungskraft und Politik im Zeitalter der Macht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Schmidt, Siegfried J. (2013): Dichotomisierung – ein fatales Instrument der Komplexitätsreduktion, in: Elka Tschernokoshewa/Fabian Jacobs (Hg.): Über Dualismen hinaus. Regionen – Menschen – Institutionen in hybridologischer Perspektive. Münster u.a.: Waxmann, 45-55.

Sennett, Richard (2018): Die offene Stadt: Eine Ethik des Bauens und Bewohnens. Berlin: Suhrkamp.

Terkessidis, Mark (2004): Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld: transcript.

Terkessidis, Mark (2015): Kollaboration. Berlin: Suhrkamp.

Terkessidis, Mark (2019): Wessen Erinnerung zählt? Koloniale Vergangenheit und Rassismus heute. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Ther, Philipp (2018): Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa. Berlin: Suhrkamp.

Wallerstein, Immanuel (2007): Die Barbarei der anderen. Europäischer Universalismus. Berlin.

Wilhelm, Gülcin (2011): Generation Koffer: Die Pendelkinder der Türkei. Berlin: Orlanda Verlag.

Wong, Diana (1999): Die Zukünfte der Globalisierung – Überlegungen aus der Perspektive Südostasiens, in: Jörn Rüsen/Hanna Leitgelb/Norbert Jegelka (Hg.): Zukunftsentwürfe. Ideen für eine Kultur der Veränderung. Frankfurt a.M., New York: Campus, 53-61.
Yildiz, Erol (2013): Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld: transcript.
Yildiz, Erol (2021): Das Postmigrantische und das Politische, in: Elisabeth Gensluckner/Michaela Ralser/Oscar Thomas-Olalde (Hg.): Die Wirklichkeit lesen. Political Literacy und politische Bildung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript, 21-42.
Yildiz, Erol/Mattausch, Birgit (2009) (Hg.): Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource. Basel: Birkhäuser Verlag.
Yildiz, Erol/Meixner, Wolfgang (2021): Nach der Heimat. Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft. Stuttgart: Reclam.

Subjektivierung und Othering in der postmigrantischen Gesellschaft

Entwurf einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung

Tina Spies, Elisabeth Tuider

1. Einleitung

Migration, so der Tenor der kritischen Migrationsforschung der letzten Jahre, kann nicht länger als eine Ausnahmeerscheinung oder eine soziale Sonderform betrachtet und analysiert werden, sondern ist das Strukturmerkmal von Gesellschaft, einer sogenannten »postmigrantischen Gesellschaft« (Tsianos/Karakayalı 2014; Yildiz 2015; Foroutan 2019). Das heißt, Gesellschaft war und ist eine Migrationsgesellschaft, und Migration das gesellschaftskonstituierende Faktum derselben. Transnationale Familienbezüge und plurilokale Verortungen, internationale (Bildungs- und Arbeits-)Biografien, Beziehungen und Alltagsgestaltungen haben sich ebenso etabliert wie Positionierungen der Mehrfachzugehörigkeiten (vgl. Mecheril 2003) und mehrheimische Erfahrungen (vgl. Yildiz 2018). Entgegen der noch immer dominierenden öffentlichen Diskussionen über migrationsbedingte Integrationsforderungen steht eine postmigrantische Perspektive gerade nicht für eine verandernde, kulturalisierende Gegenüberstellung ›Wir‹ vs. ›die Anderen‹ und eine damit einhergehende Homogenisierung der Zum-Anderen-Gemachten, also von geflüchteten Menschen, (illegalisierten) Migrant*innen, BIPoCs und Menschen, die als ›anders‹ gelesen werden. Vielmehr geht es um das Sichtbarmachen und Infragestellen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, von Prozessen des Ein- und Ausschlusses, des Fremdmachens und Zuschreibens.

Postmigrantische Gesellschaften zeichnen sich hierbei dadurch aus, dass ihr Wandel in Richtung einer diversifizierten gesellschaftlichen Grundstruktur politisch anerkannt worden ist: Einwanderung, Auswanderung und Mo-

bilität werden als Phänomene gesehen, die diese Gesellschaften massiv prägen und die (medial) diskutiert, (politisch) reguliert und ausgehandelt, aber nicht rückgängig gemacht werden können (vgl. Foroutan 2015). Gleichwohl hat sich ein rassifizierendes und ethnisierendes Othering, teils eng verwoben mit einem binär-vergeschlechtlichenden und sexualisierten Othering, in der postmigrantischen Gesellschaft nicht aufgelöst (vgl. Tietje/Tuider 2019; Tuider 2020; Huxel/Spies/Supik 2020). Auch aktuell und nochmals verschärft in Zeiten von Corona lassen sich ein neuer Orientalismus (Said 2014 [1978]) im Othering über ein Virus (z.B. in Narrationen zur Entstehung des Virus und Verbreitung von Virusmutationen) und ein im Schutz des Eigenen eingelagerter, antimigrantischer, »postliberaler Rassismus« beobachten (Pieper et al. 2011).[1]

Ausgehend von einer Hashtag-Analyse während der ersten anderthalb Jahre der Pandemie (2020/21), werden wir uns in unserem Beitrag mit Othering in der postmigrantischen Gesellschaft auseinandersetzen. In diesem Zusammenhang werden wir die Perspektive einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung vorstellen und diskutieren. Dabei wollen wir zum einen – auf den theoretisch-methodologischen Spuren Stuart Halls, Judith Butlers und Ernesto Laclaus – ein Subjektverständnis verdeutlichen, mit dem zu machtvollen Positionierungen der Privilegierung und der Marginalisierung, d.h. dem gesellschaftlichen Othering, geforscht werden kann und mit dem sich nicht-essenzialistische und ggf. auch antikategoriale/dekonstruktivistische Positionierungen aus dem empirischen Material herausarbeiten lassen. Zum anderen werden wir Othering nicht nur im empirischen Material am Beispiel der diskursiven Verhandlung von Othering und der zur Verfügung gestellten Subjektpositionen während Corona verdeutlichen. Vielmehr möchten wir hierüber hinausgehend auch diskutieren, wie qualitative Forschung selbst und damit auch Subjektivierungsforschung an Prozessen des Othering beteiligt ist.[2] Denn wenn es darum geht, eine postmigranti-

---

1 Mit dem Begriff »postliberaler Rassismus« erfassen Pieper et al. (2011: 194) – ganz unabhängig von Corona-Zeiten – die »dynamische Ambivalenz […], die in die Politiken der Staatsbürgerschaft von Einwanderungsgesellschaften eingeschrieben ist« und deren Produktivität sich in der Figur der »postnationalen Subjekte« erfassen lässt.

2 Wurden in der Erforschung von Grenz- und Migrationsregimen bislang in kritischer Absicht und mit Bezugnahme und Weiterführung gouvernementalitätstheoretischer Überlegungen (Foucault; Lemke; Krassmann) vorherrschende Regulierungen und machtvolle Regierungsrationalitäten kritisiert, so rückt genau dieses Vokabular gesellschaftskritischer Analysen zu ›Regulierungen‹ und ›Regierungsweisen‹ heute in

sche Perspektive in die und auf die Subjektivierungsforschung zu beziehen, so bedeutet dies auch, über Othering im Forschungsprozess und in der Methode selbst zu sprechen. Letztendlich zeigen wir damit, inwiefern eine postmigrantische Perspektive nicht nur festgefahrene Denkstrukturen ins Wanken bringt,[3] sondern hierüber hinaus als empirische Heuristik einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung fungieren kann.

2. Mechanismen eines neuen Othering in Corona-Zeiten

»Innerhalb der Ökonomie der Biomacht übernimmt der Rassismus die Aufgabe, die Verteilung des Todes zu regulieren.«
Mbembe 2011: 68

Seit Beginn des Jahres 2020 wurden verschiedene Maßnahmen ergriffen, um die globale Ausbreitung des Coronavirus SARS-CoV-2 einzudämmen: So wurde der nationale Notstand verhängt (z.B. USA, Frankreich) und es wurden – auch innerhalb der EU – nationale Grenzen von Staaten geschlossen (z.B. zwischen Dänemark und Deutschland, Deutschland und Österreich). Migrations- und Grenzpolitiken verschärften sich, und insgesamt etablierte sich eine (neue) Hegemonie der nationalen Territorialisierung. Auch wurde Quarantäne verhängt für diejenigen, die aus dem Ausland ›zurück‹ kommen; wobei das Ausland nun als riskantes Außen markiert und mit todbringender Gefahr verwoben wurde. Um die Ausbreitung des Virus wie auch das Virus an sich (bzw. mit der Ausbreitung verbundene Mutationen) zu bekämpfen, haben verschiedene Regierungschefs wie Emmanuel Macron oder Joe Biden zu einem »Krieg gegen das Virus« aufgerufen. Dabei sind die (politischen) Eindämmungsmaßnahmen seit Januar 2020 ebenso wie auch die Impfpolitik

---

die Nähe von Verschwörungstheorien, Corona-Maßnahmengegner*innen und antidemokratischen gesellschaftlichen Tendenzen. Unsere Perspektive im Rahmen dieses Beitrages ist es, eine intersektional-dekoloniale Gesellschaftskritik zu vertiefen. Dabei grenzen wir uns von den Vereinnahmungsstrategien der sogenannten Neuen Rechten, der Corona-Leugner*innen und Corona-Maßnahmengegner*innen ab und sehen sie als Teil des Kampfes um Hegemonie.

3 Vgl. hierzu auch den Band »Postmigrantisch gelesen«, in dem Transnationalität, Gender und Care mithilfe einer postmigrantischen Perspektive ›neu gelesen‹ werden (Huxel/Karakayalı/Palenga-Möllenbeck et al. 2020).

und -strategie seit Anfang 2021 nicht transnational, sondern nationalstaatlich ausgerichtet. Auf diese Weise wurde »das identitäre Bild einer autoimmunen nationalen Gemeinschaft, eines gesunden Staatskörpers aufgerufen« (vgl. Demirović 2020). Und es ist genau jene (neu formierte) nationale Gemeinschaft, ein so hergestelltes ›Inneres‹ der Nation also, die es vor der von außen kommenden Gefahr des Virus zu schützen gilt.

In der sogenannten AHA-Formel werden die Formen des Schutzes vor Ansteckung zusammengefasst: Abstand halten, Hygiene beachten, im Alltag Maske tragen. Hinzu kommt – vor allem zu Beginn der Pandemie – die Aufforderung, zuhause zu bleiben, die unter dem vom Gesundheitsministerium initiierten Hashtag #wirbleibenzuhause – bzw. #stayathome auf internationaler Ebene – verbreitet wurde. Damit wurde nicht nur eine konkrete Handlungsanweisung gegeben, sondern auch der gesellschaftliche, soziale Zusammenhalt beschworen. Denn nur »[z]usammen gegen Corona« sei die Ausbreitung des Virus zu verhindern: »Distance stopps infections« – wie es ausdrücklich auch im Aktionsfilm des Gesundheitsministeriums heißt.[4] Die Gebote von *social distancing* und *stay at home* erfassen dabei zugleich das Sich-selbst-Schützen und Sich-um-sich-selbst-Sorgen – also Selbsttechniken – wie auch die Aufforderung, dies zu tun, um andere zu schützen, also gesellschaftliche Organisation. Das Einhalten von (physischer) Distanz wurde so zum Ausdruck solidarischen Verhaltens. Gleichzeitig wurde aber auch schnell deutlich, dass #stayathome längst nicht alle gleichermaßen erfasst, wie z.B. gestrandete Hafenarbeiter, Obdachlose oder Sexarbeiter*innen, die eben nicht so einfach zuhause bleiben können.[5]

---

4 Quelle: https://www.zusammengegencorona.de/mediathek/wirbleibenzuhause-mediathek/ (abgerufen am 03.02.2022).

5 Fast gleichzeitig dazu entwickelten sich weitere Formen der Solidarität wie Gabenzäune, Nachbarschaftshilfe – und abendliches Klatschen auf den Balkonen für diejenigen, die im Gesundheitssystem und im Einzelhandel tätig sind, ›das Ganze‹ also am Laufen hielten (vgl. Villa 2020). Die Formen von Solidarität haben sich dabei über die Lockdown-Phasen durchaus auch verändert. So sahen im April 2020 noch 64 Prozent der Befragten einer Studie von Barbara Rothmüller (2020) eine »solidarische Stimmung«. Im zweiten Lockdown erfahren diese solidarische gesellschaftliche Stimmung nur noch 20 Prozent der Befragten. Unter anderem war ein deutlicher Rückgang in den Nachbarschaftshilfen zu beobachten.

White-washing des Homeoffice und Bourgeoisierung von Care-Arbeit

Diejenigen, die sich an die Gebote des *social distancing* und *stay at home* halten konnten, waren – so vermittelten es zumindest die Bilder und Hashtags in den (sozialen) Medien im Frühjahr 2020 – vor allem die gut situierten, *weißen*, heterosexuellen (Klein-)Familien, die es sich leisten konnten, gemeinsam am Küchentisch die neuen Aufgaben zu meistern. Diejenigen, die ihre Kinder zuhause nicht unterstützen konnten (weil ihre Arbeit in Einzelhandel, Landwirtschaft und Pflege z.B. nicht ins Homeoffice verlegt werden konnte), wurden in den medialen und politischen Verhandlungen der Corona-Pandemie kaum berücksichtigt. Ebenso wenig tauchten in den medialen Bildern und Hashtags migrantisierte und/oder prekär lebende Familien und Alleinerziehende auf, deren ›Idylle am Küchentisch‹ mangels technischer Ausstattung oder Sprachkenntnissen nicht so aussah. Care wurde in diesem Zusammenhang zwar als systemrelevant ausgewiesen, gleichzeitig brach die Externalisierung von Care (z.B. auch an transnationale Care-Arbeiter*innen im Privathaushalt) jedoch zusammen.

Unter den Hashtags #coronaeltern und #homeeverything wurde das neue »Balancemanagement durch Corona« (Buschmeyer et al. 2021: 11; Kohlrausch/Zucco 2020) diskutiert und gleichzeitig eine gewisse Familienvorstellung – als heterosexuell, *weiß*, in einem Haushalt und zusammenlebend – wieder in den Vordergrund gerückt. Dabei traf der konstatierte ›Roll-back‹ im Geschlechterverhältnis (vgl. Allmendinger 2021)[6] vor allem auf die erwerbstätige Frau der deutschen Mittelschicht zu, die ›gerade erst‹ zum gesellschaftlichen Faktum geworden war. Mit der Benennung und »Demaskierung bestehender [vergeschlechtlichter – Anm. d. Verf.] Ungleichheiten« (Bücker 2021) in den *Social Media* insbesondere während der wiederkehrenden Lockdowns wurden damit auch feministische Überlegungen zum Care-Regime breiter rezipiert.[7] So wurde während der Pandemie erneut die scheinbare Natürlichkeit von Geschlecht, die die Geschlechterforschung seit Jahrzehnten kritisiert, zum Po-

6 »Das Homeoffice bringt die Figur der wartenden Mutter (Ilona Ostner) zurück, auf der die deutsche Sozialpolitik beruht. Es droht nicht nur Stillstand, es droht gar ein Rückfall in alte Traditionen. Von einer geschlechtergerechten Gesellschaft entfernen wir uns so weiter und weiter.« (Allmendinger 2021: 74)

7 Vgl. hierzu z.B. auch den Hashtag #Sorganisation, der im September 2021 initiiert wurde; eine Kombination aus »sich unendlich sorgen und gleichzeitig alles durchorganisieren müssen«; https://twitter.com/textautomat/status/1441472167405834242?s=20&t=WlOVVZRVfwu9JxI_kqsIyg (abgerufen am 16.02.2022).

litikum gemacht (vgl. Villa 2020). Letztlich – so vermitteln es die Bilder und Hashtags zu Beginn der Pandemie (vgl. Spies/Tuider 2021) – wurde gleichzeitig jedoch eine privilegierte Position als unmarkierte und selbstverständliche Normalität gesetzt, während alle anderen – im Sinne Gayatri C. Spivaks (2008 [1988]) – stimmlos und unsichtbar wurden. Es handelt sich insofern um (neue) Mechanismen eines Othering in Corona-Zeiten, die wir als *Whitewashing* des Homeoffice und Bourgeoisierung von Care-Arbeit fassen. Denn mit den Anrufungen, denen nur ein gewisser Teil der Bevölkerung folgen konnte, zeigt sich die privilegierte Position des Solidarischseins. Gleichzeitig rück(t)en vor allem diejenigen in den Blick, die bislang gut organisiert und in Care-Strukturen verankert waren.

Völkische Re-Nationalisierung

Dass mit dem Aufruf #stayathome und den hiermit verbundenen Grenzschließungen und Reisebeschränkungen (zwischen europäischen Staaten und zeitweise sogar zwischen einzelnen deutschen Bundesländern) auch lange etablierte transnationale Familienbezüge und (Fern-)Beziehungen unterbunden wurden, erregte im Sommer 2020 unter dem Hashtag #LoveIsNotTourism Aufmerksamkeit. Bilder wie das Tee trinkende Paar an der deutsch-dänischen Grenze oder der sein Kind küssende Vater an der deutsch-polnischen Grenze machten die neuen nationalen Eingrenzungen besonders deutlich. In der Folge wurden unverheirateten binationalen Paaren (zeitweise) die gleichen Rechte eingeräumt wie verheirateten Paaren – allerdings nur insofern sie ihre Beziehung ›beweisen‹ konnten.

Weitgehend dethematisiert hingegen wurden die Fluchtbewegungen über das Mittelmeer oder an der Grenze zwischen Südamerika und den USA sowie die keineswegs Corona-konformen Zustände in den Lagern an den EU-Außengrenzen. Der Hashtag #LeaveNoOneBehind verwies in diesem Zusammenhang auf die eklatanten Ausschlüsse und die »beispiellose menschenrechtliche, gesundheitliche und politische Katastrophe«.[8]

Die Stärkung des Nationalen und die Abgrenzung vom gefahrenvollen ›Außen‹ sind im Kontext Flucht jedoch keine neuen Entwicklungen, sondern gehen schon lange mit dem Erstarken eines europäischen bzw. internationalen Grenzregimes einher. Es lässt sich (dennoch) auch hier ein neuer Mechanismus des Othering unter Corona ausmachen, der sich nicht nur an den

8 Quelle: https://seebruecke.org/leavenoonebehind/aufruf/ (abgerufen am 10.09.2021).

Grenzziehungen zwischen den Staaten Europas, zwischen Europa und dem Rest der Welt oder zwischen Nord- und Südamerika, sondern auch in den rassifizierenden Veranderungen innerhalb der postmigrantischen Gesellschaft zeigt. Denn schon seit Beginn der Corona-Krise wird in Medien und Politik von einem »chinesischen Virus« gesprochen, und Anfang des Jahres 2021 erhielten auch Mutationen eine Nationalität (die »brasilianische Mutante«, die »britische Mutante« etc.).[9] Auf diese Weise wurde – auch sprachlich – auf die von außen kommende Gefahr aufmerksam gemacht, vor der es sich – als Einzelperson, aber auch als Nation – zu schützen gilt. Das eigene Nationale wird dabei zum sicheren Hafen erhoben, in den diejenigen, die die ›richtige‹ Staatsbürgerschaft besitzen, zurückgeholt wurden. Die Mechanismen des Othering sind damit eng verbunden mit einer Regulierung der Bevölkerung, die sich im Anschluss an den in Johannesburg lehrenden Historiker und Politologen Achille Mbembe (2011 [2003]) und in Weiterführung zu Foucaults (1997 [1976]) Biopolitik als »Nekropolitik« fassen lassen,[10] als »Formen der Unterwerfung des Lebens unter die Macht des Todes« (Mbembe 2011 [2003]: 89).[11] Mit dem Hackathon-Projekt #ichbinkeinVirus wird dieser vor allem anti-asiatische Rassismus als Bestandteil eines neuen Corona-Rassismus thematisiert, offensichtlich gemacht und zurückgewiesen.

Indem wir der diskursiven Spur von Innen/Außen und der Herstellung einer von außen kommenden Bedrohung, vor der es das als ›Innen‹ Ausgegebene des Nationalstaates zu schützen gilt, sowie der diskursiven Spur der AHA-Formel gefolgt sind, konnten wir (neue) Subjektpositionen herausarbeiten und gleichzeitig spezifische Mechanismen des Othering aufzeigen, die mit den Anrufungen und Markierungen in Corona-Zeiten,

---

9 Auch in Deutschland gibt es eine lange Tradition von Feindbildern, in denen Asiat*innen als Krankheitsträger*innen wahrgenommen werden. So wurde sich z.B. 1907 gegen die Einwanderung von Chines*innen ausgesprochen, weil diese eine »Chinesenpest« einschleppen würden (vgl. Amadeu Antonio Stiftung: https://www.amadeu-antonio-stiftung.de/rassismus/was-ist-anti-asiatischer-rassismus).

10 Vgl. zur biopolitischen Regulierung in Corona-Zeiten: Sarasin 2020; sowie weiterführend zu Nekropolitiken und Sicherheitsdiskursen: Laufenberg/Thompson 2021.

11 Mbembe erfasst damit die Verbindung zwischen »Moderne und Terror« (2011 [2003]: 70) und die »verallgemeinerte Instrumentalisierung der menschlichen Existenz« (ebd.: 65). Gemäß der grundlegenden Vorstellung von »Politik als eine Form des Krieges« (ebd.: 63) fragt er: »Welcher Platz wird dabei dem Leben, dem Tod und dem menschlichen Körper (und im Besonderen dem verwundeten und massakrierten Körper) eingeräumt?« (Ebd.)

also von »solidarisch sein«, »*take care!*«, »Abstand halten«, »drinnen bleiben«, »Maske tragen«, »Risiko« und »Gefahr«, »Systemrelevanz« und »Schutz« sowie mit der Unsichtbarmachung alternativer Positionierungen, einhergehen. Im Folgenden möchten wir diese empirischen Beobachtungen, die auf der Analyse von Hashtags und Social-Media-Beiträgen (unter diesen Hashtags) beruhen, subjekt- und hegemonietheoretisch rahmen und auf diese Weise eine intersektional-dekoloniale Subjektivierungsforschung entwerfen, mit deren Hilfe es gelingen kann, sowohl veranderte Subjektpositionen und Mechanismen des Othering sichtbar zu machen, als auch ein (erneutes) Othering im Forschungsprozess zu reflektieren.

3. Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs

Im Feld der Subjektivierungsforschung wurden in den letzten Jahren theoretische und methodologisch weiterführende Überlegungen zu Subjektivierungsweisen ausgearbeitet, die Subjektpositionen als Orte betonen, insofern diese von Individuen eingenommen werden müssen, um wahrnehmbar zu sein und sprechen zu können (vgl. u.a. Brodersen et al. 2021). Theoretischer Referenzrahmen sind (meist) die Schriften Foucaults sowie deren Weiterführungen durch Butler, Hall und auch Laclau, die in ihren Arbeiten den Unterschied zwischen (konkreten) Personen bzw. Identitäten einerseits und Subjekten bzw. Subjektpositionen andererseits betonen und diese Überlegungen mit einem machtkritischen Verständnis von Hegemonie verknüpfen.

Ausgangspunkt ist die Dekonstruktion des souveränen Subjekts der Moderne. Stuart Hall z.B. beschreibt verschiedene Einflüsse, die zur konzeptionellen Dezentrierung des cartesianischen und soziologischen Subjekts beigetragen haben (vgl. Spies 2010; Supik 2005).

> »Gegenüber dem Versprechen der Modernität von der großen Zukunft: ›Ich bin, ich bin der westliche Mensch, also weiß ich alles. Alles beginnt mit mir‹, sagt der Modernismus: ›Immer langsam. Was ist mit der Vergangenheit? Was ist mit den Sprachen, die du sprichst? Was ist mit dem unbewussten Leben, über das du nichts weißt? Was ist mit all den anderen Dingen, die dich sprechen?‹« (Hall 1999: 86)[12]

12 »Modernität« steht in der hier zitierten deutschen Übersetzung für *modernity*, »Modernismus« für *modernism*. Üblicherweise wird *modernity* im Deutschen jedoch mit »Moderne« übersetzt und *modernism* mit »Spätmoderne« (vgl. Supik 2005: 18).

Hall spielt mit diesen Fragen auf Marx, Freud und de Saussure an, deren Beiträge zur Gesellschaftstheorie und zu den Wissenschaften vom Menschen er als Dezentrierungen des modernen Subjekts bezeichnet (vgl. Hall 1994b). Darüber hinaus nennt er Foucault und seine »Genealogie des modernen Subjekts« (ebd.: 197), die »Relativierung der westlichen Narration« und den Feminismus – sowohl als theoretische Kritik als auch als soziale Bewegung – als weitere »gewaltige historische Umwälzungen« (Hall 1994a: 68f.; Hall 1994b: 198).

Im Angesicht dieser Dezentrierungen gerät für Hall »der Versuch, mit dem Begriff der Identität ins Reine zu kommen, zu einem höchst problematischen Unterfangen« (Hall 1994a: 69). In einer Diskussion mit Homi K. Bhabha und Jacqueline Rose beschreibt er Identitäten dementsprechend eher als »forms in which we are obliged to act, while always knowing that they are representations which can never be adequate to the subject processes that are temporarily invested in them« (Hall 1995: 65).

In Anlehnung an Ernesto Laclau (1990; 2013a) spricht er von Identität als einem machtvoll strukturierten Prozess der Identifizierung. Dabei geht er davon aus, dass Identifizierung sich nicht ein für alle Mal ereignet, sondern abhängig ist von den Diskursen, die uns umgeben und die sich im Laufe der Zeit verändern. Verschiedene Diskurse generieren unterschiedliche Subjektpositionen und ›rufen‹ (im Sinne Althussers Interpellation) die*den Einzelne*n in diese Position, sie konstituieren mithin die Form des Subjekts, was Hall unter dem Begriff der Artikulation zusammenfasst (vgl. Spies 2017): »sich zu artikulieren bedeutet, sich selbst innerhalb der Sprache zu positionieren und sich dabei die Fiktion zu eigen zu machen, man besäße eine abgeschlossene Identität« (Hall 2018: 144f.).

Ganz ähnlich wird der Prozess der Subjektivation von Butler beschrieben: Individuen werden durch Anrufungen dazu aufgefordert, den Ort des Subjektes zu besetzen (vgl. Butler 2001: 91ff.; 1998a: 42f.). Das Subjekt wird demnach konstituiert, indem die*der Einzelne auf die Anrufung reagiert. Auch bei Butler muss die*der Einzelne die Anrufung annehmen und sich mit dieser identifizieren. Identität konstituiert sich hierbei – auch dies ist bei Butler und Hall ähnlich – jedoch niemals vollständig (vgl. Butler et al. 2013: 1; Butler 1998b: 257). Es gilt also, die Unvollständigkeit und Brüchigkeit identifikatorischer Prozesse bzw. die »Negativität im Herzen der Identität« (Butler et al. 2013: 2) anzuerkennen.

Der »Prozess der Identifikation« (Hall 2018: 142) bzw. der »Umwendung« (Butler 2001: 157) ist insofern ebenfalls als ein Akt der Dezentrierung zu sehen, denn die Anrufung richtet sich nicht an ein souveränes Subjekt, sondern das

Subjekt formiert sich erst mit der Anrufung (vgl. Wiede 2019), oder anders gesagt: das Subjekt agiert »im Spannungsfeld von diskursiver Konstitution und sprachlicher Reiteration« (Villa 2009: 152; Butler/Laclau 1998: 248).

Sowohl Butler als auch Hall gehen also von einem postmodernen (Hall 1994b) bzw. postsouveränen Subjekt (Butler 1998a) aus. Diese Sichtweise lässt sich – in den Worten Halls – beschreiben als »Übergang [...] von einer Auffassung von Identität als etwas von gegebenen Attributen Definiertem hin zu einer diskursiven Konzeption des Subjekts, so wie es von verschiedenen Diskursensembles positioniert wird und sich in ihnen selbst repositioniert« (Hall 2018: 146). Es handelt sich also stets um eine doppelte Bewegung. Es geht nicht nur darum, innerhalb von u.a. verandernden, rassifizierenden, ethnisierenden Diskursen positioniert zu werden, sondern auch sich innerhalb dieser zu (re-)positionieren und als intelligibles Subjekt zu konstituieren (vgl. auch Spies 2017). Damit ist also nicht nur das Konzept der Artikulation, sondern auch das der Re-Artikulation bedeutsam (vgl. Butler 1998b; Hall 1996; Lutz 2010).[13]

Ein solches Verständnis einer doppelten Bewegung ist eng verknüpft mit dem de-essenzialistischen Hegemoniebegriff, wie er von Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (vgl. 2006) erarbeitet wurde.[14] Laclau und Mouffe (vgl. 2006

13 Wenn vor allem Stuart Hall vom Prozess der Identifizierung spricht und in diesem Zusammenhang auf das Konzept der Artikulation verweist, das – entsprechend der Bedeutung des Englischen *to articulate* – stets die Doppelbedeutung von »sich äußern« und »zwei Dinge miteinander verkoppeln« (vgl. Spies 2017) in sich trägt, so verweist er stets auch auf die realen, materiellen und symbolischen Bedingungen, die die Möglichkeiten der Identifikation beschränken (vgl. Hall 2018: 143). In diesem Zusammenhang grenzt er sich auch von Laclau und Mouffe ab, wenn er betont, dass »nicht alles potenziell mit allem artikulierbar ist« (Hall 2000: 71). In einem Interview mit Lawrence Großberg 1985 kritisiert Hall an dem damals neuen Buch von Laclau und Mouffe, »Hegemonie und radikale Demokratie« (2006, Orig. 1985), dass die beiden »die Frage der historischen Kräfte, die die Gegenwart produziert haben und die nach wie vor als Schranken und Determinanten einer diskursiven Artikulation fungieren, nicht berücksichtigt« hätten (Hall 2000: 73).

14 Auf der Basis postmarxistischer Überlegungen haben Ernesto Laclau und Chantal Mouffe (2006) ein Hegemonieverständnis im Rahmen einer radikalen Demokratie ausgearbeitet und dabei den Gramscianischen Hegemoniebegriff einer poststrukturalistischen Relektüre unterzogen, ihn mithin radikalisiert und de-essenzialisiert. Hegemonie lässt sich – im Anschluss an Gramsci – als eine Machtform, ja einen »Machtkampf« (Laclau 2013a: 47) definieren, »die um Zustimmung zu ihrer ›Wahrheit‹ bemüht ist« (Hall 2018: 79).

[1985]) sehen Hegemonie als Machtform, die nicht als statisch und zeitlos zu verstehen ist, sondern abhängt von ihrer wiederholten Neueinsetzung. »Eine Hegemonietheorie ist in diesem Sinne keine neutrale Beschreibung dessen, was in der Welt vor sich geht, sondern eine Beschreibung, deren Möglichkeitsbedingung ein normatives Element ist, das von Anfang an regelt, welches Verständnis von ›Tatsachen‹ als Tatsachen es überhaupt geben kann.« Empirisch geht es also darum, »das Spezifische einer hegemonialen Logik ans Licht [zu] bringen« (Laclau 2013b: 57). Dabei gilt es zu berücksichtigen, dass die konstitutive Bedingung der Hegemonie und damit gleichsam die Bedingung für die Konstitution sozialer Ordnung die »Verallgemeinerung der Repräsentationsverhältnisse« (Laclau 2013b: 74) ist – wobei dieser Repräsentationsprozess so abläuft, dass er rückwirkend selbst die Entität erschafft, die er repräsentiert (vgl. ebd.).

Für Laclau hat dabei jede politische Handlung eine »parodistische Komponente, insofern eine bestimmte Bedeutung, die innerhalb des Horizonts eines Ensembles institutionalisierter Praktiken fixiert war, zu neuen Anwendungen hin verschoben wird, die ihre Literalität subvertiert« (Laclau 2013b: 100-101). Die nicht von einer Logik geleitete Subversion ist also immer schon Bestandteil der Subjektkonstitution, oder in Laclaus Worten: »der Raum dieser tropologischen Bewegung, die die symbolische Ordnung subvertiert, [ist] der Ort der Entstehung des Subjekts« (ebd.: 101).

In Laclaus Hegemoniebegriff eingelagert ist also ein Subjektverständnis, das gerade auf die gesellschaftlichen Prozesse und Dynamiken fokussiert, in denen bestimmte Subjekt- und Identitätsformationen als ›alternativlos‹ ausgegeben werden. Diese Alternativlosigkeit setzt aber eine Differenz, ein konstitutives ›Außen‹/›das Andere‹ voraus, oder in Laclaus Worten: »[E]very identity is dislocated insofar as it depends on an outside which both denies identity and provides the condition of possibility at the same time.« (1990: 39) Das »Scheitern der Identität« (Butler et al. 2013: 1) ist für das Projekt der Hegemonie zentral, erlaubt es doch Verschiebungen und Neuordnungen des nur scheinbar alternativlosen normativen Gefüges.

4. Perspektive einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung

Wenn wir im Folgenden von einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung sprechen, setzen wir genau hier an und nehmen – indem wir die Prozesse, Dynamiken und Regulierungsweisen der Subjektivierung analysieren und historisieren – die jeweiligen normativen und institutionellen kulturellen Ordnungen der postmigrantischen Gesellschaft in den Blick. Subjektivierungsforschung adressiert dabei nicht nur »das Mikro-Makro-Problem« (Schürmann et al. 2018: 859), das zwangsläufig mit dem alleinigen Rückgriff auf »zwei unterschiedliche Datensorten« (ebd.) gelöst werden könnte. In ihren methodologischen Herleitungen und Ausarbeitungen rekurriert Subjektivierungsforschung vielmehr auf verschiedene ›Narrationen‹ oder Wissenschaftstraditionen, wie u.a. die Wissenssoziologie, die Biografieforschung, die Visuelle Soziologie oder die Objektive Hermeneutik. Diskurse und Praktiken, Narrationen und Wissensordnungen, Artefakte und Akteure werden hierbei nicht gegeneinander ausgespielt, sondern zusammengedacht und zusammengebracht. Die hier vorgestellten subjekttheoretischen Überlegungen fokussieren und verfestigen diese Doppelperspektive hegemonietheoretisch bzw. indem Subjekt und Hegemonie methodologisch aufeinander bezogen werden. Die Frage der Macht und die Frage nach dem (mehrfach) Ausgeschlossenen sind der hegemonietheoretischen Forschungsanalytik dabei inhärent. Mithin liegt die Frage nach den Mechanismen des Othering als eine zentrale Forschungsperspektive der Subjektivierungsforschung mehr als nahe.

Subjektivierungsprozesse sind immer ein Teil von diskursiven Praxen, die durch ›Verschiebungen‹ geprägt sind, die sich durch Performativität und Reiteration charakterisieren lassen. Das ›Ich‹ z.B. der biografisch-narrativen Erzählung stammt ›von etwas‹ (den Diskursen) her, das ihr*ihm vorausliegt und seine*ihre Grenzen überschreitet (vgl. Butler 2001), und zugleich geht das erzählende Subjekt in seiner*ihrer Erzählung über die es umgebenden Diskurse hinaus, bezieht sich auf sie und verschiebt sie, wird durch Diskurse konstituiert und ist Akteur*in in/von Diskursen (vgl. Tuider 2017):

> »Das Subjekt ist somit weder als gänzlich der positionierenden Anrufung unterworfen und ausgesetzt, noch als souveräne und unabhängige Instanz zu verstehen. Es bewegt sich jeweils in Relation zu den diskursiv zur Verfügung gestellten Positionierungsmöglichkeiten, zu denen es sich ablehnend

> oder annehmend verhalten, sich diesen jedoch nicht in der Selbstpositionierung gänzlich entziehen kann.« (Polat 2017: 200f.)

Mithilfe der Subjektivierungsforschung können nun veranderte Diskurspositionen ebenso wie das Ringen im Schauplatz der Hegemonie empirisch, aber auch methodologisch eingeholt werden. Rassifizierende, ethnisierende, kulturalisierende, vergeschlechtlichende und heteronormative diskursive Formationen operieren dabei nicht (nur) über binäre Differenzen von z.B. innen/außen, schwarz/weiß, deutsch/nicht-deutsch. Die Anregung, die eine postmigrantische Perspektive hier bereithält, weist auf die Zwischenräume, das Ausgelassene, Grenzüberschreitende und auf *Inbetweeness* hin. Darüber hinaus weist eine postmigrantische Perspektive für uns auf die intersektionalen Verwobenheiten von z.B. rassifizierten und vergeschlechtlichten Positionierungen hin – und damit erweitern wir die Perspektive des Postmigrantischen um eine dezidiert feministische, gender-/queersoziologische Perspektive.

Wenn die koloniale Matrix des Denkens, Ordnens und Wahrnehmens von Differenzen auch auf Geschlecht (vgl. Hall 1997) und die Geschlechterforschung bezogen wird, dann bedeutet dies jedoch auch, letztere hinsichtlich ihres hegemonialen Verständnisses von Geschlecht als »Epistemik des Denkens in kulturellen Gegensätzen« (Winkel 2019: 295) zu reflektieren. Die Kategorie Geschlecht und ihre Wahrnehmung hat(te) für die Aufrechterhaltung von Kolonialität zentrale Bedeutung.[15] Dementsprechend bezieht sich Dekolonialität auch auf Geschlecht als koloniale Wissenskategorie, ihre Dezentrierung, Dekonstruktion und Neucodierung als homogene und universelle Kategorie (vgl. Mohanty, Spivak). Mit Maria Lugones (2010) kann hieran anknüpfend betont werden, dass die Kategorie Geschlecht ebenso wie *race* eine koloniale Erfindung ist. Mit Catherine Walsh (2018) wollen wir aber auch fragen, wie eine dekolonial-feministische Praxis nicht nur im Aktivismus, sondern auch in der Wissenschaft aussehen kann.

Für uns bedeutet dies u.a., die Verwobenheiten von veranderten Positionierungen zu analysieren. Dabei verstehen wir Intersektionalität als Heuristik, die in unserem Verständnis immer auch eine machtanalytische und herrschaftskritische Dimension beinhaltet (vgl. Leiprecht/Lutz 2006; Lutz et al. 2010). Es geht also bei intersektionalen Analysen keineswegs nur

---

15 Die hierarchische binäre Geschlechterordnung einzuführen, war Bestandteil des imperialistischen Kolonialsystems.

darum, die unterschiedlichen Kategorien sozialer Ungleichheit herauszuarbeiten, innerhalb derer sich ein*e Einzelne*r verortet. Eine Arbeit, die sich hierauf beschränkt, läuft Gefahr, die machtvollen normativen Dimensionen, aber vor allem die oftmals reproduzierte essenzielle Verfasstheit von Differenzen aus den Augen zu verlieren (vgl. Villa 2010: 210). Es geht stattdessen darum, den diskursiven Kontext *in the sense of power/knowledge/subject* zu berücksichtigen. Erst dann wird aus einer intersektionalen Analyse nicht nur eine »Untersuchung von gleichzeitigen Ungleichheiten« (Castro Varela/Dhawan 2010: 313), sondern: Intersektionalität wird zum Instrumentarium, mit dem es gelingt, sowohl benachteiligende als auch privilegierende Effekte zu rekonstruieren und die »Komplexität der individuellen sozialen Position« (Villa 2010: 207) sowie ihre Verortungen innerhalb unterschiedlicher Diskurse und Machtverhältnisse in den Blick zu nehmen (vgl. Spies 2012). Oder anders ausgedrückt: Eine intersektionale Perspektive ermöglicht es Forschenden »to explore how axes of differences and power relations are discursivley (re)produced, changed, negotiated and varied by differently located individuals as they talk about experiences, their life stories, and their identities« (Davis/Lutz 2018).

Für die Subjektivierungsforschung bedeutet dies:

a) die Frage nach der Hervorbringung und dem Ausschluss von Subjektivitäten zu stellen, also: Welche Anrufungen/Subjektpositionen können bzw. müssen eingenommen werden? Welche (verandernden) Diskurse stellen welche Subjektpositionen zur Verfügung, und welche werden ausgeschlossen oder bleiben unthematisiert? Welche Positionen werden wann, d.h. zu welchem historischen Zeitpunkt, von wem wie eingenommen?
b) die Frage nach inhärentem methodologischem Nationalismus der Subjektivierungsforschung zu stellen, mithin: Welche Kategorien von ›fremd‹/›eigen‹, ›Wir‹/›Die‹ liegen der Forschungsfrage zugrunde und werden ggf. implizit (re-)produziert? Wie werden diese Differenzen ontologisch begründet – und essenzialisiert?
c) die Frage nach Handlungsmacht/Agency zu stellen: Gibt es mögliche Alternativen der Verortung, Möglichkeiten, ›andere‹ Geschichten zu erzählen und »nicht so regiert zu werden« (Foucault)? Werden diese in der Analyse sichtbar gemacht bzw. können sie sichtbar gemacht werden?
d) Fragen nach den eigenen ›diskursiven Verstrickungen‹ und hegemonialen Perspektiven zu stellen (bei der Recherche, während des Interviews und in der Analyse): Welche machtvollen und miteinander verwobenen Diffe-

renzen, Privilegierungen und Marginalisierungen spielen bei der eigenen Verortung (als Erzählende und als Forschende) eine Rolle (vgl. Lutz 2018)?

Um solche Fragen zu verfolgen und gleichzeitig auch sichtbar zu machen, sprechen wir von einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung. Dabei geht es uns darum, den Widersprüchen der postmigrantischen Gesellschaft und ihren inhärenten Mechanismen des Othering nachzugehen und zu fragen, welche Rolle diese Widersprüche in der postmigrantischen Gesellschaft spielen, die – wie wir oben gezeigt haben, nochmals verschärft in Corona-Zeiten – z.B. dazu führen, dass Geflüchtete willkommen geheißen und Grenzen geschlossen werden, dass Solidarität gefordert und Alleinerziehende alleine gelassen werden und dass (Alltags-)Rassismus thematisiert und gleichzeitig über ein »asiatisches Virus« bzw. eine »indische Variante« gesprochen wird?

Die Perspektive des Othering beinhaltet dabei aber nicht nur den empirischen Blick auf die Hervorbringung und den Ausschluss nichtakzeptabler, intelligibler Subjektivitäten in der postmigrantischen Gesellschaft, sondern ist für uns auch Frage an die Subjektivierungsforschung selbst. Mit anderen Worten ist danach zu fragen, inwiefern Subjektivierungsforschung im Forschungsprozess und in ihren methodologischen Annahmen ein Othering (re-)produziert und Differenzen (hinsichtlich Geschlecht und *race*) perpetuiert.

Das heißt, es stellt sich die Frage, wie die »systematische Dezentrierung des Westens« (Laclau 2013b: 63) auch auf methodologisch-methodische Überlegungen übertragen werden kann. Auf empirischer Ebene rücken dabei gleichermaßen subalternisierte und minorisierte Kämpfe und Widerstände in den Blick, ebenso wie vielfache Vulnerabilitäten. Jedoch kann die Spivak'sche Frage, »*who can speak?*«, nicht nur mit dem Verweis auf die Hegemonie des Westens, der nicht zu(zu)hören bereit ist, beantwortet werden. Von der Agency sprechender Akteur*innen methodologisch auszugehen, wurde methodisch und empirisch oftmals damit übersetzt, den bislang Marginalisierten und Ausgeschlossenen eine Stimme zu geben (z.B. im Rahmen von Erzählungen). Der Stolperstein einer so gelagerten Empirie liegt in ihrer Normalisierungsmacht, wie Stuart Hall mit Verweis auf Frantz Fanons »Schwarze Haut, weiße Masken« (1985) betont. Denn es sei eine Sache, »ein Subjekt oder eine Gruppe in einem herrschenden Diskurs als das Andere zu positionieren« (Hall 1994c: 29), aber etwas Anderes sei es, sie damit gleichermaßen »durch die Macht des inneren Zwangs und durch subjektive

Anpassung [...] an die Norm zu unterwerfen« (ebd.). Die Wissenskategorien des Westens hatten – so Hall – »die Macht, uns dazu zu bringen, dass wir *uns selbst* als ›Andere‹ wahrnahmen« (ebd.: 29f., Herv. i. O.).

Dekolonialität, Dezentrierung und Dekonstruktion zum Ausgangspunkt nehmend, gilt es also zu fragen, wie »other ways of seeing, knowing and being« (Molebatsi 2021) nicht so sehr erforscht denn für die Forschungsmethoden selbst fruchtbar gemacht werden können. Wir beziehen uns daher erneut auf zwei der oben bereits formulierten Fragen (b+d) einer dekolonial-intersektionalen Subjektivierungsforschung: Welche Kategorien von ›fremd‹/›eigen‹, ›Wir‹/›Die‹ liegen der Forschungsfrage zugrunde und werden ggf. implizit (re-)produziert? Wie können die eigenen ›diskursiven Verstrickungen‹ und hegemonialen Blicke bei der Recherche, während des Interviews und in der Analyse verändert werden?

5. Rereading Subjektivierungsforschung: Dekolonialität als Methode

Das Forschungsprogramm der intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung, wie wir es hier vorgestellt haben, greift bereits die postkolonialen Kritiken und postmigrantischen Perspektiven auf, die eine Abkehr von der Erforschung rassifizierter, ethnisierter und vergeschlechtlichter Veranderter – gerade auch durch und in ihrer Erforschung – sowie eine Abkehr der Erforschung kultureller Otherness bedeutet. In den Fokus rücken nun vielmehr zum einen rassifizierende, ethnisierende, vergeschlechtlichende Strukturen und Mechanismen und die damit verbundenen (*weißen*, heteronormativen) Privilegien, zum anderen treten nun vermehrt solche dekolonialen Perspektiven auf den Plan, die die Forschenden selbst in den Fokus rücken (vgl. Giebeler/Meneses 2012).

In einem Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung hat sich – diesen Überlegungen entsprechend – der Konsens etabliert, nicht über ›die Anderen‹, und auch nicht für ›die Anderen‹, sondern mit ›den Anderen‹ zu sprechen. Doch dies allein beantwortet noch nicht die grundlegende dekoloniale Frage, ob *the master's house* mit *the master's tools* demontiert werden kann (vgl. Bendix et al. 2020). Gleichsam kann die Antwort auf diese Frage nicht darin liegen, ›anderes‹ – z.B. lokales oder indigenes – Wissen zu betonen und mit dieser Betonung wiederum ›die Anderen‹ zu romantisieren und zu resubalternisieren (vgl. Sezgin 2021). Dekolonialität auf die methodologisch-

methodische Herangehensweise zu beziehen, bedeutet für uns vielmehr, das (eigene) methodische Vorgehen einer fortlaufenden Hinterfragung zu unterziehen; mithin *the master's tools* gegen sich selbst zu richten.

Spivak (1996) hat dies als Ver-Lernen betitelt: ein Ver-Lernen von Privilegien, ein Ver-Lernen von Dominanzkultur sowie ein Ver-Lernen von hegemonialen Repräsentationsregimen. Sie knüpft damit an ihre Kritik am Fortbestehen von Kolonialismus und Imperialismus an und fordert die (*weißen*, westlichen) Wissenschaftler*innen in ihrer Positionierung als Wissenschaffende heraus, hinterfragt dabei auch die Vorannahmen von Analysen (u.a. in der Geschlechterforschung jene der kolonialen Matrix von Geschlecht und Emanzipation).[16] Übertragen auf eine intersektional-dekoloniale Subjektivierungsforschung bedeutet dies ein Ver-Lernen derjenigen Wissens(schaffens)praktiken und -inhalte, die die Nicht-Berücksichtigung der Geschichte und Gegenwart von (Post-)Kolonialismus, Heteronormativität und Rassismus stützen. Methoden, so Sarah Corona Berkin und Olaf Kaltmeier (2012: 11), »die auf eine Dekolonialisierung des Wissens abzielen, versuchen gerade dem Nichtsagbaren Raum zu verschaffen und damit die Grenze des Sagbaren zu erweitern«.

Im Rahmen der interpretativen Methodendebatten sind bislang insbesondere dekoloniale Kritiken (mit Bezug zu *indigenous research* und den *estudios culturales* in Lateinamerika) aufgegriffen worden (vgl. Tuhiwai Smith 1999; Kaltmeier/Corona Berkin 2012). So wurden für einzelne Methoden – wie z.B. für die Biografieforschung (vgl. Tuider/Lutz 2017; Lutz 2010) – methodologisch-methodische Herausforderungen formuliert und methodische Anregungen abgeleitet, wie z.B. das Geben und Nehmen im Forschungsprozess (vgl. Giebeler/Meneses 2012). Auch aus den methodischen Debatten zum partizipativen Forschen kommen in diesem Zusammenhang wichtige Überlegungen (von Unger 2014 und in diesem Band).

Die hier vorgestellte intersektional-dekoloniale Subjektivierungsforschung geht insofern über diese Vorschläge hinaus, als sie als Antwort auf

---

16 Spivak spricht in diesem Zusammenhang auch von »epistemischer Gewalt« und verweist damit auf die Gewaltförmigkeit von Wissen – und damit auch von Wissenschaft, die etwas als ›einzige Wahrheit‹ deklarieren und andere (alternative/nichteuropäische) Wissensgefüge sanktionieren kann: »Das klarste Beispiel für eine solche epistemische Gewalt ist das aus der Distanz orchestrierte, weitläufige und heterogene Projekt, das koloniale Subjekt als Anderes zu konstituieren. Dieses Projekt bedeutet auch die asymmetrische Auslöschung der Spuren dieses Anderen in seiner prekären Subjektivität bzw. Unterworfenheit« (Spivak 1988/2008: 42).

die Frage, wie *the master's house* mit *the master's tools* demontiert werden kann, Dekolonialität als Methode, als methodische Praxis begreift, um Selbstverständlichkeiten ebenso wie Fragestellungen und Positionierungen der Forschenden fortwährend zu hinterfragen. Diese Hinterfragung, so dürfte deutlich geworden sein, geht über einen Positionierungsmarathon (z.B. als *weiß*, deutsch, weiblich, lesbisch) hinaus. Ebenso wenig erschöpft sie sich in einem lapidaren ›Zum Klingen bringen unterschiedlicher Perspektiven‹ auf das Datenmaterial in Forschungswerkstätten – gleichwohl wir diese für die Interpretation von Daten nach wie vor als wichtig erachten (vgl. Dausien 2019), ebenso wie eine biografische Reflexivität im Forschungsprozess (vgl. Siouti/Ruokonen Engler 2016; Siouti in diesem Band).

Bereits Edward Said formulierte:

> »Niemand hat jemals eine Methode erfunden, um den Wissenschaftler [die Wissenschaftler*in] von seinen [*ihren – Anm. d. Verf.] Lebensbedingungen zu trennen, von seiner [*ihrer] (bewussten wie unbewussten) Zugehörigkeit zu einer Klasse, einer Glaubensrichtung, einer sozialen Position oder der reinen Tatsache, Mitglied einer Gesellschaft zu sein. Dies alles fährt fort auf [sie*] ihn Einfluss zu nehmen, auf das, was er [*sie, mensch – Anm. d. Verf.] beruflich tut.« (Said 2014 [1978]: 18)

Die eigene Positionierung im Zuge einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung zu hinterfragen, soll daher nicht zu identitären Selbstpositionierungen führen, deren Ausgang in der Legitimität oder Illegitimität der Forschungsfrage und Forschungsposition liegt. Vielmehr sollen Positionen und Forschungsanliegen in ihrem je spezifischen, auch postkolonialen Machtgefüge positioniert, analysiert und reflektiert werden, letztendlich also – weiterhin – die kritische Analyse gesellschaftlicher Verhältnisse vorangetrieben werden. Die Frage jedoch, wer genug *of color*, genug *queer*, genug feministisch ist, wer also letztendlich Rassismus, Sexismus, Heteronormativität erforschen darf, ist einer kritischen Gesellschaftsanalyse nicht zuträglich, sondern führt vielmehr zu Moralisierung und z.T. Delegitimierung z.B. der Forschenden (vgl. Ibrahim et al. 2012; Berendsen et al. 2019):[17] »Ein Antirassismus, in dem nur diejenigen zu Wort kommen sollen, die als ›Opfer‹ davon

---

17 Genau aus diesem Grund haben wir in diesem Beitrag davon abgesehen, uns selbst als *weiße*, nicht anerkannt migrantisierte/ausländische/deutsche, lesbische/heterosexuelle Forschende zu positionieren, gleichwohl wir unsere eigenen Positioniertheiten als Bestandteil einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung begrei-

betroffen sind, reduziert den ganzen emanzipatorischen Inhalt eines solchen Projekts auf eine Art Interessenvertretung oder sogar Generalversammlung eines Mainstreams der Minderheiten.« (Ibrahim et al. 2012) Einem solchen identitätsverhafteten Sprechen und Forschen möchten wir Walter Mignolos »Grammatik der Dekolonialität« entgegenstellen:

> »Die Grammatik der Dekolonialität (die Dekolonisierung von Sein und Wissen sowie der politischen und ökonomischen Theorie) beginnt dann, wenn die Akteur_innen, die rassisierte Sprachen und ihrer Menschlichkeit beraubte Subjektivitäten bewohnen, ein Bewusstsein der Auswirkungen der Kolonialität von Sein und Wissen erlangen.« (Mignolo 2016: 188)

Dem folgend kann und will sich eine intersektional-dekoloniale Subjektivierungsforschung nicht in einem Verständnis von Dekolonialität als immer ›die Anderen‹ und ihre Emanzipation und Befreiung (von Imperialismus und Kolonialität) betreffend erschöpfen. Auch geht sie nicht davon aus, dass es den richtigen Ort oder die richtige Verortung der Forschung oder der Forscher*innen gibt. Mignolo bringt die Grammatik der Dekolonialität mit einer Methode des kritischen Grenzdenkens (vgl. ebd.: 202) in Verbindung. Dieses Grenzüberschreitende ist auch der Ausgangspunkt feministischer Analysen und Kritik im Rahmen des *Chicana*-Feminismus bei Gloria Anzaldúa (1987), die ebenfalls auf die Bedeutung des Borderlands/*sin frontera* verweist: Grenz_denken, Grenz_gänge und Grenz_reflexionen sind, so möchten wir schließen, mit dem Projekt einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung aufs Engste verwoben; und es sind zentrale Perspektiven, um Othering im Forschungsprozess nachzugehen.

Literatur

Allmendinger, Jutta (2021): Es geht nur gemeinsam! Wie wir endlich Geschlechtergerechtigkeit erreichen. Berlin: Ullstein Verlag.

Anzaldúa, Gloria (1987): La Frontera – Borderlands. San Francisco: Aunt Lute Books.

---

fen und hierin auch einen Ansatzpunkt sehen, zur Dekolonialität von Wissensordnungen beizutragen.

Bendix, Daniel/Müller, Franziska/Ziai, Aram (Hg.) (2020): Beyond the Master's Tools? Decolonizing Knowledge Orders, Research Methods and Teaching. Lanham, Maryland: Rowmann & Littlefield.

Berendsen, Eva/Cheema, Saba-Nur/Mendel, Meron (Hg.) (2019): Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Brodersen, Folke/Spies, Tina/Tuider, Elisabeth (2021): Geschlecht und Sexualität zwischen Diskurs und Selbst-Positionierung. Methodologische Implikationen einer empirischen Subjektivierungsforschung, in: Susann Fegter/Antje Langer/Christine Thon (Hg.): Diskursanalytische Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Jahrbuch erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 17. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich, 25-37.

Bücker, Teresa (2021): Streitraum: »Corona und der Backlash für Frauen«, Carolin Emcke im Gespräch mit Christina Clemm und Teresa Bücker, https://www.youtube.com/watch?v=C_0oFdboCK4 (abgerufen am 16.02.2022).

Buschmeyer, Anna/Ahrens, Regina/Zerle-Elsäßer, Claudia (2021): Wo ist das (gute) alte Leben hin? Doing Family und Vereinbarkeitsmanagement in der Corona-Krise, in: Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 13 (2), 11-28.

Butler, Judith (1998a): Hass spricht. Zur Politik des Performativen. Berlin: Berlin Verlag.

Butler, Judith (1998b): Weitere Reflexionen zu Hegemonie und Gender, in: Oliver Marchart (Hg.): Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus. Wien: Turia + Kant, 254-261.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Butler, Judith/Laclau, Ernesto (1998): Gleichheiten und Differenzen. Eine Diskussion via E-Mail, in: Oliver Marchart (Hg.): Das Undarstellbare der Politik. Zur Hegemonietheorie Ernesto Laclaus. Wien: Turia + Kant, 238-253.

Butler, Judith/Laclau, Ernesto/Žižek, Slavoj (2013): Kontingenz, Hegemonie, Universalität. Aktuelle Dialoge zur Linken. Wien: Turia + Kant.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2010): Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum?, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 303-329.

Corona Berkin, Sarah/Kaltmeier, Olaf (2012): Im Dialog. Methodologische Überlegungen zu Horizontalität und Reziprozität in den Sozial- und Kulturwissenschaften, in: Olaf Kaltmeier/Sarah Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugskiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 72-94.

Dausien, Bettina (2019): »Doing reflexivity«: Interpretations- und Forschungswerkstätten. Überlegungen und Fragen (nicht nur) aus der Perspektive von »Anfänger*innen« in der Biographieforschung, in: Gerhard Jost/Marita Haas (Hg.): Handbuch zur soziologischen Biographieforschung. Opladen: utb, 257-276.

Davis, Kathy/Lutz, Helma (2018): Using Intersectionality in Biographical Research, CfP for the Joint Session RC38 (Biography & Society) and RC05 (Racism, Nationalism and Ethnic Relations), XIX ISA World Congress of Sociology. Toronto, Canada, https://isaconf.confex.com/isaconf/wc2018/webprogram/Session8905.html (abgerufen am 16.02.2022).

Demirović, Alex (2020): In der Krise die Weichen stellen. Die Corona-Pandemie und die Perspektiven der Transformation, https://www.zeitschrift-luxemburg.de/in-der-krise-die-weichen-stellen-die-corona-pandemie-und-die-perspektiven-der-transformation/ (abgerufen am 18.02.2022).

Fanon, Frantz (1985): Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Foroutan, Naika (2015): Die postmigrantische Gesellschaft, in: Bundeszentrale für politische Bildung, Kurzdossiers: Zuwanderung, Flucht und Asyl – Aktuelle Themen, http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/205190/die-postmigrantische-gesellschaft (abgerufen am 05.11.2016).

Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.

Foucault, Michel (1997): Sexualität und Wahrheit. Band 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (9. Auflage, Original 1976).

Giebeler, Cornelia/Meneses, Marina (2012): Geben und Nehmen im Forschungsprozess. Reflexionen über trans-, inter- und intrakulturelle Räume im Forschungsprojekt »Juchitán – die Stadt der Frauen: Vom Leben im Matriarchat« – Eine Retrospektive nach 20 Jahren, in: Olaf Kaltmeier/Sarah Corona Berkin (Hg.): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugskiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 145-169.

Hall, Stuart (1994a): Alte und neue Identitäten, alte und neue Ethnizitäten, in: Ulrich Mehlem/Dorothee Bohle/Joachim Gutsche/Matthias Oberg/Dominik Schrage (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, 66-88.

Hall, Stuart (1994b): Die Frage der kulturellen Identität, in: Ulrich Mehlem/Dorothee Bohle/Joachim Gutsche/Matthias Oberg/Dominik Schrage (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, 180-222.

Hall, Stuart (1994c): Kulturelle Identität und Diaspora, in: Ulrich Mehlem/Dorothee Bohle/Joachim Gutsche/Matthias Oberg/Dominik Schrage (Hg.): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument, 26-43.

Hall, Stuart (1995): Fantasy, Identity, Politics, in: Erica Carter/James Donald/Judith Squires (Hg.): Cultural Remix. Theories of Politics and the Popular. London: Lawrence & Wishart, 63-69.

Hall, Stuart (1996): Introduction: Who Needs ›Identity‹?, in: Stuart Hall/Paul Du Gay (Hg.): Questions of Cultural Identity. London u.a.: Sage, 1-17.

Hall, Stuart (1997): The Spectacle of the ›Other‹, in: ders. (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. London: Sage, 223-279.

Hall, Stuart (1999): Ethnizität: Identität und Differenz, in: Jan Engelmann (Hg.): Die kleinen Unterschiede. Der Cultural Studies Reader. Frankfurt a.M., New York: Campus, 83-98.

Hall, Stuart (2000): Postmoderne und Artikulation. Ein Interview mit Stuart Hall. Zusammengestellt von Lawrence Großberg, in: Nora Räthzel (Hg.): Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Hamburg: Argument, 52-77.

Hall, Stuart (2018): Das verhängnisvolle Dreieck: Rasse, Ethnie, Nation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Huxel, Katrin/Karakayalı, Juliane/Palenga-Möllenbeck, Ewa/Schmidbaur, Marianne/Shinozaki, Kyoko/Spies, Tina/Supik, Linda/Tuider, Elisabeth (Hg.) (2020): Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript.

Huxel, Katrin/Spies, Tina/Supik, Linda (2020): PostKölnialismus – Otheringeffekte als Nachhall Kölns im akademischen Raum?, in: Katrin Huxel/Juliane Karakayalı/Ewa Palenga-Möllenbeck/Marianne Schmidbaur/Kyoko Shinozaki/Tina Spies/Linda Supik/Elisabeth Tuider (Hg.): Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript, 127-144.

Ibrahim, Aida/Karakayalı, Juliane/Karakayalı, Serhat/Tsianos, Vassilis (2012): Decolorise it! Die Rezeption von Critical Whiteness hat eine Richtung eingeschlagen, die die antirassistischen Politiken sabotiert, in: analyse & kritik. Zeitung für linke Debatte & Praxis, ak 575, 21. September 2012, https://www.akweb.de/bewegung/diskussion-um-critical-whiteness-und-antirassismus-decolorise-it/(abgerufen am 22.03.2021).

Kaltmeier, Olaf/Corona Berkin, Sarah (Hg.) (2012): Methoden dekolonialisieren. Eine Werkzeugskiste zur Demokratisierung der Sozial und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kohlrausch, Bettina/Zucco, Aline (2020): Die Corona-Krise trifft Frauen doppelt, WSI Policy Brief, Nr. 40, 05/2020. Düsseldorf, https://www.wsi.de/de/faust-detail.htm?sync_id=HBS-007676 (abgerufen am 18.02.2022).

Laclau, Ernesto (1990): New Reflections on the Revolution of our Time. London: Verso.

Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2006 [1985]): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Passagen Verlag.

Laclau, Ernesto (2013a): Emanzipation und Differenz. Wien: Turia + Kant.

Laclau, Ernesto (2013b): Identität und Hegemonie, in: Judith Butler/Ernesto Laclau/Slavoj Žižek: Kontingenz, Hegemonie, Universalität. Aktuelle Dialoge zur Linken. Wien: Turia + Kant, 57-112.

Laufenberg, Mike/Thompson, Vanessa E. (Hg.) (2021): Sicherheit. Rassismuskritische und feministische Debatten. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Leiprecht, Rudolf/Lutz, Helma (2006): Intersektionalität im Klassenzimmer: Ethnizität, Klasse, Geschlecht, in: ders./Anne Kerber (Hg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch. Schwalbach a.Ts.: Wochenschau Verlag, 218-234 (2. Auflage, Original 2005).

Lugones, Maria (2010): Toward a Decolonial Feminism, in: Hypatia 25 (4), 742-759, https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.2010.01137.x (abgerufen am 21.02.2022).

Lutz, Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 115-136.

Lutz, Helma (2018): Intersektionelle Biographieforschung, in: dies./Martina Schiebel/Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 139-150.

Lutz, Helma/Herrera Vivar, María Teresa/Supik, Linda (2010): Fokus Intersektionalität – eine Einleitung, in: dies. (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag, 9-30.

Mbembe, Achille (2011): Nekropolitik, in: Marianne Pieper/Thomas Atzert/Serhat Karakayalı/Vassilis Tsianos (Hg.): Biopolitik – in der Debatte. Wiesbaden: Springer VS, 63-96.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeiten. Münster: Waxmann.

Mignolo, Walter D. (2016): Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant.

Molebatsi, Chadzimula (2021): Decoloniality – Decolonization Debate: Convergent or Divergent Frameworks, Presentation at the 1st International and Interdisziplinary Conference on Spatial Methods. SMUS Conference Botswana, 23.-25.09.2021.

Pieper, Marianne/Panagiotidis, Efthimia/Tsianos, Vassilis (2011): Konjunkturen der egalitären Exklusion: Postliberaler Rassismus und verkörperte Erfahrung in der Prekarität, in: Marianne Pieper/Thomas Atzert/Serhat Karakayalı/Vassilis Tsianos (Hg.): Biopolitik – in der Debatte. Wiesbaden: Springer VS, 193-226.

Polat, Serpil (2017): »Ich bin Kokosnuss sozusagen«. Biographisches Sprechen und Subjektpositionierung in postkolonialen Ordnungen, in: Tina Spies/Elisabeth Tuider (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, 195-212.

Rothmüller, Barbara (2020): Intimität und soziale Beziehungen in der Zeit physischer Distanzierung Ausgewählte Zwischenergebnisse zur COVID-19-Pandemie, http://barbararothmueller.net/rothmueller2020zwischenberichtCOVID19.pdf (abgerufen am 15.12.2021).

Said, Edward W. (2014): Orientalismus. Frankfurt a.M.: Fischer (4. Auflage, Original 1978).

Sarasin, Philipp (2020): Mit Foucault die Pandemie verstehen?, in: Geschichten der Gegenwart, https://geschichtedergegenwart.ch/mit-foucault-die-pandemie-verstehen/ (abgerufen am 10.02.2022).

Schürmann, Lena/Pfahl, Lisa/Traue, Boris (2018): Subjektivierungsanalyse, in: Leila Akremi/Boris Traue/Nina Baur/Hubert Knoblauch (Hg.): Interpretativ forschen. Ein Handbuch für die Sozialwissenschaften. Weinheim, New York: Beltz Juventa, 858-885.

Sezgin, Hilal (2021): Verzeihen statt Pingpong spielen. Betroffene zu Wort kommen zu lassen, ist richtig, birgt aber Gefahren. Es verallgemeinert ihre Positionen und zieht künstliche Grenzen, in: Eva Berendsen/Saba-Nur Cheema/Meron Mendel (Hg.): Trigger Warnung. Identitätspolitik zwischen Abwehr, Abschottung und Allianzen. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 37-39.

Siouti, Irini/Ruokonen Engler, Minna Kristiina (2016): Biographische Reflexivität als zentrales Schlüsselkonzept in der transnationalen Biographieforschung, in: Marga Günther/Anke Kerschgens (Hg.): Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen. Opladen u.a.: Budrich UniPress, 169-192.

Spies, Tina (2010): Migration und Männlichkeit. Biographien junger Straffälliger im Diskurs. Bielefeld: transcript.

Spies, Tina (2012): Gewalt, Geschlecht und Ethnizität – Intersektionalität im diskursiven Kontext, in: Mechthild Bereswill/Peter Rieker/Anna Schnitzer (Hg.): Migration und Geschlecht. Theoretische Annäherungen und empirische Befunde. Weinheim, Basel: Juventa, 105-125.

Spies, Tina (2017): Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs. Methodologische Überlegungen zu Subjekt, Macht und Agency im Anschluss an Stuart Hall, in: Tina Spies/Elisabeth Tuider (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, 69-90.

Spies, Tina/Tuider Elisabeth (2021): Othering in Corona Zeiten. Perspektiven einer intersektional-dekolonialen Subjektivierungsforschung, Vortrag beim digitalen ÖGS/DGS Kongress, Plenum: Rekonfigurationen von Grenz- und Care-Regimen in Zeiten von Corona, 23.-25.08.2021.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1996): The Spivak Reader. Hg. von Donna Landry u. Gerald Maclean. New York, London: Routledge.

Spivak, Gayatri Chakravorty (2008 [1988]): Can the Subaltern Speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation. Wien: Turia + Kant.

Supik, Linda (2005): Dezentrierte Positionierung. Stuart Halls Konzept der Identitätspolitiken. Bielefeld: transcript.

Tietje, Olaf/Tuider, Elisabeth (2019): Post-Migration-Society, Willkommenskultur und Flucht. Unsichtbares rekonstruieren – Nicht-Thematisiertes analysieren, in: DGS Kongressband: Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen, 2019, https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1065/1355 (abgerufen am 21.02.2022).

Tsianos, Vassilis/Juliane Karakayalı (2014): Rassismus und Repräsentationspolitik in der postmigrantischen Gesellschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ) 13-14, 33-39, http://www.bpb.de/apuz/180863/repraesentationspolitik-in-der-postmigrantischen-gesellschaft (abgerufen am 01.11.2016).

Tuhiwai Smith, Linda (1999): Decolonizing Methologogies: Research and Indigenous Peoples. London: Zed Books Ltd.

Tuider, Elisabeth (2017): Hate Speech – Das Subjekt des Widerstands, in: Tina Spies/Elisabeth Tuider (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, 111-128.

Tuider, Elisabeth (2020): Decolonizing Migration. Transnationalität unter postmigrantischen Vorzeichen, in: Katrin Huxel/Juliane Karakayalı/Ewa Palenga-Möllenbeck/Marianne Schmidbaur/Kyoko Shinozaki/Tina Spies/Linda Supik/Elisabeth Tuider (Hg.): Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript, 201-218.

Tuider, Elisabeth/Lutz, Helma (2017): Postkolonialität und Biographieforschung, in: Helma Lutz/Martina Schiebel/Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: VS, 101-114.

Villa, Paula-Irene (2009): (De)Konstruktion und Diskurs-Genealogie: Zur Position und Rezeption von Judith Butler, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorien, Methoden, Empirie. Wiesbaden: Springer VS, 146-158.

Villa, Paula-Irene (2010): Verkörperung ist immer mehr. Intersektionalität, Subjektivierung und der Körper, in: Helma Lutz/María Teresa Herrera Vivar/Linda Supik (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: Springer VS, 203-221.

Villa, Paula-Irene (2020): Corona-Krise meets Care-Krise – Ist das systemrelevant?, in: Leviathan 48, 433-450.

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis, Wiesbaden: Springer VS.

Walsh, Catherine (2018): Decoloniality in/as Praxis, in: Walter Mignolo/Catherine Walsh (Hg.): On Decolonialit: Concepts, Analytics, Praxis. Durham: US-NC, 15-56.

Wiede, Wiebke (2019): Subjekt und Subjektivierung, Version: 2.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, Dokserver des Zentrums für Zeithistorische

Forschung Potsdam e.V., http://docupedia.de/zg/Wiede_subjekt_und_subjektivierung_v2_de_2019 abgerufen am 12.03.2021).

Winkel, Heidemarie (2019): Postkolonialismus: Geschlecht als koloniale Wissenskategorie und die weiße Geschlechterforschung, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.): Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS Springer, S. 293-302.

Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven. Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit, in: ders./Marc Hill (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, 19-36.

Yildiz, Erol (2018): Vom methodologischen Nationalismus zu postmigrantischen Visionen, in: Marc Hill/Erol Yildiz (Hg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript, 43-62.

Diversifizierung, Reflexivität und Partizipation
Strategien gegen Ver-Anderung in der Forschung

Hella von Unger

1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag ist Teil eines Sammelbandes, der sich mit der Frage beschäftigt, inwiefern im Anschluss an Said nicht nur davon ausgegangen werden muss, dass alles akademische Wissen über *kolonisierte* Gesellschaften imperialistisch geprägt ist (vgl. Siouti et al. in diesem Band)[1], sondern auch das akademische Wissen über Migrant*innen in (neo-)kolonialen Gesellschaften. Ein zentraler Mechanismus, der hierbei eine Rolle spielt, ist das Othering, also die gesellschaftliche Hervorbringung von »Migrations-Anderen« (bzw. »Migrationsanderen«; Mecheril et al. 2010), die auch durch Forschung geschieht. Sozialwissenschaftliche Forschung hat nicht unwesentlich zur gesellschaftlichen Konstruktion von Ausländer*innen und Migrant*innen als »Anderen«[2] beigetragen (vgl. Siouti et al. und Yildiz, beide in diesem Band). Dabei handelt es sich nicht unbedingt um bewusste Akte einer willentlichen Stereotypisierung, sondern um Prozesse, die oft mit ›besten Intentionen‹ als wissenschaftlich angemessenes Vorgehen angesehen werden. Um die Jahrtausendwende hat die migrationssoziologische Forschung hierzulande dann deutlich an Differenziertheit gewonnen. Wenn sich Othering-Prozesse jedoch auch jenseits des Intentionalen vollziehen, bleibt die grundlegende Frage weiterhin aktuell: inwiefern tragen Forschende im Globalen Norden auch heute

1 »[A]lles akademische Wissen über kolonisierte Gesellschaften ist immer imperialistisch geprägt« (Said 1979: 11).

2 Im Folgenden schreibe ich »Andere« (im Sinne von durch Othering-Prozesse hervorgebrachte »Andere«) groß, ebenso wie rassifizierte Kategorien (wie Schwarz oder Weiß), um ihre soziale Konstruiertheit und machtpolitische Eingebundenheit zu markieren. Zur besseren Lesbarkeit lasse ich die Anführungszeichen weg.

noch willentlich oder unwillentlich zu Ver-Anderungs- und Exklusionsprozessen bei? Inwiefern sind unsere Forschungstätigkeiten und Veröffentlichungen in die Reproduktion gesellschaftlicher Machtstrukturen und Ungleichheiten verstrickt? Und wie ließe sich diesem Problem in methodisch-methodologischer und forschungspraktischer Hinsicht begegnen?

Ich gehe im Folgenden der Frage nach, wie Forschende dem Problem des nichtintendierten Othering praktisch etwas entgegensetzen können. Dabei stehen drei Strategien im Mittelpunkt: zum einen die *Diversifizierung* der epistemischen Standpunkte, von denen aus geforscht wird. Wird Literatur aus verschiedenen Teilen der Welt rezipiert und sind Forschungsteams divers zusammengesetzt, eröffnet dies andere Perspektiven auf Forschungsgegenstände, lässt andere Deutungen zu und führt damit zu anders situiertem Wissen. Zweitens impliziert das Konzept des Othering die Notwendigkeit, dass Forschende die eigene Positioniertheit und Verstrickung in Machtverhältnisse reflektieren. Da wohlmeinende Intentionen nicht davor schützen, marginalisierte Gruppen zu verandern und Ungleichheiten zu reproduzieren, ist es erforderlich, systematisch Reflexionsanlässe in den Forschungsprozess zu integrieren. Dies verlangt von Forschenden eine Praxis kritischer Selbstreflexivität. Drittens bieten partnerschaftliche Ansätze der Forschung eine Möglichkeit, Ver-Anderung zu konterkarieren. Vergleichsweise niedrigschwellig lassen sich Beratungsformen und Feedback-Schlaufen mit Schlüsselpersonen aus dem Forschungsfeld als heuristisches Korrektiv und interpretative Ressource nutzen (ähnlich wie dies in der Ethnografie praktiziert wird, aber auch in Form eines Projektbeirats). Etwas aufwendiger, aber umso wirksamer, sind Möglichkeiten partizipativer Forschung, mithilfe derer Partner*innen aus dem Feld gleichberechtigt an allen Phasen des Forschungsprozesses beteiligt werden, um auf diesem Weg Ver-Anderungsprozesse zu durchkreuzen. Keine dieser Strategien bietet freilich einen vollkommenen Schutz vor den Gefahren des Othering. Denn versteht man den Begriff – im Kern – als Kritik an Herrschaftsverhältnissen, dann verspricht nur ein Wandel dieser Herrschaftsverhältnisse einen wirklichen Ausweg aus Ver-Anderung.

2. Othering – wo liegt das Problem?

Othering ist ein Begriff, der vielfältig verwendet wird, um exkludierende Konstruktionsprozesse, die marginalisierte Andere hervorbringen, zu bezeichnen. Die Differenzdimensionen, entlang derer »Andersartigkeit« konstruiert wird, variieren. Traditionell stehen natio-ethno-kulturelle Zugehörigkeiten und Rassifizierungen (Mecheril 2003, 2007) im Zentrum, die allerdings feministischen Ansätzen folgend intersektional mit anderen Differenzkategorien wie Geschlecht, Klasse, Kaste oder *dis/ability* verschränkt sind (Afeworki Abay et al. 2021; Castro Varela/Dhawan 2020). Othering oder Ver-Anderung bezeichnet eine wirkmächtige »Bezeichnungs- und Abgrenzungspraxis, durch die im gesellschaftlichen Diskurs ›der Andere‹ in Differenz zum Eigenen hervorgebracht wird« (Foroutan 2019: 130f.). Der Begriff wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts im Rahmen postkolonialer Theorieentwicklung eingeführt: Autor*innen wie Gayatri C. Spivak, Edward W. Said, Homi K. Bhaba und andere dekonstruierten die Objektivitätsbehauptung westlichen Wissens und entlarvten dieses als eurozentristisch und kolonial geprägt (Castro Varela/Dhawan 2020). Westliche Perspektiven, auch wissenschaftliche, sind eben nicht neutral und objektiv, sondern grundlegend von dem Standort der Sprechenden und den historisch gewachsenen, kollektiven Interessen, Privilegien und Realitäten geformt.

Der Begriff »Othering« beschreibt also die gesellschaftliche Konstruktion von marginalisierten und benachteiligten Gruppen als Andere. Aber nicht jede Beschreibung einer Gruppe, der man selbst nicht angehört, stellt automatisch eine Form des Othering dar. Prozesse der Unterscheidung und Kategorisierung von »selbst« und »anderen« sind ein integraler Bestandteil menschlichen Handelns – sie sind Teil kognitiv-interpretativer Abläufe, mit denen wir komplexe soziale Wirklichkeiten ordnen, Dinge und Gruppen bezeichnen und eine Grundlage für unser Handeln in der Welt schaffen. Bei Prozessen des Othering handelt es sich um eine *spezifische* Form der Kategorisierung, die aus einer bestimmten Perspektive vorgenommen wird und im Kontext (neo-)kolonialer Machtverhältnisse eine legitimierende Funktion erfüllt: Die Konstruktion wird aus der privilegierten Position der überwiegend Weißen, westlichen Mehrheitsgesellschaft vorgenommen und beinhaltet Zuschreibungen an kolonisierte Gesellschaften und deren Nachfahren sowie weitere Gruppen als different, gefährlich und minderwertig. Othering re/produziert also Machtverhältnisse, Ungleichheiten und Exklusionen – und legitimiert diese. Die damit einhergehenden Differenzkonstruktionen zeich-

nen sich durch starke Vereinfachungen und Homogenisierungen sowie durch Zuschreibungen negativ besetzter Eigenschaften aus, die in vielen Fällen einer »Dämonisierung« der Anderen (Castro Varela/Mecheril 2016) gleichkommen.

> »Spätestens seit der Kolonialzeit müssen insbesondere schwarze, muslimische und jüdische Bürger_innen wie auch Roma und Sinti als Repräsentant_innen des Dämonischen herhalten. Sie bringen, so der Glaube, das Verderben. Und jeder Fehltritt eines Einzelnen wird als Ausdruck des kollektiv Dämonischen interpretiert. Ein als muslimisch markierter Mann, der eine Frau vergewaltigt, ist dann nur Symptom für die Gewalttätigkeit aller ›muslimischen Männer‹.« (Castro Varela/Mecheril 2016: 10)

Die Metapher des Dämonischen ermöglicht es, auch affektive Komponenten dieser Imagination zu verstehen. Die Konstruktionen können allerdings auch positiv besetzte Aspekte beinhalten, wie im Fall von Exotisierungen, die Ausdruck von Begehren sind (Hall 2004). Oder im Fall von wohlmeinendem Paternalismus wie dem »benevolent othering« beispielsweise gegenüber Menschen mit psychischen Erkrankungen:

> »[B]enevolent othering, like hostile forms of othering, involves simplistic and self-serving representations that gloss over the complexity and diversity of people's lives, constructing a self-affirming image of ›benevolent subjects‹ as superior and masterful (just as hostile forms of othering serve to justify colonialism).« (Grey 2016: 243)

Es wird also grundsätzlich nicht nur ein Bild des Anderen geschaffen, sondern auch immer ein Bild des »Selbst«, des kollektiven Selbst, des »Wir« – das als Normalitätsfolie fungiert und positiv besetzt ist. So hat Edward Said (1979) gezeigt, dass westliche Repräsentationen des »Orients« sowohl abwertende als auch exotisierende Zuschreibungen beinhalten, die Europa und den Westen jedoch grundsätzlich als zivilisierter und überlegen erscheinen lassen. Kien Nghi Ha und Kolleginnen (2007) weisen darauf hin, dass »Weiße ›Normalität‹« auch in deutschen Institutionen, politischen und sozioökonomischen Strukturen inklusive der Kultur- und Wissensproduktion verankert ist. Durch Prozesse der Rassifizierung, Kulturalisierung und Minorisierung werden einseitige Blick- und Sprechverhältnisse geschaffen: »Die Weiße Norm spricht, beurteilt und bleibt in diesem machtvollen Prozess unsichtbar; die ›Anderen‹ werden besprochen, analysiert und abgewertet und so zu vermeintlich stummen, geschichtslosen Objekten« (Ha et al. 2007: 10).

Othering bezeichnet also keine wertneutrale Form der Unterscheidung von »selbst« und »anderen«, sondern ein Unterdrückungsverhältnis. In den Begriff eingelassen ist die Kritik, die fundamentale Absage an dieses Unterdrückungsverhältnis. Ausgangspunkt der Kritik war die Beziehung zwischen Kolonialmächten und kolonisierten Gesellschaften, und diese kritische, postkoloniale Makro-Perspektive ist bis heute zentral, wenn wir den Begriff auf die Hervorbringung von Migrant*innen in zeitgenössischen Gesellschaften des Globalen Nordens beziehen: im Mittelpunkt steht die (Re-)Produktion ungleicher Machtbeziehungen vor dem Hintergrund historisch gewachsener, globaler Abhängigkeits- und Dominanzverhältnisse post-/kolonialer Prägung. Daher würde ich im Hinblick auf Weiterentwicklungen und Öffnungen des Begriffes da eine Grenze ziehen, wo diese kritische Perspektive auf größere strukturelle Ungleichheiten und die legitimierende Funktion der Gruppenbeschreibung verloren geht. Beispielsweise greift das Konzept des »inclusionary othering«, das von Maria Canales (2000) (in Abgrenzung zu »exclusionary othering«) entwickelt wurde, um die Benachteiligung von ethnischen Minderheiten in der Gesundheitsversorgung abzubauen, und das vor allem in den Gesundheitswissenschaften rezipiert wird (Tallarek et al. 2020), in diesem Sinne zu kurz (Akbulut/Razum 2021). Zwar ist es ohne Frage geboten, Wege der Inklusion und der Überwindung von Othering zu konzipieren. Aber den Othering-Begriff derart zu verwässern, dass er auf ein rein intersubjektives Kategorisierungsphänomen reduziert wird, das entweder inkludierende oder exkludierende Funktionen haben kann, je nach Intention der Akteure, lässt den kritischen Stachel und die strukturelle Ebene vermissen, die den postkolonialen theoretischen Ursprungskontext auszeichnet und den Begriff von anderen (beispielsweise sozialpsychologischen Konzepten wie Stereotypisierung) wesentlich unterscheidet.

Zusammenfassend bezeichnet der Begriff in dem hier vorliegenden Kontext ein kollektives Kategorisierungsphänomen, das aus privilegierter Sicht (sowohl willentlich als auch unwillentlich) Andersartigkeit zuschreibt, um Ungleichheit und Unterdrückung zu rechtfertigen. Für die betroffenen Gruppen erzeugt dies neben materiellen auch schwerwiegende diskursive Nachteile, wie Spivak (1988) in ihrer pointierten Frage »Can the subaltern speak?« auf den Punkt gebracht hat. Es führt zu erkenntnistheoretischer Ungerechtigkeit (»epistemic injustice«) und erkenntnistheoretischer Gewalt (»epistemic violence«) und damit zu einer Situation, in der Personen in ihrer Position als Wissende nicht gehört, diskriminiert und zum Schweigen gebracht wer-

den, weil sie zu einer entmachteten oder marginalisierten Gruppe gehören (Fricker 2007).

3. Othering in der Wissenschaft

Westliche Wissenschaften sind von den Prozessen der Ver-Anderung nicht ausgenommen. Im Gegenteil: westliche oder europäische Wissenschaften erfüllten eine zentrale Funktion bei der Bestimmung, Naturalisierung und Essenzialisierung von Differenzen. So beschreibt Gayatri C. Spivak (1985) westliche Wissenschaft als Machtinstrument kolonialer Herrschaft, das Differenzen legitimiert:

> »The master is the subject of science or knowledge. […] The manipulation of the pedagogy of this science is also in the ›interest‹ of creating what will come to be perceived as a ›natural‹ difference between the ›master‹ and the ›native‹ – a difference in human or racial material.« (Spivak 1985: 256)

Wissenschaft hat also nicht unwesentliche Beiträge zur Rechtfertigung von Unterdrückung geleistet, z.B. in Form von »Rassen«-Theorien, die Differenzen postulierten, biologisierten und für natürlich gegeben erklärten. Auch ethnische Kategorien, mit denen gesundheitswissenschaftliches Wissen über Migrant*innen in postkolonialen Zeiten generiert wird, bringen Othering-Effekte hervor (Scott/von Unger 2022; von Unger et al. 2019). Weiterhin sind die Strukturen der disziplinären Wissensorganisation kolonial geprägt. So exkludiert/e die Soziologie, die sich während der Kolonialzeit formierte und sich (im Unterschied zur Anthropologie und Ethnologie) nicht mit »fremden Welten«, sondern mit westlichen »modernen« Gesellschaften beschäftigte, dabei systematisch die nichtwestliche Welt (Randeria 1999). Die sich herausbildende disziplinäre Arbeitsteilung war eng mit den Machtpraktiken der Kolonialgeschichte und der Entwicklung von Nationalstaaten verknüpft (ebd.: 375). Auch das spezifische Feld der soziologischen und sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung in westlichen Gesellschaften steht in der Kritik.

Im deutschsprachigen Raum haben viele Autor*innen seit den 1990er Jahren darauf hingewiesen, dass Forschung und Wissenschaft zur Konstruktion von Ausländer*innen und Migrant*innen als Anderen beigetragen haben. Dabei spielen sowohl Formen des Über-Sehens und Nicht-Beachtens als auch bestimmte Arten des Sehens, Sichtbarmachens und Kategorisierens eine Rolle (Hess 2015; Yildiz in diesem Band). So war deutschsprachige Forschung

zu Migration und Migrant*innen bis in die Nullerjahre ein stark vernachlässigtes Forschungsfeld, das sich inhaltlich vor allem durch unterkomplexe Begriffe und Konzeptualisierungen (z.B. in Form der Kategorie »Ausländer«) auszeichnete (Beck-Gernsheim 2007). Seitdem hat sich viel getan. Aber auch das Ausblenden von Komplexität und spezifischem sozioökonomischem Kontext, z.B. in der Konzeption von »Migrationshintergrund« als Variable seit den Nullerjahren, stellt eine folgenreiche Form des (partiellen) Übersehens dar (Bojadžijev/Karakayali 2007). Defizitorientierte Rahmungen sowie Normalitätserwartungen, die als Vorannahmen in die Forschung einfließen, z.B. an eine Normal-Biografie in der Biografieforschung (Dausien/Mecheril 2006), bringen Migrant*innen immer wieder als Andere, als Problem und als Abweichung von der Norm hervor.

Im 21. Jahrhundert hat die migrationssoziologische Forschung hierzulande allerdings deutlich an Dynamik, Differenziertheit und Reflexivität gewonnen (z.B. Amelina/Faist 2012; Müller/Zifonun 2010; Nieswand/Drotbohm 2014; Ruokonen-Engler/Siouti 2013; Sökefeld 2007). Insbesondere transnationale und kritische Migrationsforschung (Bojadžijev/Römhild 2014; Mecheril et al. 2013), postmigrantische Forschung (Foroutan 2019; Yildiz 2015 und in diesem Band) und Ansätze post- und dekolonialer Forschung (Boatcă 2021; Spies/Tuider in diesem Band) eröffnen neue Zugänge, die sich machtkritisch mit der Verwobenheit von wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kategorisierungsphänomenen und Ausschlüssen auseinandersetzen. Es werden innovative Perspektiven auf den Forschungsgegenstand vorgeschlagen, differenziertere Begriffe und methodologische Überlegungen eingeführt und theoretische Weiterentwicklungen zentraler Konzepte vorgenommen. Im Anschluss daran wende ich mich im Folgenden praktischen Fragen des empirischen Forschens zu und führe drei Strategien aus, die sich als methodisch-methodologische Konsequenz aus dem Problem des Othering ziehen lassen.

4. Diversifizierung der Wissenschaft

Vor dem Hintergrund wissenssoziologischer und konstruktivistischer Annahmen ist von der Seins- und Standortgebundenheit des Wissens auszugehen (Mannheim 1952 [1928]). Auch der wissenschaftliche Erkenntnisprozess geht unausweichlich mit standort- und subjektgebundenen Konstruktionsleistungen einher, die mit der sozialen Lage der Forschenden verbunden sind: Wissenschaftler*innen sind akademisch und lebensweltlich sozialisiert, sie verfü-

gen über verschiedene Repertoires kollektiver Wissensbestände und definieren ihren Forschungs-»Gegenstand« aus einer bestimmten, auch institutionell geprägten Perspektive in einem bestimmten soziohistorischen Kontext. Dabei kommen sie nicht umhin, Gruppen zu bezeichnen, schaffen damit immer »andere« und teilweise (im Sinne des Othering) auch Andere und können den eigenen Standort nur eingeschränkt variieren. Welche Möglichkeiten bestehen nun, diese Einsichten empirisch fruchtbar zu machen?

Die post- und dekoloniale Kritik richtet unser Augenmerk verstärkt auf die Frage, wer forscht, wer spricht und wessen Perspektive nicht gehört und gesehen wird. Ein Manko bisheriger sozialwissenschaftlicher Forschung, auch im deutschsprachigen Raum, liegt in dem Umstand, dass ein Gros der Forschung aus privilegierter Perspektive (z.B. von Weißen, männlichen Akademikern mit deutscher Staatsangehörigkeit) durchgeführt wurde, ohne dass der privilegierte Standort, von dem aus geforscht wurde, dabei angemessen reflektiert und kritisch hinterfragt wurde. Auf die Notwendigkeit der Selbst-Reflexivität von Forschenden gehe ich im nächsten Abschnitt genauer ein. Hier möchte ich darauf hinweisen, dass eine Diversifizierung der Wissenschaft vonnöten ist, um verschiedene Standpunkte einzubeziehen und erkenntnistheoretisch bessere Voraussetzungen für gute Forschung zu schaffen.

Die mit Migrationsprozessen verbundene Diversifizierung der deutschen Bevölkerung birgt dabei auch die Chance für eine Diversifizierung der Wissenschaft. Wissenschaftler*innen, die hybride, multilokale oder ethnisch diverse Zugehörigkeiten haben, die über Migrationserfahrung verfügen und in der Forschung auf entsprechende Wissensbestände zurückgreifen können, bleiben möglicherweise nicht auf die gleiche Art in den »Selbstverständlichkeiten der Mehrheitskultur befangen« wie Weiße deutsche Wissenschaftler*innen ohne Migrationsbiografie (Beck-Gernsheim 2007: 212). Allerdings vollzieht sich die Diversifizierung der Wissenschaft bislang eher schleppend. Personen mit Migrationshintergrund sind in der Wissenschaft nach wie vor unterrepräsentiert und in ihren Karrierechancen (z.B. im Hinblick auf eine unbefristete Beschäftigung im Wissenschaftsbetrieb) benachteiligt (Löther 2012). Die oben skizzierte wissenschaftskritische Tradition der postkolonialen Kritik impliziert außerdem, angesichts andauernder neokolonialer Ungleichheitsverhältnisse verstärkt auch wissenschaftliche Stimmen aus dem Globalen Süden (der »Peripherie«; vgl. Randeria 1999) zur Kenntnis zu nehmen – und sowohl personell als auch inhaltlich in die Wissenschaftssysteme des Globalen Nordens zu inkludieren.

5. Kritische Selbst-/Reflexivität der Forschenden

Wie bereits angeklungen, stellt Reflexivität ein grundlegendes methodologisches Prinzip der empirischen Sozialforschung dar: Forschende sind angehalten, den Kontext der Forschungssituation, einschließlich ihrer eigenen Positionierungen und Subjektivität/en, angemessen zu berücksichtigen, ihre Rollen und Interaktionen im Feld zu reflektieren, um nach dem Einfluss ihrer (im Grunde unvermeidlichen) Beteiligung als Ko-Konstrukteur*innen der Daten und Ergebnisse der Forschung zu fragen. Allerdings gibt es eine Vielzahl unterschiedlicher Formen, Definitionen und Verfahren von Reflexivität. Die Ansätze unterscheiden sich in ihrem Verständnis davon, welche Aspekte relevant und wie zu berücksichtigen sind. Ansätze in der psychoanalytisch geprägten Tradition von George Devereux betonen beispielsweise die gelebte, leibliche Erfahrung und Subjektivität der Forschenden, die mittels Introspektion erschlossen wird, um die Übertragung und Gegenübertragungen im Forschungsprozess als Datum zu nutzen (Bereswill 2003; Breuer et al. 2019; Gemignani 2011). Ansätze, die auf interaktionistischen Theorien beruhen, analysieren Feldinteraktionen, um implizite Rahmungen der Situation sowie Interaktionsordnungen aufzudecken (Bereswill 2003; Welzer 1995). Reflektierte Subjektivität kann so zu einem produktiven »epistemische[n] Fenster« werden (Breuer et al. 2002, Abs. 4). Allerdings warnen manche vor einer »narzisstischen Reflexivität« (Bourdieu 1993), bei der die Subjektivität der forschenden Person zu sehr im Mittelpunkt steht und strukturelle Faktoren, insbesondere die akademische Ausbildung und der klassenbezogene Habitus, aus dem Blick geraten. Allen Unterschieden zum Trotz gibt es eine Gemeinsamkeit unter den Ansätzen: die Reflexivität der Forschenden wird als notwendiger Bestandteil des Forschungsprozesses angesehen, der zu analytischen Zwecken erforderlich ist. Meine eigenen Arbeiten weisen zudem darauf hin, dass Reflexivität auch in ethischer Hinsicht geboten ist, weil Forschung immer auch ein sozialer Prozess ist, der in die Lebenswelten, Diskurse und Systeme interveniert, die erforscht werden, und dabei reale Folgen zeitigt (von Unger 2021).

Othering durch Forschung ist sowohl aus analytischer als auch aus ethischer Sicht zu vermeiden. Reflexivität kann dabei helfen, indem nicht nur die untersuchten Gegenstände und die dabei verwendeten Kategorien, theoretischen Rahmungen und empirischen Methoden einer kritischen Prüfung unterzogen werden, sondern auch die Forschungsbeziehungen und die Prägungen und Positionierungen der Forschenden z.B. im Hinblick auf Privilegi-

en, Professionalität sowie relevante Zugehörigkeiten vis-à-vis zum jeweiligen Feld. Die kritische Perspektive richtet sich auch auf die Machteffekte der eigenen Erkenntnisproduktion:

> »Migrationsforschung als Kritik [kann] sich nicht darauf beschränken, sozioökonomische, gesellschaftliche und politische Positionen, Diskurse und Praxen kritisch zu adressieren, ohne die Wissensbestände, die diese ermöglichen und stabilisieren, zu befragen. Das bedeutet auch: nicht ohne die eigene (institutionelle, disziplinäre, ökonomische und politische) Gebundenheit kritisch auszuweisen und die Machteffekte von Wissen (inklusive der eigenen Wissens-Produktion) zu reflektieren.« (Mecheril et al. 2013: 35)

Für die Positionierung der Forschenden im Forschungsfeld stellt sich beispielsweise die Frage, inwiefern Ähnlichkeiten und Unterschiede zu Teilnehmenden im Hinblick auf Lebenslagen, Erfahrungsräume, Identifikationen und Wissensbestände zum Tragen kommen. Werden Zusammenhänge erforscht, denen man selbst angehört bzw. zu denen eine Affinität besteht? Sowohl »Insider«- als auch »Outsider«-Positionierungen bringen in methodischer Hinsicht Vor- und Nachteile mit sich, was den Zugang zum Feld angeht, sowie die Möglichkeiten, Daten zu erheben und zu deuten (Berger 2015). Dabei gibt es keine eindeutigen, fixen Outsider- und Insider-Positionierungen, denn soziale Zugehörigkeiten sind kontingent (Hirschauer 2014). Soziale Nähe, Zugehörigkeit und geteilte Erfahrungsräume sind prinzipiell auf verschiedenen Dimensionen angesiedelt. Welche Gemeinsamkeit und welche Differenz in der spezifischen Forschungssituation relevant ist, hängt nicht nur von den Forschenden selbst ab, sondern auch von den Erwartungen, die an sie gerichtet werden, und den Zuschreibungen, die ihnen widerfahren. Vor diesem Hintergrund ist eine einfache Insider-/Outsider-Dichotomie unterkomplex (Naples 2003). Forschende sollten eine statische kategoriale Sicht auf ihre Untersuchungsteilnehmer*innen vermeiden, auch Magdalena Nowicka und Louise Ryan (2015): Abseits der vermeintlichen Gemeinsamkeiten, die beispielsweise mit einem Insider-Status einhergehen, sei es vielversprechender, die Unsicherheit zum Ausgangspunkt jeder Forschung zu machen, um vorschnelle und kontraproduktive Ethnisierungen und gruppenbezogene Kategorien zu überwinden und neue methodologische Möglichkeiten der Begegnung mit den Forschungsteilnehmer*innen zu suchen (ebd.). Aus der Gemeinsamkeit einer Migrationserfahrung folgt nicht automatisch eine offene und empathische Forschungsbeziehung, es kann auch innerhalb z.B. ethnischer oder migrantischer Zugehörigkeiten zu relevanten Differenzen

(z.B. entlang von Alter, Geschlecht, Klasse/Schicht, Sexualität, Religion, politischen Überzeugungen etc.) zwischen den Forschenden und Teilnehmenden kommen (Islam 2000; Pérez-Naranjo 2014). Allerdings zeigt der Beitrag von Irini Siouti in diesem Band, dass die von Teilnehmenden wahrgenommene (und zugeschriebene) Identität der Forschenden durchaus eine Rolle spielt für die Bereitschaft, an Forschung teilzunehmen, und die Hoffnung (bzw. das Vertrauen), die Daten in guten Händen zu wissen (basierend auf der Annahme, dass migrantische Forscher*innen die Daten nicht zum erneuten Othering missbrauchen werden).

Zusammenfassend ist deutlich geworden, dass Forschung immer aus einer bestimmten, sozial verorteten und körperlich gebundenen Perspektive betrieben wird (Haraway 1988). Insider- und Outsider-Positionalisierungen sind das Ergebnis komplexer situativer Aushandlungen, die vom Auftreten und Handeln und von diesbezüglichen Selbstpositionierungen der Forschenden ebenso abhängen wie von Fremdzuschreibungen durch Akteure im Feld. Sie ergeben sich nicht monokausal aus einer einzelnen Variable wie Herkunftsland oder Ethnizität. Nichtsdestotrotz können soziale Nähe, Affinitäten in der Erfahrungswelt (z.B. Diskriminierungen auf Basis von Hautfarbe, Geschlecht oder einem anderen Merkmal), eine gemeinsame Sprache und ähnliche Prägungen durch Sozialisation, Bildung und Lebenslage Forschungs- und Verstehensprozesse fundamental positiv beeinflussen. Andersherum können soziale Distanz und ungleiche Machtverhältnisse in Forschungsbeziehungen Othering-Prozessen Vorschub leisten. Dieses Problem hat Michele Fine schon 1994 für die qualitative Forschung beschrieben: »Much of qualitative research has reproduced, if contradiction-filled, a colonizing discourse of the ›Other‹.« (Fine 1994: 70) Sie schlägt mit der Metapher des Bindestriches vor, dass Forschende die multiplen Beziehungen reflektieren und bearbeiten, die sie mit jenen verbinden – und von jenen trennen –, über die sie forschen und schreiben.

> »By working the hyphen I mean to suggest that researchers probe how we are in relation with the contexts we study and with our informants, understanding that we are all multiple in those relations. I mean to invite researchers to see how these ›relations between‹ get us ›better‹ data, limit what we feel free to say, expand our minds and constrict our mouths, […] make us quick to interpret and hesitant to write. Working the hyphen means creating occasions for researchers and informants to discuss what is, and is not ›happening between‹ within the negotiated relations of whose story is

> being told, why, to whom, with what interpretation, and whose story is being shadowed, why, for whom and with what consequence.« (Fine 1994: 72)

Forschungspraktisch bedeutet dies, in Feldnotizen und Memos, in Gesprächen mit Peers und Betreuenden sowie Betreuten, in Interpretationsgruppen und Forschungswerkstätten anhand von Material und Textentwürfen zu reflektieren, wessen Geschichte erzählt wird, warum, wem, mit welcher Interpretation, und wessen Geschichte in den Hintergrund rückt oder ganz ausgelassen wird, warum, für wen und mit welcher Konsequenz. Fine schlägt vor, auch die Teilnehmenden in diese Reflexionen einzubeziehen, was mich zum nächsten und letzten Punkt führt.

6. Partnerschaftlich und partizipativ forschen

Die Zusammenarbeit mit Schlüsselpersonen im Feld ist eine etablierte Praxis der Ethnografie, die sich sowohl auf den Zugang zum Feld und die Datenerhebung als auch die Deutung der Daten vorteilhaft auswirkt. Allerdings bleibt die finale Schreibarbeit und Dissemination der Ergebnisse in der Regel in der Verantwortlichkeit der akademisch Forschenden, was durchaus zu Verwerfungen führen kann, beispielsweise wenn Teilnehmende sich missverstanden, falsch oder unvorteilhaft dargestellt oder gar vorgeführt fühlen (Ellis 2007). Grundsätzlich hat ethnografische und im weiteren Sinne qualitative Sozialforschung den Anspruch, soziale Wirklichkeiten aus der (emischen) Innen-Perspektive der Teilnehmer*innen zu verstehen, aber in der Analyse und Interpretation über das von den Personen explizit Gesagte hinauszugehen und eigene Deutungen und Theoretisierungen zu entwickeln. Dies kann im hier interessierenden Kontext problematisch werden und Konfliktpotenzial bergen, nämlich wenn Teilnehmende durch die Deutungen und Darstellungen der Wissenschaftler*innen ver-andert werden. Da Ver-Anderungen nicht an intentionale Akte der Misrepräsentation gebunden sind, sondern auch »wider Willen« (Weiß 2013) stattfinden können, kann der Dialog mit den Teilnehmenden oder zumindest einzelnen Schlüsselpersonen auch in den Phasen der Veröffentlichung überaus hilfreich sein, um missverständliche, diskreditierende und unterkomplexe Darstellungen zu identifizieren und alternative Darstellungsformen zu entwickeln.

Forschende sind nicht in derselben Weise im Feld verortet wie die Teilnehmer*innen. Zum Beispiel sind Forschende in einer qualitativen Organi-

sationsstudie nicht in gleicher Weise für die untersuchte Organisation verantwortlich und in sie involviert wie die Mitglieder dieser Organisation. Kämpfe um Vielfalt und Rassismus in der Organisation sind nicht genuin die Kämpfe der Forschenden – auch wenn sie (absichtlich oder unabsichtlich) durch ihre Forschungsaktivitäten und Veröffentlichungen zu diesen Kämpfen beitragen können (von Unger 2021). Ihre Positionierung ist jedoch eine andere: Auch wenn sie eng mit der Organisation zusammenarbeiten und im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung für eine gewisse Zeit in das Feld eintauchen, haben sie mittel- und langfristig nicht die gleichen Interessen und Verantwortlichkeiten wie die Mitglieder. An einem bestimmten Punkt verlassen sie das Feld und werden wieder zu Außenseiter*innen – sie sind möglicherweise weiterhin Teil des weiteren, organisatorischen Feldes, aber keine Mitglieder der Organisation. Stattdessen sind sie Mitglieder von akademischen Institutionen und müssen die Erwartungen dieses Feldes erfüllen (z.B. im Hinblick auf Darstellung, Interpretation, Theoretisierung und Publikation). An dieser Schnittstelle wird Othering auch durch wissenschaftliche Konventionen und Sachzwänge perpetuiert.

Qualitative Forschung kann zwar auf eine bereits länger währende Tradition der Auseinandersetzung mit Fragen der Macht und Repräsentation zurückgreifen, u.a. im Rahmen der Writing-Culture-Debatte der Ethnografie und Anthropologie, ebenso in den Debatten, die von feministischen, postkolonialen und indigenen Theoretiker*innen geführt wurden und werden. Ich würde jedoch argumentieren, dass die Brisanz von Repräsentationen noch nie so groß war wie heute im Zeitalter des Internets, in dem Forschende, Teilnehmer*innen und Dritte digital miteinander verbunden sind (von Unger 2021). Organisationen haben Websites, auf denen oft die Namen der Mitarbeitenden und des Managements aufgeführt sind. In ähnlicher Weise lassen sich Angaben zu Wissenschaftler*innen und ihren Forschungsprojekten leicht suchen und finden. Open-Access-Publikationen, Online-Portale, Druck von Geldgebern usw. machen projektbezogene Informationen, Präsentationen und Veröffentlichungen von Forschenden einer breiten Öffentlichkeit zugänglich. Wenn Forschende durch ihre Analysen die Grenzen des Sagbaren erweitern und in Worte fassen, was bisher ungesagt blieb oder verschwiegen wurde, kann dies reale Folgen haben. Forschende müssen bedenken, welchen Schaden sie durch ihre Darstellungen bei den Teilnehmenden und Organisationen anrichten können. An diesem Punkt kann der Dialog mit Teilnehmenden und Schlüsselpersonen (oder auch Projekt-Beiräten) eine hilfreiche und notwendige Korrektur sein, um darauf zu achten, dass Ergebnis-

Darstellungen nicht Stereotype reproduzieren und benachteiligten Gruppen weiter zum Nachteil gereichen.

Solche Formen der Beratung und Rücksprache berauben die Forschenden nicht der Möglichkeit, eigene und kritische Lesarten zu entwickeln, die sich von denen der Teilnehmenden unterscheiden. Sie kommen keiner Zensur gleich, sondern dienen der Sensibilisierung für die politischen Deutungs- (und teilweise auch Überlebens-)Kämpfe des Feldes und sorgen dafür, dass die Ergebnisse nachvollziehbar und respektvoll formuliert sind und die Form und Inhalte der Darstellungen nicht verletzende »Dyspräsentationen« (Straub 2014: 88) reproduzieren, die insbesondere migrantisch markierte und andere minorisierte Gruppen im gesellschaftlichen Alltag erleben.

In meiner eigenen Forschungspraxis haben solche Feedback-Schlaufen mich schon mehrfach davor bewahrt, Teilnehmenden oder Gruppen ungewollt zu schaden. In diesen Fällen waren meine Darstellungen an bestimmten Punkten nicht differenziert genug oder unausgewogen. Ich wurde auf unvollständige Informationen, vorschnelle Schlüsse, implizite Vorannahmen und missverständliche Ausdrucksweisen aufmerksam gemacht – Hinweise, die allesamt zu einer besseren Qualität der Analyse und Ergebnisdarstellung geführt haben. In einzelnen Fällen waren Teilnehmer*innen auch nach Überarbeitungen weiterhin unzufrieden mit der Darstellung der Sachverhalte und meiner Interpretation ihrer Daten. Wenn es in diesen Fällen nicht möglich war, zu einer Übereinkunft zu kommen, habe ich mich gegen eine Publikation bzw. gegen eine Aufnahme ihrer Daten in die Publikation entschieden.[3] Mein Anspruch als Forscherin ist, dass die Teilnehmenden mit meiner Version ihrer Geschichte leben können müssen. In den Fällen, wo keine Einigung möglich war und ich von einer Publikation absehen musste, habe ich es rückblickend nicht bereut. Oft konnte ich zu einem späteren Zeitpunkt die Kritik an der Darstellung durchaus nachvollziehen. Daher würde ich den Aufwand der Rücksprache und die Enttäuschung über Kritik an der eigenen Arbeit immer gegenüber der Alternative, ungewollt Othering zu reproduzieren und ein Feld zurückzulassen, in dem sich Teilnehmende ausgebeutet, missverstanden und verraten fühlen, bevorzugen. Zwar ist auch kritische Forschung nie vor Kritik gefeit und selten kann man es allen Akteur*innen im Feld gleichermaßen recht machen (vgl. Islam 2000 für eine rassismuskritische Forschung in

3 Forschungsteilnehmende haben übrigens laut geltender EU-Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) auch ganz formal das Recht, ihre Einwilligung zur Verwendung ihrer Daten jederzeit zurückzuziehen.

einer selbst von Rassismus betroffenen Community), aber in der Forschung mit marginalisierten Gruppen sind Forschende gut beraten, sich auf den Dialog einzulassen.

Eine weitere Möglichkeit, nicht erst im Verlauf oder kurz vor der Publikation, sondern bereits von Beginn an Ver-Anderungsprozesse zu durchkreuzen, bietet die partizipative Forschung (Brenssell/Lutz-Kluge 2020; Martinez-Vargas 2022; von Unger 2014, 2018). Durch eine gleichberechtigte Zusammenarbeit von Wissenschaftler*innen und Partner*innen aus den Lebenswelten können solche Themen aufgegriffen und Forschungsfragen auf eine Art und Weise formuliert werden, die für die Partner*innen relevant sind – und die statt einer defizitorientierten eine ressourcenorientierte Perspektive auf die marginalisierten Gruppen und Communitys einnimmt. Es gibt eine Vielzahl von Ansätzen der partizipativen Forschung, die unterschiedliche Schwerpunkte setzen und verschiedene Begrifflichkeiten der Selbstbezeichnung verwenden (z.B. Varianten von Action Research wie Participatory Action Research und Critical Participatory Action Research, Community-basierte partizipative Forschung und viele mehr). Zwar ist auch diese Form der kollaborativen und emanzipatorischen Forschung nicht davor gefeit, Ungleichheiten inklusive Rassismus zu reproduzieren (Muhammad et al. 2018), aber die systematische Verschränkung von wissenschaftlichen und lebensweltlichen Perspektiven, die kritische Sicht auf Ungleichheit, die Orientierung an Gerechtigkeitsidealen, Menschenrechten und anderen Werten, die Aufforderung zur (Selbst-)Reflexivität in der Zusammenarbeit und die Form der Beteiligung der Partner*innen mit Entscheidungsmacht schaffen gute Voraussetzungen, um Othering-Prozesse nicht unbemerkt zu reproduzieren.

Ein Beispiel: In einem partizipativen Projekt zu HIV-Prävention mit Migrant*innen war es etwa durch die Beteiligung von Community-Partner*innen möglich, die weit verbreitete Perspektive von Fachkräften, Migrant*innen seien »schwer erreichbar«, zu widerlegen (von Unger/Gangarova 2011; von Unger et al. 2013). Die Projektergebnisse zeigten deutlich, dass keine Gruppe per se schwer erreichbar ist – Erreichbarkeit ist ein relationales Phänomen, das von der sozialen Lage und Position der Akteure abhängt, es kommt also immer darauf an, wer für wen schwerer oder leichter erreichbar ist. Peer-Ansätze waren schon seit den 1980er Jahren in der HIV-Prävention üblich; mit dem partizipativen PaKoMi-Projekt wurde nun gezeigt, dass Zusammenarbeit und Beteiligungsformen auch mit Migrant*innen und deren Communitys möglich und erstrebenswert sind. Den Prämissen der partizipativen

Forschung entsprechend sind auch ganz praktische Ermächtigungsprozesse, Handlungsansätze und Community-Strukturen aus dem Projekt hervorgegangen, z.B. in Form eines bundesweiten Netzwerks von afrikanischen Fachkräften der HIV-Prävention (AGHNiD). Ein aktuelles partizipatives Projekt (EMPOW) untersucht Vulnerabilität und Empowerment in der Gesundheitsförderung mit Geflüchteten.[4] Auch hier zeigen sich deutlich die Vorteile einer partizipativen Zusammenarbeit: Geflüchtete nutzen Forschungsmethoden, um ihre Situation und die gesellschaftlichen Bedingungen zu analysieren, die ihre Gesundheit gefährden (Namutebi et al. 2021). Auch praktische Lösungsansätze zur Gesundheitsförderung werden entwickelt (Mohammadi et al. 2021). Partizipative Forschung wird von vielfältigen Herausforderungen begleitet, u.a. im Zusammenhang mit den ungleichen Voraussetzungen für Partizipation zwischen den akademischen und lebensweltlichen Partner*innen und der Trägheit strukturell verankerter sozialer Ungleichheiten, die sich nicht im Rahmen einzelner Projektzeiträume ändern lassen. Nichtsdestotrotz eröffnen partizipative Methodologien fruchtbare Zugänge zu Erkenntnisgewinn unter Berücksichtigung der Perspektive unterdrückter Gruppen und benachteiligter Gemeinschaften und schaffen damit eine Möglichkeit, der Reproduktion von Ver-Anderungsprozessen wirksam etwas entgegenzusetzen.

7. Abschließende Zusammenfassung

In diesem Beitrag habe ich mein Verständnis von Othering dargelegt und methodisch-methodologische Strategien skizziert, um Othering in der empirischen Forschungspraxis zu durchkreuzen. Dazu zählen erstens die Diversifizierung von Wissenschaft und Forschungsteams, um epistemische Vorteile unterschiedlicher Standorte zu nutzen; zweitens die kritische Selbst-Reflexivität von Forschenden, um die jeweilige Standortgebundenheit zu analysieren, sich ggf. auch als Akteur*in des Othering wider Willen selbst auf die Schliche kommen zu können; und drittens verschiedene Formen der Zusammenarbeit und Beteiligung von nichtwissenschaftlichen Akteuren aus den erforschten Feldern und Gruppen an den Erkenntnisprozessen, z.B. durch

4 Vgl. http://empow-projekt.de; das Projekt wird von der Deutschen Förderungsgemeinschaft (DFG) gefördert (UN 263/6-1). EMPOW ist ein Teilprojekt der Forschungsgruppe FOR 2928 »Refugee Migration to Germany: A Magnifying Glass for Broader Public Health Challenges« (PH-LENS).

Rücksprache und Feedback-Schlaufen sowie partizipative Forschung. Diese Strategien eröffnen Handlungsoptionen, bieten jedoch keinen vollständigen Schutz gegen Othering, denn strukturell verankerte Machtverhältnisse, die zu Ver-Anderungsprozessen führen, lassen sich auf der Ebene individuellen Forschungshandelns nur begrenzt konterkarieren.

Literatur

Afeworki Abay, Robel/Schülle, Mirjam/Wechuli, Yvonne (2021): Decolonizing Disability. Eine postkoloniale Reflexion auf Behinderung für die deutschsprachige Fluchtmigrationsforschung unter Berücksichtigung der intersektionalen Lebensrealitäten, in: Joachim Schröder/Marc Thielen/Lena Narawitz/Niklas-Max Thönneßen/Miriam Bach (Hg.): FluchtMigrationsForschung im Widerstreit – Über Ausschlüsse durch Integration. Münster, New York: Waxmann, 117-130.

Akbulut, Nurçan/Razum, Oliver (2021): The Role of Inclusionary Othering in Public Health, in: European Journal of Public Health 31, Issue Supplement 3, https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.548, iii207 (abgerufen am 06.02.2022).

Amelina, Anna/Faist, Thomas (2012): De-Naturalizing the National in Research Methodologies. Key Concepts of Transnational Studies in Migration, in: Ethnic and Racial Studies 35 (10), 1707-1724.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (2007): Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen, in: Sozialer Sinn 4 (3), 511-532.

Berger, Roni (2015): »Now I see it, now I don't«. Researcher's Position and Reflexivity in Qualitative Research, in: Qualitative Inquiry 15 (2), 219-234.

Boatcă, Manuela (2021): Counter-Mapping as Method. Locating and Relating the (Semi-)Peripheral Self, in: Historical Social Research 46 (2), 244-263.

Bojadžijev, Manuela/Karakayalı, Serhat (2007): Autonomie der Migration. 10 Thesen zu einer Methode, in: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript, 203-209.

Bojadžijev, Manuela/Römhild, Regina (2014): Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung, in: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berlin: Panama Verlag, 10-24.

Bourdieu, Pierre (1993): Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 365-374.

Brenssell, Ariane/Lutz-Kluge, Andrea (Hg.) (2020): Partizipative Forschung und Gender. Emanzipatorische Forschungsansätze weiterdenken. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich.

Breuer, Franz/Mruck, Katja/Roth, Wolff-Michael (2002): Subjectivity and Reflexivity. An Introduction, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 3 (3), Art. 9, https://doi.org/10.17169/fqs-3.3.822 (abgerufen am 08.02.2022).

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara (2019): Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS (4. Auflage).

Canales, Maria K. (2000): Othering. Toward an Understanding of Difference, in: ANS Advances in Nursing Science 22 (4), 16-31.

Castro Varela, María do Mar/Mecheril, Paul (2016): Die Dämonisierung des Anderen. Einleitende Bemerkungen, in: María do Mar Castro Varela/Paul Mecheril (Hg.): Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart. Bielefeld: transcript, 7-20.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2020): Postkoloniale Theorie: Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript (3. Auflage).

Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht, in: Wolf-Dietrich Bukow/Markus Ottersbach/Elisabeth Tuider/Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 155-175.

Ellis, Carolyn (2007): Telling Secrets, Revealing Lives. Relational Ethics in Research with Intimate Others, in: Qualitative Inquiry 13 (1), 3-29.

Fine, Michele (1994): Working the Hyphens. Reinventing Self and Other in Qualitative Research, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks: Sage, 70-82.

Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.

Fricker, Miranda (2007): Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing. Oxford Scholarship Online, https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198237907.001.0001 (abgerufen am 06.02.2022).

Gemignani, Marco (2011): Between Researcher and Researched. An Introduction to Countertransference in Qualitative Inquiry, in: Qualitative Inquiry 17 (8), 701-708.

Grey, Flick (2016): Benevolent Othering. Speaking Positively About Mental Health Service Users, in: Philosophy, Psychiatry & Psychology 23 (3-4), 241-251.

Ha, Kien Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorka, Sheila (2007): Einleitung, in: ders. (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: Unrast, 9-23.

Hall, Stuart (2004): Das Spektakel des »Anderen«, in: ders.: Ideologie, Identität, Repräsentation. Hamburg: Argument, 108-166.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (3), 575-599.

Hess, Sabine (2015): Politiken der (Un-)Sichtbarmachung. Eine Kritik der Wissens- und Bilderproduktion zu Migration, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, 49-64.

Hirschauer, Stefan (2014): Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten, in: Zeitschrift für Soziologie 43 (3), 170-191.

Islam, Naheed (2000): Research as an Act of Betrayal. Researching Race in an Asian Community in Los Angeles, in: France Winddance Twine/Jonathan Warren (Hg.): Racing Research, Researching Race. Methodological Dilemmas in Critical Race Studies. New York, London: New York University Press Classics, 35-66.

Löther, Andrea (2012): Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Migrationshintergrund, in: Die Hochschule, Journal für Wissenschaft und Bildung 21 (1), 36-54.

Mannheim, Karl (1952 [1928]): The Problem of Generations, in: Paul Kecskemeti (Hg.): Essays on the Sociology of Knowledge. London: Routledge and Kegan Paul, 276-320.

Martinez-Vargas, Carmen (2022): Democratising Participatory Research. Pathways to Social Justice from the South. Cambridge, UK: Open Book Publishers.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

Mecheril, Paul (2007): Besehen, beschrieben, besprochen. Die blasse Uneigentlichkeit rassifizierter Anderer, in: Kien Nghi Ha/Nicola Lauré al-Samarai/Sheila Mysorka (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: Unrast, 219-228.

Mecheril, Paul/Castro Varela, María do Mar/Dirim, Inci/Kalpaka, Annita/Melter, Claus (2010): Migrationspädagogik. Weinheim u.a.: Beltz.

Mecheril, Paul/Thomas-Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (2013): Migrationsforschung als Kritik? Erkundung eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten, in: dies. (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Spielräume kritischer Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer VS, 7-55.

Mohammadi, Maryam/Wächter-Raquet, Marcus/Odukoya, Dennis Q. (2021): Health Promotion Through Digital Means. Refugee Women Using Video and Social Media in Times of COVID-19, in: European Journal of Public Health 31, Suppl 3, https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.396 (abgerufen am 06.02.2022).

Muhammad, Michael/Garzon, Catalina/Reyes, Angela/The West Oakland Environmental Indicators Project (2018): Understanding Contemporary Racism, Power, and Privilege and Their Impacts on CBPR, in: John Oetzel/Meredith Minkler (Hg.): Community-Based Participatory Research for Health. Advancing Social and Health Equity. San Francisco CA, USA: Jossey Bass Inc. Publishers, 47-59.

Müller, Marion/Zifonun, Dariuš (2010): Wissenssoziologische Perspektiven auf ethnische Differenzierung und Migration. Eine Einführung, in: dies. (Hg.): Ethnowissen. Soziologische Beiträge zu ethnischer Differenzierung und Migration. Wiesbaden: VS Verlag, 9-33.

Namutebi, Lydia/Nakyazze, Oliver Christine/Bamuwayira, Ahmed/Huber, Anna/Krasniqi, Shqipe (2021): »Life in the Camps Makes You Sick.« Results of a Photovoice Project with Refugees in Munich, Germany, in: European Journal of Public Health 31, Suppl 3, https://doi.org/10.1093/eurpub/ckab164.395 (abgerufen am 06.02.2022).

Naples, Nancy (2003): The Insider/Outsider Debate. A Feminist Revisiting, in: dies.: Feminism and Method. Ethnography, Discourse Analysis and Activist Research. New York, USA: Routledge, 49-66.

Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (2014): Einleitung. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung, in: dies. (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Studien zur Migrations- und Integrationspolitik. Wiesbaden: Springer VS, 1-37.

Nowicka, Magdalena/Louise, Ryan (2015): Beyond Insiders and Outsiders in Migration Research. Rejecting A Priori Commonalities. Introduction to the FQS Thematic Section on »Researcher, Migrant, Woman: Methodological Implications of Multiple Positionalities in Migration Studies«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 16 (2), Art. 18, https://doi.org/10.17169/fqs-16.2.2342 (abgerufen am 30.03.2022).

Pérez-Naranjo, Lena (2014): Forschungsbeziehungen im politisierten Kontext. Eine Studie zu kubanischer Migration, in: Hella von Unger/Petra Narimani/Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS, 149-167.

Randeria, Shalini (1999): Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie. Zur Ortsbestimmung der nicht-westlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie, in: Soziale Welt 50 (4), 373-382.

Ruokonen-Engler, Minna K./Siouti, Irini (2013): »Doing Biographical Reflexivity« as a Methodological Tool in Transnational Research Settings, in: Transnational Social Review – A Social Work Journal 3 (2), 247-261.

Said, Edward W. (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.

Scott, Penelope/von Unger, Hella (2022): Discourses on Im/Migrants, Ethnic Minorities, and Infectious Disease. Fifty Years of Tuberculosis Reporting in the United Kingdom, in: History of the Human Sciences 35 (1), 189-215.

Sökefeld, Martin (2007): Problematische Begriffe. »Ethnizität«, »Rasse«, »Kultur«, »Minderheiten«, in: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin: Reimer Verlag, 31-50.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives, in: History and Theory 24 (3), 247-272.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson/Lawrence Grossberg (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana, Illinois: University of Illinois Press, 271-313.

Straub, Jürgen (2014): Verletzungsverhältnisse. Erlebnisgründe, unbewusste Tradierungen und Gewalt in der sozialen Praxis, in: Zeitschrift für Pädagogik 60 (1), 74-95.

Tallarek, Marie/Bozorgmehr, Kayvan/Spallek, Jacob (2020): Towards Inclusionary and Diversity-Sensitive Public Health. The Consequences of Exclusionary Othering in Public Health Using the Example of COVID-19 Management in German Reception Centres and Asylum Camps, in: BMJ Global Health 5 (12).

von Unger, Hella (2014): Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

von Unger, Hella (2018): Partizipative Forschung, in: Hubert Knoblauch/Leila Akremi/Boris Traue/Nina Baur (Hg.): Handbuch interpretativ forschen. Weinheim: Beltz, 161-182.

von Unger, Hella (2021): Ethical Reflexivity as Research Practice, in: Historical Social Research 46 (2), 186-204.

von Unger, Hella/Gangarova, Tanja (2011): PaKoMi Handbuch. HIV-Prävention für und mit Migrant/innen. Berlin, https://www.wzb.eu/system/files/docs/ende/ph/dah-wzbpakomi20handbuch20komplett0_0.pdf (abgerufen am 02.03.2022).

von Unger, Hella/Gangarova, Tanja/Ouedraogo, Omer/Flohr, Catherine/Spennemann, Nozomi/Wright, Michael T. (2013): Stärkung von Gemeinschaften. Partizipative Forschung zu HIV-Prävention mit Migrant/innen, in: Prävention und Gesundheitsförderung 8 (3), 171-180.

von Unger, Hella/Scott, Penelope/Odukoya, Dennis (2019): Constructing Im/Migrants and Ethnic Minority Groups as ›Carriers of Disease‹. Power Effects of Categorization Practices in TB Health Reporting in the UK and Germany, in: Ethnicities 19 (3), 518-534.

Welzer, Harald (1995): »Ist das ein Hörspiel?« Methodologische Anmerkungen zur interpretativen Sozialforschung, in: Soziale Welt 46 (2), 181-196.

Weiß, Anja (2013): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf die Strukturen sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Springer VS (2. Auflage).

Yildiz, Erol (2015): Postmigrantische Perspektiven: Aufbruch in eine neue Geschichtlichkeit, in: Erol Yildiz/Marc Hill (Hg.): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld: transcript, 19-36.

Othering in der qualitativen Migrationsforschung
Herausforderungen und Reflexionen in der Forschungspraxis

Irini Siouti

1. Einleitung

Die Kritik am methodologischen Nationalismus und Eurozentrismus fordert die qualitative Migrationsforschung[1] nicht nur in theoretischer, sondern auch in methodologischer und methodischer Hinsicht heraus. Zentral ist dabei nach wie vor die Frage, wie eine qualitative Migrationsforschung im Zeitalter der Globalisierung und Transnationalisierung jenseits des methodologischen Nationalismus (vgl. Wimmer/Glick Schiller 2003) umgesetzt werden kann, ohne Migration und Migrant*innen als »von der Norm abweichende [...] ›Andere‹ zu denken« (Schwenken 2018: 11). In der theoretischen Diskussion haben in diesem Zusammenhang unterschiedliche Programmatiken Eingang in den interdisziplinären Diskurs gefunden. Unter Einbezug transnationaler, feministischer, postkolonialer, postmigrantischer Ansätze werden die Standortgebundenheit des Wissens und der Forschenden sowie die Wirkungen der wissenschaftlichen Erkenntnisse auf gesellschaftliche Machtverhältnisse kritisch reflektiert (vgl. dazu u.a. Amelina/Faist 2012; Boatcă 2021; Bojadžijev/

1 Die qualitative Migrationsforschung ist sowohl theoretisch als auch methodisch ein sehr heterogenes Forschungsfeld. Zu den methodischen Grundlagen und Positionen der interdisziplinären qualitativen Migrationsforschung vgl. El-Mafaalani et al. 2016. Zu den Perspektiven einer sich als kritisch verortenden qualitativ-interpretativen Migrationsforschung in Abgrenzung zur Integrationsforschung vgl. u.a. Mecheril/Rose 2012. Meine eigene Verortung im Feld der qualitativ-interpretativen Migrationsforschung ist bestimmt durch die sozialkonstruktivistische Biografieforschung in Verbindung mit der Migrationssoziologie, mit feministisch-erkenntnistheoretischen Positionen und mit Perspektiven einer kritisch-reflexiven Sozialforschung.

Römhild 2014; Dahinden 2016; Ruokonen-Engler/Siouti 2016; Spies/Tuider in diesem Band). Manuela Bojadžijev und Regina Römhild (2014) argumentieren, dass eine kritische Migrationsforschung »mit einer Kritik der Migrantologie und der von ihr geprägten Kategorien« beginnen muss: »Kategorien, die in den authentisch gehaltenen Geschichten der Wissenschaft re/produziert werden und das politische Branding der Bevölkerung nach ethnischen, religiösen oder kulturellen Identitäten erst ermöglichen« (ebd.: 10). Sie plädieren dafür, die Migrationsforschung zu entmigrantisieren und die Gesellschaftsforschung zu migrantisieren. So überzeugend das Plädoyer für eine stärkere Einbindung der Migrationsforschung in die Gesellschaftstheorie auch sein mag, in der qualitativen Forschung sind damit aber grundsätzlich vielfache method(olog)ische Herausforderungen verbunden (vgl. dazu Yildiz und Karakayalı/Heller, beide in diesem Band).

Die postmigrantische Gesellschaftsperspektive stellt einen vielversprechenden Ansatz für eine kritische Wissensproduktion dar (vgl. Foroutan et al. 2018; Foroutan 2019; Yildiz in diesem Band).Gleichwohl sind Forschungsförderungslinien weit davon entfernt, selbstkritisch die Kategorisierung zu hinterfragen, die durch Ausschreibungen reproduziert und normalisiert werden. Forscher*innen, die sich diesbezüglich kritisch positionieren, bewegen sich in einem ambivalenten Spannungsverhältnis, da die universitäre Wissensproduktion eigenen Logiken und Hierarchien unterliegt und sie sich den neoliberalen Anforderungen der Drittmitteleinwerbung kaum entziehen kann.

Das interdisziplinäre Forschungsfeld der qualitativen Migrationsforschung kann zudem nicht mit Kategorisierungen arbeiten, die losgelöst von öffentlich-politischen Diskursen über Migration existieren. In der qualitativen (Migrations-)Forschungspraxis stellt grundsätzlich jede Form der Kategorisierung eine standortgebundene Konstruktionsleistung dar (vgl. dazu u.a. von Unger in diesem Band). Mit den wissenschaftlichen Begriffskonstruktionen sind Prozesse des Othering verwoben, die in den Forschungsdesigns nicht einfach aufgelöst werden können, sondern reflektiert werden müssen (vgl. Scharathow 2010: 105). Diese Prozesse sind auf verschiedenen Ebenen miteinander verschränkt und umfassen die Projektförderungslinie ebenso wie die Entwicklung des Forschungsdesigns, die Gestaltung der Forschungsbeziehungen und die Auswirkungen der Forschungsergebnisse.

Wie komplex diese Herausforderungen sein können, möchte ich im Folgenden am Beispiel eines abgeschlossenen Forschungsprojektes über politi-

sche Partizipation in der (Post-)Migrationsgesellschaft skizzieren. Ich werde zunächst das Projekt vorstellen und aufzeigen, wie in der Forschungspraxis auf unterschiedlichen Ebenen dem Dilemma der Kategorisierung in der qualitativen Migrationsforschung und den damit verbundenen Herausforderungen des Othering begegnet wurde. Anschließend werde ich mich anhand eines Beispiels aus einer Forschungssituation der Frage nach der Situiertheit und der Reflexion von Positionalitäten im Forschungsprozess für eine kritische Wissensproduktion zuwenden. Abschließend diskutiere ich die Möglichkeiten, die sich durch eine reflexiv-rekonstruktive Forschungshaltung eröffnen, um postmigrantische Forschungssettings zu reflektieren und Othering-Prozessen entgegenzuwirken.

2. Das Forschungsprojekt: Politische Partizipation von Migrant*innen

In dem Forschungsprojekt »Opening Participatory Routes: Mentoring and Building Capacity for Active Citizenship« wurden die politischen Partizipationsprozesse von Migrant*innen aus Drittstaaten untersucht.[2] Die Ergebnisse der empirischen Studie sind für die Konzeption und Durchführung eines Mentoring-Programms genutzt worden, das dazu dienen soll, die Partizipationsmöglichkeiten von Migrant*innen aus Drittstaaten langfristig zu unterstützen und zu fördern.[3] Ausgangspunkt für das Projekt war zunächst der deskriptive Befund, dass Migrant*innen in Feldern der kollektiven Interessenvertretung (Gewerkschaften, Elternbeiräte, politische Parteien etc.) strukturell unterrepräsentiert sind. Diese Unterrepräsentation ist nicht zuletzt auf rechtliche Barrieren zurückzuführen: Die Partizipationsmöglichkeiten für Drittstaatenangehörige sind aufgrund des rechtlichen Status beschränkt, da sie keine deutsche Staatsbürgerschaft haben. Hier

2 Das europäische Verbundprojekt wurde von der Europäischen Kommission im Rahmen des Programmes »European Integration Fund (EIF) Community Action« finanziert. Die deutsche Teilstudie wurde am Institut für Sozialforschung (IfS) der Universität Frankfurt unter der Leitung von Maria Kontos durchgeführt. Minna K. Ruokonen-Engler und die Verfasserin dieses Beitrages waren an der Projektbearbeitung mit eigenen Teilstudien beteiligt.

3 Das Mentoring-Programm »MIT mitmachen, mitgestalten, mitentscheiden« wurde auf der Grundlage der Forschungsergebnisse vom Verein beramí entwickelt. https://www.berami.de (abgerufen am 20.03.2021).

stellte sich die Frage, wie und unter welchen Bedingungen Möglichkeiten der Partizipation eröffnet werden können.

Uns interessierten in dem Forschungsprojekt aber nicht nur die rechtlichen und strukturellen Barrieren, sondern vor allem auch die vielfältigen Erfahrungen der Akteur*innen im Feld. Weitere der qualitativen Studie zugrunde liegende Fragen waren deshalb: Welche Barrieren verhindern und erschweren die politische Partizipation von Nicht-EU-Migrant*innen, sogenannten Drittstaatler*innen, in den Feldern kollektiver Interessenvertretung? Wie können diese Barrieren durch den Einsatz von Mentoring-Programmen überwunden werden? Welche Partizipationsressourcen stehen den Akteur*innen im Feld zur Verfügung? Für die methodische Umsetzung wurde eine Methodentriangulation gewählt. So wurden zunächst Dokumentanalysen, Gruppendiskussionen und Expert*inneninterviews durchgeführt, um Erkenntnisse über die rechtliche und soziale Situation von sogenannten Drittstaatenangehörigen im Feld zu erhalten. Darüber hinaus wurden 15 biografisch-narrative Interviews durchgeführt, um die vielfältigen Erfahrungen von Migrant*innen zu rekonstruieren. Das Material wurde nach den Grundsätzen der Grounded-Theory-Methodologie (Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1990) erhoben und rekonstruktiv ausgewertet. Der gesamte Forschungsprozess wurde in einer Forschungswerkstatt begleitet, um Herausforderungen und Probleme im Feld ebenso wie forschungsethische Fragen zu diskutieren. Die eigene Situiertheit und Positionierung sowie Machtverhältnisse und Hierarchien im Feld konnten auf diese Weise reflektiert werden. Gleichwohl begleitete eine grundsätzliche Herausforderung den gesamten Forschungsprozess: Es stellte sich in jeder Phase aufs Neue die Frage, wie das Dilemma der Kategorisierung und die damit verbundenen Herausforderungen des Othering adäquat gelöst werden können und welche Möglichkeiten den Forscherinnen zur Verfügung stehen, um dem in der eigenen Forschungspraxis entgegenzuwirken und die Machtverhältnisse zu reflektieren.

3. Othering und das Dilemma der Kategorisierung in der Migrationsforschung

Das Konzept des Othering ist im Kontext der postkolonialen Theorie entstanden und wurde vor allem von Edward Said (1978) und Gayatri C. Spivak (1985) geprägt.[4] Bei Othering handelt es sich um einen permanenten Akt der Grenzziehung und der Kategorisierung – und letztendlich um eine diskursive Unterscheidung zwischen »Wir« und den »Anderen«. Diese Unterscheidung ist eine in gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen verankerte Praxis (vgl. Riegel 2016: 51ff.). Das Konzept des Othering kann für Postmigrationsgesellschaften genutzt werden, um Prozesse des Othering zu rekonstruieren. Gleichwohl findet eine qualitative Forschung, die sich dem Thema Migration widmet, nach Paul Mecheril et al. (2003: 106) immer im »Spannungsfeld von Analyse und Konstitution sozialer Differenz« statt. So ergibt sich das Dilemma, dass Forschungsförderungslinien mit spezifischen Kategorien arbeiten, die Personen als Migrant*innen adressieren – und man diese als Forschende einerseits bedienen muss, um Drittmittel zu akquirieren, und sie andererseits kritisch infrage stellt. Wie kann man diesem Dilemma begegnen?

Einen einfachen Ausweg aus dieser grundsätzlichen und vielschichtigen Problematik der Kategorisierung in der Migrationsforschung gibt es nicht. Die Reproduktion problematischer Kategorien durch die Migrationsforschung selbst stellt sowohl theoretisch als auch methodisch nun schon seit vielen Jahren eine Herausforderung dar (vgl. dazu. u.a. Jacobs 2018). Die Kritik an der Verwendung von binären Kategorien, die »Migrationsandere« (Mecheril 2003) produziert, wurde schon seit den 1990er Jahren formuliert und führte zur Forderung von »Migration als Nicht-Ausländerforschung« (Mecheril et al. 2013: 16). Die Verfestigung herrschender Differenzordnungen setzte sich in den 2000er Jahren mit anderen Begrifflichkeiten fort, so etwa mit dem »Migrationshintergrund« und dessen (oft) unhinterfragter Verwendung in der klassischen Migrations- und Integrationsforschung. Die Kategorie »Migrationshintergrund« wurde zu Recht als stigmatisierende und unkritische Übernahme administrativer und politischer Definitionen charakterisiert und deren Verwendung in qualitativen Forschungsdesigns problematisiert, da sie kaum etwas über Diskriminierungs-, Rassismus- und

4 Zum Begriff und Konzept des Othering siehe die Einleitung in diesem Band.

Ungleichheitserfahrungen in Migrationsgesellschaften aussagt (vgl. dazu u.a. Will 2018).[5]

Im Zuge der reflexiven Wende in der Migrationsforschung (vgl. Nieswand/Drotbohm 2014) wurde u.a. in der Transnationalisierungsforschung die Debatte um die unhinterfragte Verwendung von Kategorien wie Nationalität und Ethnizität weitergeführt. Anna Amelina und Thomas Faist (2012) plädieren für eine Denaturalisierung essenzialistischer Kategorien und Janine Dahinden (2016) für die Demigrantisierung. Ebenso wird die Denationalisierung (vgl. Anderson 2019) von Kategorien in Forschungsdesigns eingefordert, um die Auswirkungen hegemonialer Machtverhältnisse kritisch zu reflektieren.[6] Intersektionale Ansätze plädieren wiederum für eine differenzierte Kategorisierung von Ungleichheitsverhältnissen und fokussieren auf die Verflechtungen und das Ineinanderwirken von Ungleichheitsdimensionen (vgl. Lutz/Amelina 2017: 83). Jenseits dieser theoretischen Debatte um die Kategorisierungen geht es in der Forschungspraxis konkret um die Frage, wie man mit den Herausforderungen der Kategorisierung im Forschungsprozess adäquat umgehen kann, um Othering entgegenzuwirken.

4. Othering als Herausforderung auf verschiedenen Ebenen im Forschungsprozess

Das internationale Forschungsverbundprojekt, in dem unsere Forschung angesiedelt war, wurde im Rahmen einer Förderungslinie der Europäischen Union finanziert, in der der Fokus explizit auf Migrant*innen aus Drittstaaten gerichtet war. Somit war eine problematische Zuschreibung, nämlich

5 Aktuell hat die Diskussion über die Kategorie »Migrationshintergrund« wieder eingesetzt, nachdem die unabhängige Fachkommission für die Rahmenbedingungen der Integrationsfähigkeit 2021 vorgeschlagen hat, den Begriff in amtlichen Statistiken abzuschaffen und stattdessen von »Eingewanderten und ihren direkten Nachkommen« zu sprechen. https://www.fachkommission-integrationsfaehigkeit.de/fk-int/themen/migrationshintergrund (abgerufen am 01.04.2021).

6 Auf theoretischer Ebene findet sich ein breites Spektrum an Positionen. Dabei lassen sich idealtypisch zwei Positionen identifizieren: Während eine reflexiv-sozialkonstruktivistische Position in der Migrationsforschung herkömmliche Kategorien und ihre Entstehungskontexte reflektiert, kritisiert eine dekonstruktivistische Position eine auf herkömmliche Kategorien basierende Migrationsforschung radikal (vgl. Schwenken 2018: 14).

die Interrelation von sogenanntem Migrationshintergrund und Drittstaatenzugehörigkeit, bereits auf der Ebene der Förderungslinie strukturell angelegt. Die Verwendung des Begriffs »Drittstaatsangehörigkeit« ist zudem ambivalent, da hiermit das Problem verbunden ist, dass die vielfachen biografischen Erfahrungen der Subjekte unter dieser »verwalteten Kategorie« (Reinprecht/Latcheva 2016: 7) subsumiert werden.

Im Forschungsteam stellte sich bereits unmittelbar nach der Bewilligung der Förderungsmittel und noch vor der Durchführung der empirischen Forschung die Frage, wie dem Dilemma konstruktiv begegnet werden kann, wie mögliche Zuschreibungen im Feld vorab zu vermeiden sind und welche Möglichkeiten für Reflexionsräume sowohl in den Interviewsettings wie auch darüber hinaus sich eröffnen. Es beschäftigte uns zudem die Frage, ob und wie wir mit unserer Forschung und dem Mentoring-Programm das wirkungsmächtige Bild reproduzieren, in dem die Verantwortung für die Unterrepräsentation von Menschen mit Migrationsgeschichte ihnen selbst zuzuschreiben ist, auch wenn dies keineswegs intendiert war.

Die Forschungsergebnisse wurden für die Entwicklung eines Mentoring-Programms zur Verfügung gestellt, welches das Ziel hatte, die Teilhabemöglichkeiten in den konventionellen Feldern der politischen Partizipation zu verbessern. In dem Mentoring-Programm wurden Personen als »Migrant*innen aus Drittstaaten« adressiert, die als potenziell benachteiligte und unterstützungsbedürftige Zielgruppe besondere Hürden auf dem Weg in die Partizipation zu überwinden haben. Damit ist eine grundsätzliche Problematik berührt, die nicht nur das spezifische Mentoring-Programm im Rahmen des Projektes betrifft, sondern im Allgemeinen emanzipativen Ansätzen wie »Affirmative Action« oder »Gender Mainstreaming« zugrunde liegt, nämlich die Konstruktion einer Gruppe von Adressat*innen, um politischen Einfluss zu nehmen. In forschungsethischer Hinsicht stellt sich hier nicht zuletzt auch die Frage, welchen Nutzen das Mentoring-Programm für die »reflexive[n] Akteure« (Celikates 2009: 18) hat, die sich an der Forschung beteiligten.

Jenseits der Frage nach Othering-Effekten, die strukturell bereits in der Förderungslinie und in der Ausschreibung angelegt waren und in der Umsetzung des Forschungsdesigns (selbst-)kritisch reflektiert werden mussten, ging es in der forschungspraktischen Umsetzung darum, wie die erlebte Migrationserfahrung kategorisiert bzw. dekonstruiert und wie damit im Forschungsprozess adäquat umgegangen werden kann? Um Othering entgegenzuwirken, bedarf es eines reflektierten Umgangs mit dominanten Kategorisierungen, denen machtvolle Diskurse inhärent sind. Anstatt die proble-

matischen Kategorien zu verwerfen, entschieden wir uns, diese offen und interaktiv mit den Akteur*innen zu reflektieren und dadurch einen Raum zu eröffnen, um die Positionierungen im Feld aus ihren Perspektiven zu rekonstruieren. Die Problematik der Drittstaatenangehörigkeit wurde in den Gruppendiskussionen bereits in der Einstiegsfrage thematisiert, ebenso bei der Präsentation der Zwischenergebnisse der Feldforschung, zu der wir die interviewten Akteur*innen eingeladen hatten. Im Forschungsprozess haben wir – dem Prinzip der Offenheit (vgl. Hoffmann-Riem 1980) in der Interpretativen Sozialforschung folgend – (Dritt-)Staatszugehörigkeit als Prozesskategorie verwendet: Als Kriterium für die Teilnahme an der Studie haben wir nicht per se die (Dritt-)Staatsangehörigkeit festgelegt, sondern grundsätzlich die Bereitschaft zur Partizipation an der Untersuchung. Einer rekonstruktiven Logik folgend, haben wir uns dem Feld zunächst dahingehend angenähert, dass wir etwas über die Partizipationsmöglichkeiten bzw. Praxen von Drittstaatsangehörigen erfahren wollten, ohne von vornherein davon auszugehen, dass diese nicht partizipieren. Im Sample haben wir Personen interviewt, die aktiv partizipieren, um aufzuzeigen, dass viele trotz rechtlicher Barrieren in unterschiedlichen Partizipationsfeldern aktiv sind. Zum Vergleich haben wir zudem Personen interviewt, die nicht aktiv waren, um zu rekonstruieren, welche strukturellen Barrieren dies verhindern.

In der Feldforschung eröffnete das Schlüsselkonzept Biografie[7] dabei eine sehr produktive methodische Möglichkeit, einen Zugang zu Partizipationswegen unter Bedingungen von Migration zu erhalten. Die sozialen und biografischen Prozesse, die Partizipationswege in der Postmigrationsgesellschaft ermöglichen und erschweren, konnten dadurch ins Blickfeld der Analyse gelangen.[8] In der Phase der Kontaktaufnahme entschieden wir uns, pragmatisch die Lebensgeschichte in den Mittelpunkt zu stellen. Wir adressierten

---

7 Zweifellos birgt auch die biografische Perspektive – so wie alle Ansätze der empirischen Sozialforschung – Gefahren der Veranderung im Forschungsprozess (vgl. dazu u.a. Tuider/Lutz 2018). Gleichwohl bietet das Konzept der Biografie sowohl theoretisch als auch methodisch eine sehr gute Möglichkeit, politische Teilhabe aus einer prozessanalytischen Perspektive unter Berücksichtigung lokaler, (trans-)nationaler und globaler Verflechtungsdynamiken zu erfassen (vgl. dazu Siouti 2022).

8 Das dabei zugrunde liegende theoretische Verständnis von Biografie geht im Anschluss an die sozialkonstruktivistische Biografieforschung davon aus, dass Biografie ein soziales Konstrukt darstellt, »das sowohl soziale Wirklichkeit als auch Erfahrungs- und Erlebniswelten der Subjekte konstituiert und das sich in dem dialektischen Verhältnis von lebensgeschichtlichen Erlebnissen und Erfahrungen und gesellschaft-

die Personen, die wir interviewen wollten, nicht als »Migrant*innen« oder »Drittstaatenangehörige«, sondern als Menschen mit einer Lebensgeschichte, die in unterschiedlichen Feldern partizipieren. Gleichwohl gingen wir aus forschungsethischen Gründen so vor, dass wir den Fokus der Förderungslinie auf sogenannte Drittstaatenangehörige von Beginn an transparent machten, sowohl in den Gruppendiskussionen als auch in den Interviews, und dies mit den Interviewpartner*innen gemeinsam kritisch reflektierten. Wir orientierten uns an den Prinzipien der Dialogizität und Reziprozität (vgl. Kaltmeier 2012), um unsere privilegierte Forschungs- und Methodenposition zur Disposition zu stellen. Die Einbindung partizipativer Elemente, wie beispielsweise die Rückmeldung und Diskussion der ersten Ergebnisse mit den Akteur*innen im Feld, ermöglichte die Gestaltung von Forschungsbeziehungen, die durch das Prinzip der Offenheit (vgl. Hoffmann-Riem 1980) gekennzeichnet waren. In den lebensgeschichtlichen Erzählungen konnten vielfältige Erfahrungen von Diskriminierung und Rassismus rekonstruiert werden, die Auswirkungen auf das Partizipationshandeln der Akteur*innen haben (vgl. dazu Siouti 2020). Eine rekonstruktive Forschungsperspektive eröffnete die Möglichkeit, die sozialen Prozesse und deren transnationale Dimension ins Blickfeld der Analyse zu rücken und die verschiedenen Überkreuzungen von Ungleichheitsdimensionen (Geschlecht, ethnische Herkunft, Klasse etc.) sowie ihre Bedeutung für die Partizipationswege im empirischen Material zu rekonstruieren. Jedoch stellte sich uns immer wieder aufs Neue die Frage, welche Rolle die biografischen oder auch zugeschriebenen (Migrations-)Erfahrungen der Forscher*innen im Feldforschungsprozess spielen.

5. Reflexion der Situiertheit und Positionalitäten im Forschungsprozess

In der Feldforschung ist man oft unerwarteten Situationen ausgesetzt. In dem von uns durchgeführten Projekt waren wir bemüht, reflexiv, sensibel und offen ins Feld zu gehen und unsere Interviewpartner*innen nicht als »Migrant*innen« zu adressieren. Wir mobilisierten unsere Netzwerke für die Kontaktaufnahme und wurden bei der Suche nach Interviewpartner*innen von den Institutionen unterstützt, mit denen wir für die Entwicklung des

lich angebotenen Mustern ständig affirmiert und transformiert« (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 138).

Mentoring-Programms kooperierten. So erhielten wir recht unkompliziert einen Zugang zum Feld. Dort waren wir dann jedoch sehr oft der Situation ausgesetzt, dass wir trotz unseres reflexiven Bemühens, unsere Interviewpartner*innen nicht als »Migrant*innen« zu adressieren, damit konfrontiert waren, dass uns als Forscher*innen von den Interviewpartner*innen eine Migrationsgeschichte zugeschrieben wurde, wir also als forschende Migrant*innen adressiert wurden. In einigen Forschungssettings waren diese Zuschreibungen subtil, aber es gab auch Begegnungen – wie in der folgenden Interviewpassage deutlich wird –, in der Interviewpartner*innen stereotype Zuschreibungen, die an kategorialen Merkmalen wie dem Namen und der zugeschriebenen migrantischen Zugehörigkeit orientiert sind, (re-)produzierten:

> »I.: Wie war das Interview für dich?
> M.: Ja, das war gut. Das Interview hat Spaß gemacht. Das hätte ich nicht gedacht. Ich fand das auch wirklich wichtig, mal mit einer Migrantin darüber zu sprechen.
> I.: (*lacht*)
> M.: Ja, (*lacht*) also ich meine. Du weißt schon, wie ich das meine, ne. Also, ich meine, du sprichst ja schon gut Deutsch, aber du bist ja keine Deutsche. Das merkt man nee, also an dem Namen merkt man das ja schon und man sieht es und auch an der Art, wie du sprichst, dass du da anders bist, und das ist auch der Grund, wieso ich dir das Interview gegeben habe. Also, ich hätte ja nicht so-, 'ner, also ehrlich gesagt, 'ner Bio-Deutschen hätte ich das Interview nicht gegeben. Ne, auf gar keinen Fall. Also, ich mein-, bei dir-, da weiß ich, meine Geschichte, die ist da gut aufgehoben bei jemandem mit einer eigenen Migrationserfahrung. Verstehste?«
> (Interview mit Melika K., S. 15, Z. 13-23)[9]

Vor dem Hintergrund, dass die Interviewerin in dem skizzierten Beispiel weder die eigene noch die Migrationserfahrung der interviewten Person explizit thematisiert hat, ist diese Interviewstelle besonders interessant: Hier wird deutlich, dass nicht einfach Kategorien reproduziert werden, die die Forscherin bemüht war, infrage und zur Diskussion zu stellen. Das war vielmehr die Voraussetzung dafür, dass sich die spezifische Bedeutung herausstellen kann, die »Migrationserfahrung« in dem Fall hat.

Die Interviewerin erlebt eine Kategorisierung als Migrantin, indem die Interaktionspartnerin ihr gegenüber andeutet, dass sie sich auf ein

9 Die Daten sind anonymisiert.

geteiltes Erfahrungswissen in Bezug auf strukturellen Rassismus und Othering bezieht. Die Interviewpartnerin verdeutlicht mit der Aussage »'ner Bio-Deutschen hätte ich das Interview nicht gegeben. Ne, auf gar keinen Fall«, dass dieses geteilte Erfahrungswissen für sie konstitutiv ist, für das Zustandekommen dieses spezifischen Arbeitsbündnisses. Es ist bedeutsam für sie, davon ausgehen zu können, bestimmte Erfahrungen zu teilen. Mit der Äußerung »da weiß ich, meine Geschichte, die ist da gut aufgehoben bei jemandem mit einer eigenen Migrationserfahrung« wird die mit dem Arbeitsbündnis verbundene Erwartung deutlich, dass die Forschende als Angehörige einer postmigrantischen Generation adressiert wird, die adäquat die biografische, politische und kollektive Erfahrung der Interviewpartnerin verstehen und aufzeigen, eventuell auch teilen kann und somit auch kritische Perspektiven gegenüber Herrschaftsverhältnissen und dominanten Diskursen über Migration und Partizipation entwickeln kann. Dieser Verstrickung im Feld und der Bedeutung, die die Interviewpartnerin der Positionalität der Forschenden beimisst, kann letztere sich nicht entziehen. Sie kann aber versuchen, ihre Situiertheit und Positionalität im Feld zu reflektieren und in forschungsethischer Hinsicht mit den an sie gerichteten Erwartungen adäquat umzugehen.

Die Reflexion der Situiertheit und der Positionalitäten von Forschenden ist für eine kritische Wissensproduktion unabdingbar und wird aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven diskutiert. Nach Julia Reuter und Paula Irene Villa (2011) eröffnen vor allem postkoloniale Perspektiven die Möglichkeit, die eigene Positionalität kritisch zu reflektieren und herrschaftskritisch zu rahmen. Sie argumentieren, dass »zu den irritierenden Stärken postkolonialer Perspektiven die Reflexion des eigenen Standpunktes in epistemologischer, normativer und politischer Hinsicht als zwingend privilegierter Standpunkt« gehöre (ebd.: 12). Einen wichtigen theoretischen Bezugspunkt, um im Modus der Reflexion auf das eigene Wirken im Forschungsprozess einzugehen, bilden feministische erkenntnistheoretische Positionen wie die Standortgebundenheit und Situiertheit von Wissen (vgl. Harding 1993; Hartsock 1983; Haraway 1988). Ein Blick auf die aktuelle Reflexivitätsdebatte im breiten Feld der qualitativen Migrationsforschung zeigt, dass die Bedeutung der (Selbst-)Reflexivität für eine kritische Wissensproduktion zunehmend in den Mittelpunkt rückt. So ist die ausdrückliche Reflexion der Positionalität der Forschenden als analytisches Instrument im Forschungsprozess im Kontext des Transnationalisierungsdiskurses aufgegriffen worden und im Zuge des *reflexive turn* in der Migrationsfor-

schung weiterentwickelt worden (vgl. dazu u.a. Berger 2015; Nowicka 2017; Ruokonen-Engler/Siouti 2013; Shinozaki 2012; Tietje/Tuider 2019). Wichtige Interventionen zur Frage der Reflexivität haben die Writing-Culture-Debatte und die »Krise der Repräsentation« in der Ethnografie (Clifford/Marcus 1986) sowie Ansätze einer postkolonialen feministischen Anthropologie (vgl. Abu-Lughod 1991; Thompson 2020) geleistet. Zentrale Anknüpfungspunkte für die qualitative Migrationsforschung bildeten darüber hinaus die Auseinandersetzung um die forschungsethische Reflexivität im Forschungsprozess (vgl. von Unger et al. 2014) und die reflexive Wissensproduktion (vgl. Langer et al. 2013).

Die Frage nach dem Stellenwert der eigenen Migrationserfahrung von Forscher*innen im Feld der Migrationsforschung ist aber im deutschsprachigen Raum lange Zeit weitgehend unerforscht geblieben (vgl. Siouti/Ruokonen-Engler 2016: 177). Sie wurde vor allem in den letzten Jahren an der Schnittstelle von Migrations-, Geschlechter- und Transnationalisierungsforschung aufgegriffen. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der Rolle der Positionalitäten im Forschungsprozess und nach dem Analysepotenzial einer intersektionalen Perspektive (vgl. u.a. Shinozaki 2012; Nowicka 2017). Kyoko Shinozaki (2012) verweist aus intersektionaler Perspektive darauf, dass die positionale Reflexivität der Forscherin in transnationalen Feldern einer transformativen Dynamik unterliege. Sie plädiert für eine intersektionale Perspektive bei der Analyse multipler Positionalitäten im Datenerhebungsprozess, um ein Bewusstsein über die komplexen vergeschlechtlichen Hierarchien zu erlangen (vgl. ebd. 2012: 1822). In kritischer Auseinandersetzung mit dem sogenannten Insider-Outsider-Diskurs macht Magdalena Nowicka (2017) am Beispiel von eigenen transnationalen Forschungserfahrungen deutlich, dass eine dichotome Sichtweise zwischen sogenannten »Insidern« und »Outsidern«[10] der Komplexität und Dynamik transnationaler

10 Die Dichotomie von »Insider« und »Outsider« in der Forschung wird nicht erst in der Migrations- und Transnationalisierungsforschung kritisch diskutiert, sondern schon seit einigen Jahren in unterschiedlichen Forschungskontexten. In der qualitativen Migrationsforschung ist die kritische Diskussion vor allem im Zusammenhang mit der Problematik der ethnischen und nationalen Kategorisierung geführt worden. Vgl. dazu Nowicka/Ciesik 2014 sowie den von Nowicka/Ryan 2015 betreuten thematischen Schwerpunkt in Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Research: »Researcher, Migrant, Women: Methodological Implications of Multiple Positionalities in Migration Studies«.

Migrationserfahrung im Forschungsprozess nicht gerecht werde. Sie plädiert ebenfalls für eine intersektionale Perspektive, um die komplexen und multidimensionalen Dynamiken und die Aushandlungsprozesse zwischen Forschenden und Beforschten zu analysieren (vgl. ebd.: 71).

Eine systematische Reflexion des Forschungsgeschehens betrifft nicht nur die Positionalitäten im Forschungsfeld, sondern berücksichtigt auch die biografische Dimension – und berührt damit die Frage nach den biografischen Erfahrungen der Forschenden (vgl. Ruokonen-Engler/Siouti 2013). Im Kontext der transnationalen Biografieforschung ist die biografische Verstrickung von Forschenden, die eine eigene Migrationserfahrung haben, als Ressource und generative Struktur in der transnationalen Wissensproduktion diskutiert worden (vgl. Ruokonen-Engler/Siouti 2016). Eine kritische Reflexion der eigenen Eingebundenheit in Macht- und Herrschaftsverhältnisse eröffnete in dem skizzierten Forschungsprojekt das Konzept der »Biografischen Reflexivität« (Ruokonen-Engler/Siouti 2013; Siouti/Ruokonen-Engler 2016). Es schließt an Donna Haraways Theorie der Situiertheit von Wissensproduktion (vgl. Haraway 1988) an und verknüpft postkoloniale und biografietheoretische Elemente. Nach Haraway (1988) ist wissenschaftliches Wissen nicht neutral oder objektiv, sondern stets gesellschaftlich situiert. Haraway kritisiert die Konzeption von wissenschaftlicher Objektivität als »a god's trick«, der auf »seeing everything from nowhere« hinauslaufe (Haraway 1988: 581). Anstatt die Illusion von objektiver Wissensproduktion, die nicht von Forscher*innen selbst beeinflusst wird, aufrechtzuerhalten, plädiert Haraway dafür, Wissensansprüche immer als kontext- und situationsbedingt zu betrachten (vgl. Siouti/Ruokonen-Engler 2016: 177). Haraway und einem Positionalitätsverständnis im Anschluss an Stuart Hall folgend, wird im Konzept der Biografischen Reflexivität davon ausgegangen, dass Forschende einerseits durch die sie umgebenden Verhältnisse historisch, sozial und kulturell positioniert werden (Zuschreibung) und sich andererseits selbst positionieren (Selbst-Zuschreibung). Positionierung im Forschungsprozess hat somit immer einen prozesshaften, sowohl aktiven als auch passiven Aspekt (vgl. dazu Spies 2017). Die biografische Dimension kann daher nicht, wie von Sabine Flick und Katharina Hoppe (2021) gefordert, systematisch von der machtanalytisch-strukturellen Dimension getrennt werden, sie sind stets miteinander verwoben.

Daraus folgt, dass das Verständnis von wissenschaftlicher Reflexivität, wie es von Pierre Bourdieu (1993) entfaltet wurde, einer Erweiterung bedarf. Bourdieu (1993: 366) trennt zwischen individuell-subjektiver Reflexion im

Sinne einer psychologischen »narzisstischen Reflexivität« und wissenschaftlicher Reflexivität, die den gesellschaftlichen Standort der eigenen Forschung und seine Bedeutung für die Forschungspraxis mit Mitteln der soziologischen Analyse reflektiert. Diese Ansprüche einer reflexiven Methodologie sind für Forschungskontexte in postmigrantischen Gesellschaftsverhältnissen und für subjektorientierte Forschungsansätze allerdings nicht hinreichend. Die Ausblendung individueller Reflexionsprozesse kann nicht befriedigend sein, denn in interpretativen Forschungsdesigns spielen interpersonale Aspekte und Beziehungen ebenso wie biografische Erfahrungen unvermeidlich in die Praxis hinein.

6. Postmigrantische Forschungssettings reflektieren

Forschungsbegegnungen stellen nach Lila Abu-Lughod (1991) situative Aushandlungsprozesse dar, die durch dynamische und wechselnde Positionalitäten konstituiert werden, die in Machtverhältnisse eingebettet sind. Biografische Wissensbestände fließen in jeden Forschungsprozess hinein. Sie können reflektiert werden, wenn sich Forschende mit ihrer Rolle und den Erfahrungen im Feld (selbst-)kritisch auseinandersetzen. Gleichwohl sind Forschende selbst Teil von Herrschafts- und Differenzordnungen, die auch im Reflexionsprozess und in transkulturellen Forschungswerkstätten nicht aufgelöst werden können. Was folgt daraus für die methodischen Möglichkeiten von Reflexivität in postmigrantischen Forschungssettings?

Es gibt zahlreiche Ansätze, die in den letzten Jahren das Erkenntnisfenster der Reflexivität in unterschiedlichen Disziplinen methodisch einbezogen haben. Im Kontext einer sich als kritisch verstehenden Sozialforschung bieten u.a. die reflexive Grounded Theory (vgl. Breuer et al. 2019) und die Situationsanalyse (vgl. Clarke 2005) zahlreiche produktive Anknüpfungsmöglichkeiten. Das Analyseinstrument von Mappings hat sich dabei als besonders ergiebig erwiesen, um Praktiken des Othering in der Migrationsforschung am Beispiel der Flüchtlingsunterstützung zu analysieren und die Positionalitäten kritisch zu reflektieren (vgl. dazu u.a. Tietje/Tuider 2019; Tietje in diesem Band). Die Bedeutung der Zusammenarbeit in Forschungswerkstätten und der Interpretation von empirischem Material in transnationalen und postkolonialen Forschungssettings wird nun seit einiger Zeit als besonders wichtig für Praktiken der Reflexivität diskutiert. Zunehmend wird die postkoloniale Kritik aufgegriffen und Mehrsprachigkeit und Mehrkulturalität (vgl. Tuider/Lutz 2018)

sowie Diversifizierung von Forschungsteams (vgl. von Unger in diesem Band) eingefordert. Zweifellos stellt die damit einhergehende eingeforderte Multiperspektivität der unterschiedlich positionierten Teilnehmer*innen in Forschungswerkstätten ein konstitutives Element einer kritisch-reflexiven Forschungspraxis dar (vgl. dazu Siouti/Ruokonen-Engler 2016). Gleichwohl ist diese Multiperspektivität schon längst Realität in zahlreichen Forschungszusammenhängen und -werkstätten in postmigrantischen Gesellschaftsverhältnissen.

Anstatt die Diversifizierung immer wieder auf das Neue einzufordern, erscheint es mir in praktischer Hinsicht produktiver, darüber nachzudenken, mit welchen Analyseinstrumenten eine Multidimensionalität im Analyse- und Interpretationsprozess gefördert werden kann, an dem unterschiedlich positionierte Menschen beteiligt sind. Hier gilt es meines Erachtens auch, das Potenzial von bereits etablierten rekonstruktiven Auswertungsverfahren zu nutzen, kreativ an diese Verfahrensweisen anknüpfen und zu fragen, welche Anpassungen, Revisionen und Erweiterungen vorzunehmen sind, um gleichermaßen den Anforderungen einer reflexiv-rekonstruktiven sozialwissenschaftlichen Forschung und Gesellschaftskritik gerecht zu werden und dadurch Möglichkeitsräume für eine (selbst-)kritische, reflexive Forschungspraxis in der postmigrantischen Gesellschaft zu eröffnen.

Die postkoloniale Kritik hat in den letzten Jahren die Prämissen qualitativ-rekonstruktiver Sozialforschung gerade im Kontext von Migration und Flucht herausgefordert. Ein wesentlicher Kritikpunkt umfasst die privilegierte Methodenposition der Forschenden, die die Deutungsmacht über das analysierte Material haben (vgl. dazu Tuider/Lutz 2018; Hilscher et al. 2020). Auf diese Kritik wurde in den letzten Jahren durch eine explizite Weiterentwicklung der Analyseinstrumente um die Prinzipien der Reflexivität, Dialogizität und Reziprozität reagiert, um dadurch einem ethisch-reflexiven Handeln ebenso gerecht zu werden wie der macht- und herrschaftskritischen Hinterfragung der Wissensproduktion im rekonstruktiven Forschungsprozess. Methodisch erscheinen hier Verfahrensweisen besonders produktiv, die sich an jenen zentralen Prinzipien im Forschungsprozess orientieren, die als Heuristik die Forschungspraxis anleiten sollen.

Eine reflexiv-rekonstruktive Forschungshaltung in der qualitativen (Migrations-)Forschung, die sich konsequent an den zentralen Prinzipien der Rekonstruktion und Reflexion orientiert, bietet Möglichkeiten einer Kritik, die die Verstrickungen und Positionierungen in postmigrantischen Forschungssettings transparent machen kann. Für die kritische (Selbst-)Reflexi-

on können neben ethnografischen und fallrekonstruktiven Analyseverfahren (vgl. dazu Rosenthal 2018) Elemente des szenischen Verstehens (vgl. dazu Inowlocki 2020)[11] und der kollegialen Beratung (vgl. Tietze 2010) kombiniert werden, um wichtige Impulse für die Anleitung einer Reflexion in Forschungswerkstätten zu bieten, um Positionierungen, Widersprüche und Machtverhältnisse zu analysieren und um Othering zu reflektieren.

7. Fazit

In meinem Beitrag habe ich am Beispiel eines Forschungsprojektes über politische Partizipation in der (Post-)Migrationsgesellschaft einige grundsätzliche Herausforderungen im Zusammenhang mit dem Dilemma der Kategorisierung und Othering in unterschiedlichen Phasen des Forschungsprozesses skizziert sowie den forschungspraktischen Umgang damit reflektiert. Die Prinzipien der Rekonstruktion, Reflexivität, Dialogizität und Reziprozität eröffnen Möglichkeiten eines konstruktiven Umgangs mit Othering-Effekten im Forschungsprozess. Der Modus der Reflexion stellt eine zentrale Möglichkeit dar, dem Othering in allen Phasen des Forschungsprozesses entgegenzuwirken sowie die Situiertheit und Positionalität des eigenen (biografischen) Wissens in Forschungssettings anzuerkennen und zu hinterfragen. Othering-Effekte können in transkulturellen Forschungswerkstatt-Settings kritisch reflektiert werden, aber sie stellen zweifellos dennoch eine ständige Herausforderung in einem qualitativen Forschungsprozess dar, da bestimmte Spannungen, Widersprüche und Asymmetrien im Feld nicht aufgehoben werden können. Die Grenzen der (Selbst-)Reflexion aufzuzeigen und nicht im Verborgenen zu lassen, ist ein wichtiger Schritt einer reflexiven kritischen Wissensproduktion in postmigrantischen Gesellschaftsverhältnissen. Die Frage, wie eine Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse in Gang gesetzt werden

11 Zur Bedeutung des szenischen Verstehens in intergenerationalen Forschungssituationen in der rekonstruktiven Sozialforschung vgl. u.a. Günther/Kerschgens 2016. Zum Potenzial des szenischen Verstehens in der Erforschung von Erinnerungsprozessen im Kontext von Verfolgung, Flucht und Migration vgl. Inowlocki 2020. Inowlocki plädiert dafür, nicht nur Gesprächssituationen als Gegenstand der Analyse zu nutzen, sondern auch Szenen aus literarischen Darstellungen und Filmen in den Analyseprozess zu integrieren, um gerade für die politische Dimension von Migrationserfahrungen zu sensibilisieren (vgl. ebd.: 4).

kann, bleibt aber nach wie vor ein Anliegen in einer sich kritisch verstehenden rekonstruktiven Sozialforschung, das auch die postmigrantische Gesellschaftsperspektive nicht zu lösen vermag.

Literatur

Abu-Lughod, Lila (1991): Writing Against Culture, in: Richard G. Fox (Hg.): Recapturing Anthropology. Working in the Present. Santa Fe: School of American Research Press, 137-162.

Alheit, Peter (1995): Biographizität als Lernpotenzial: konzeptionelle Überlegungen zum biographischen Ansatz in der Erwachsenenbildung, in: Heinz-Hermann Krüger/Winfried Marotzki (Hg.): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich, 276-307.

Amelina, Anna/Faist, Thomas (2012): De-Naturalizing the National in Research Methodologies: Key Concepts of Transnational Studies in Migration, in: Ethnic and Racial Studies 35 (10), 1-18.

Anderson, Bridget (2019): New Directions in Migration Studies: Towards Methodological Denationalism, in: Comparative Migration Studies 7 (1), 1-36.

Berger, Yvonne (2015): (Selbst-)Reflexivität als methodische und feldspezifische Herausforderung. Anmerkungen zur interkulturellen Biographieforschung in China, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 40 (3), 313-326.

Boatcă, Manuela (2022): Counter-Mapping as Method. Locating and Relating the (Semi-)Peripheral Self, in: Historical Social Research 46 (2), 244-263.

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara/Allmers, Antje (2019): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS (4. Auflage).

Bojadžijev, Manuela/Römhild, Regina (2014): Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung, in: Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung. Berlin: Panama Verlag, 10-25.

Bourdieu, Pierre (1993): Narzisstische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität, in: Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 365-374.

Celikates, Robin (2009): Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie (= Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialpsychologie). Frankfurt a.M., New York: Campus.

Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory after the Postmodern Turn. Thousand Oaks: Sage Publication.

Clifford, James/Marcus, George (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography: Berkeley und Los Angeles: University of California Press.

Dahinden, Janine (2016): A Plea for the »De-Migranticization« of Research on Migration and Integration, in: Ethnic and Racial Studies 39 (13), 2207-2225.

El-Mafaalani, Aladin/Waleciak, Julian/Weitzel, Gerrit (2016): Methodische Grundlagen und Positionen der qualitativen Migrationsforschung, in: Débora Maehler/Heinz-Ulrich Brinkmann (Hg.): Methoden der Migrationsforschung. Ein interdisziplinärer Forschungsleitfaden. Wiesbaden: Springer VS, 61-95.

Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentation, in: Ronald Hitzler/Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich, 133-165.

Flick, Sabine/Hoppe, Katharina (2021): Reflexivität als Mantra? Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung, in: Sabine Flick/Alexander Herold (Hg.): Zur Kritik der partizipativen Forschung. Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 18-40.

Foroutan, Naika (2019): Die postmigrantische Gesellschaft. Ein Versprechen der pluralen Demokratie. Bielefeld: transcript.

Foroutan, Naika/Karakayalı, Juliane/Spielhaus, Riem (2018): Postmigrantische Perspektiven. Ordnungssysteme, Repräsentationen, Kritik. Frankfurt a.M., New York: Campus.

Glaser, Barney/Strauss, Anselm (1967): The Discovery of Grounded Theory. Chicago: Aldine.

Günther, Marga/Kerschgens, Anke (Hg.) (2016): Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen. Opladen u.a.: Budrich UniPress.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (3), 575-599.

Harding, Sandra (1993): Rethinking Standpoint Epistemology: What is »Strong Objectivity?«, in: Linda Alcoff/Elizabeth Potter (Hg.): Feminist Epistemologies. London: Routledge. 49-82.

Hartsock, Nancy C.M. (1983): The Feminist Standpoint. Developing the Ground for a Specifically Feminist Historical Materialism, in: Sandra Harding/Merrill B. Hintikka (Hg.): Discovering Reality. Dordrecht: Reidel, 283-310.

Hoffmann-Riem, Christa (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32 (2), 339-371.

Hilscher, Anette/Roßmeißl, Felix/Siouti, Irini (2020): Einleitung. Kritik zwischen Rekonstruktion und Reflexivität, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 17 (2), 71-81.

Inowlocki, Lena (2020): Wie werden Verfolgung, Flucht und Migration erinnert? Szenisches Verstehen in intergenerationalen Forschungssituationen, in: Gesellschaft – Individuum – Sozialisation (GISo). Zeitschrift für Sozialisationsforschung 1 (2), https://doi.org/10.26043/GISo.2020.2.1.

Jacobs, Dirk (2018): Categorising What We Study and What We Analyse, and the Exercise of Interpretation, in: Ricard Zapata-Barrero/Evren Yalaz (Hg.): Qualitative Research in European Migration Studies. Cham: Springer International Publishing, 133-149.

Kaltmeier, Olaf (2012): Methoden dekolonialisieren. Reziprozität und Dialog in der herrschenden Geopolitik des Wissens, in: Olaf Kaltmeier/Sarah Corona Berkin/ (Hg.): Methoden dekolonialisieren: Eine Werkzeugkiste zur Demokratisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften. Münster: Westfälisches Dampfboot, 18-44.

Langer, Phil C./Kühner, Angela/Schweder, Panja (Hg.) (2013): Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Methodenverständnis in qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer VS.

Lutz, Helma/Amelina, Anna (2017): Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionale Einführung. Bielefeld: transcript.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle Mehrfachzugehörigkeit. Münster: Waxmann.

Mecheril, Paul/Scherschel, Karin/Schrödter, Mark (2003): »Ich möchte halt von dir wissen, wie es ist, du zu sein«. Die Wiederholung der alienierenden Zuschreibung durch qualitative Forschung, in: Tarek Badawia/Franz Hamburger/Merle Hummrich (Hg.): Wider die Ethnisierung einer Ge-

neration. Beiträge zur qualitativen Migrationsforschung. Frankfurt a.M., London: IKO – Verlag für Interkulturelle Kommunikation, 93-111.

Mecheril, Paul/Rose, Nadine (2012): Qualitative Migrationsforschung. Standortbestimmungen zwischen Politik, Reflexion und (Selbst-)Kritik, in: Friedhelm Ackermann/Thomas Ley/Claudia Machold/Marc Schrödter (Hg.): Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, 115-134.

Mecheril, Paul/Thomas Olalde, Oscar/Melter, Claus/Arens, Susanne/Romaner, Elisabeth (2013): Migrationsforschung als Kritik? Erkundungen eines epistemischen Anliegens in 57 Schritten, in: dies. (Hg.): Migrationsforschung als Kritik? Konturen einer Forschungsperspektive. Wiesbaden: Springer VS, 7-55.

Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (2014): Einleitung: Die reflexive Wende in der Migrationsforschung, in: dies. (Hg.): Kultur, Gesellschaft, Migration. Studien zur Migrations- und Integrationspolitik. Wiesbaden: Spinger VS, 1-37.

Nowicka, Magdalena (2017): Positionalitäten im Forschungsprozess, in: Migration und Soziale Arbeit 39 (1), 68-75.

Nowicka, Magdalena/Ciesik, Anna (2014): Beyond Methodological Nationalism in Insider Research With Migrants, in: Migration Studies 2 (1), 1-15.

Nowicka, Magdalena/Ryan, Louise (2015): Beyond Insiders and Outsiders in Migration Research: Rejecting A Priori Commonalities. Introduction to the FQS Thematic Section on »Researcher, Migrant, Woman: Methodological Implications of Multiple Positionalities in Migration Studies«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 16 (2), Art. 18, https://doi.org/10.17169/fqs-16.2.2342 (abgerufen am 30.03.2022).

Reuter, Julia/Villa, Paula Irene (2011): Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung, in: dies. (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 11-46.

Reinprecht, Christoph/Latcheva, Rossalina (2016): Migration: Was wir nicht wissen. Perspektiven auf Forschungslücken, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 41 (S2), 1-13.

Ruokonen-Engler, Minna-Kristiina/Siouti, Irini (2013): »Doing Biographical Reflexivity« as a Methodological Tool in Transnational Research Settings, in: Transnational Social Review – A Social Work Journal 3 (2), 247-261.

Riegel, Christine (2016): Bildung, Intersektionalität, Othering – Pädagogisches Handeln in Widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.

Rosenthal, Gabriele (2018): Interpretive Social Research. An Introduction. Göttingen: Universitätsverlag.

Ruokonen-Engler, Minna/Siouti, Irini (2016): Biographical Entanglements, Self-Reflexivity and Transnational Knowledge Production, in: Qualitative Inquiry 22 (7), 745-752.

Said, Edward (1978): Orientalism. New York: Pantheon.

Scharathow, Wiebke (2010): Vom Objekt zum Subjekt. Über erforderliche Reflexionen in der Migrations- und Rassismusforschung, in: Anne Broden/Paul Mecheril (Hg.): Rassismus bildet. Bildungswissenschaftliche Beiträge zu Normalisierung und Subjektivierung in der Migrationsgesellschaft. Bielefeld: transcript, 113-141.

Schwenken, Helen (2018): Globale Migration zur Einführung. Hamburg: Junius Verlag.

Shinozaki, Kyoko (2012): Transnational Dynamics in Researching Migrants: Self-Reflexivity and Boundary Drawing in Fieldwork, in: Ethnic and Racial Studies 35 (10), 1810-1827.

Siouti, Irini (2018): Forschungsethik in der Biografieforschung: Herausforderungen im Forschungsfeld der politischen Partizipation [31 Absätze], in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 19 (3), Art. 28, http://dx.doi.org/10.17169/fqs-19.3.3141 (abgerufen am 30.03.2022).

Siouti, Irini (2020): Politische Partizipationswege unter Bedingungen von Migration. Motive, Barrieren und Ressourcen, in: Migration und Soziale Arbeit 2, 175-181.

Siouti, Irini (2022): Politische Partizipationsprozesse in der Postmigrationsgesellschaft. Perspektiven einer reflexiv-rekonstruktiven Sozialforschung (im Erscheinen).

Siouti, Irini/Ruokonen-Engler, Minna (2016): Biographische Reflexivität als zentrales Schlüsselkonzept in der transnationalen Biographieforschung, in: Marga Günther/Anke Kerschgens (Hg.): Forschungssituationen (re-)konstruieren. Reflexivität in Forschungen zu intergenerativen Prozessen. Opladen u.a.: Budrich UniPress, 169-192.

Spies, Tina (2017): Subjektpositionen und Positionierungen im Diskurs, in: dies./Elisabeth Tuider (Hg.): Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und methodologische Verbindungen. Wiesbaden: Springer VS, 69-90.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Simur. An Essay in Reading the Archives, in: History and Theory 24 (3), 247-272.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1990): Basics of Qualitative Research, Grounded Theory Procedures and Techniques. Newbury Park: Sage.

Thompson, Vanessa E. (2020): Postkoloniale Ethnographie. Aus der Komfortzone in der Kontaktzone, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 17 (2), 109-121.

Tietje, Olaf/Tuider, Elisabeth (2019): Unsichtbares rekonstruieren, Nicht-Thematisiertes analysieren. Situationsanalyse in der post-migration society, in: Nicole Burzan (Hg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018, https://publikationen.soziologie.de/index.php/kongressband_2018/article/view/1065/1355 (abgerufen am 14.03.2022).

Tietze, Kim-Oliver (2010): Wirkprozesse und personenbezogene Wirkungen von kollegialer Beratung: Theoretische Entwürfe und empirische Forschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Tuider, Elisabeth/Lutz, Helma (2018): Postkolonialität und Biographieforschung, in: Helma Lutz/Martina Schiebel/Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 101-113.

Von Unger, Hella/Narimani, Petra/M'Bayo, Rosaline (Hg.) (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS.

Will, Anne-Kathrin (2018): Transnational Interlacements of Statistical Categories Marking Natio-Ethnic-Cultural »Others« in Germany, in: Transnational Social Review. A Social Work Journal 8 (2), 185-202.

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2003): Methodological Nationalism, the Social Sciences and the Study of Migration: An Essay in Historical Epistemology, in: International Migration Review 37 (3), 576-610.

Methodisch-kartografisch Veranderungen in der Forschung reflektieren

Cis-normative Perspektiven in der Geflüchtetenunterstützung nach dem ›Sommer der Migration‹

Olaf Tietje

1. Einleitung

Veranderungen (vgl. Said 1979) sind in den europäischen Migrationsforschungen oft unreflektierter Bestandteil der quantitativen wie aber auch qualitativen empirischen Forschungen. In Form von Viktimisierungen vor allem in Analysen zum europäischen Grenzregime kritisiert (vgl. Transit Migration Forschungsgruppe 2007), verwiesen demgegenüber die *critical border studies* auf die Agency von Migrant*innen (vgl. u.a. Mezzadra/Neilson 2013). Verbunden mit der tendenziellen Abwesenheit der beforschten Subjekte in den akademischen Wissensproduktionen und der gleichzeitigen Anwesenheit der Forschenden im Alltag jener, werden durch die Praktiken der Forscher*innen hierarchisierende Veranderungen (re-)produziert (vgl. Unger in diesem Band).

Dieser Beitrag nimmt die methodologische Herausforderung der Reflexion von Veranderungen durch den reflexiven Einbezug der Forscher*innen-Positionalitäten in den Blick. Bezugnehmend auf Debatten um Forschungsethik (vgl. Unger 2014), Reflexivität in qualitativer Sozialforschung (vgl. Berger 2015) und diskursive (Un-)Sichtbarkeiten (vgl. Spivak 1988) geht es mir darum, einen reflektierenden Blick auf die Forschungssituation selbst zu werfen. Forschungspraktisch werden hierzu Mappings der Situationsanalyse (vgl. Clarke et al. 2018) entlehnt, um dem »god-trick« (Haraway 1995: 81) in den Wissenschaften reflexiv zu begegnen. Mittels eines solchen poststruktura-

listisch begründeten Einbeziehens von methodisch-kartografischen Instrumenten können die Forschungssituationen, Herrschafts- und Machtverhältnisse des jeweiligen Zusammenhangs sowie die Positionalitäten auch der Forscher*innen in den Blick genommen werden. Insofern wird es zwar auch auf diese Weise nicht möglich, die Forscher*innen von ihrer Situiertheit zu lösen (vgl. Said 1979: 10), aber zumindest die Art ihrer Verwobenheit kann in den Blick genommen und die Veranderungen in Forschungspraktiken können transparent werden.

Für das Anliegen dieses Artikels werde ich *erstens* einen vertiefenden Blick auf die methodologische(n) Logik(en) von Migrationsforschungen richten. *Zweitens* wird der Beitrag die Potenziale poststrukturalistischer Herangehensweisen an empirische Sozialforschungen beleuchten und konkret die Mapping-Strategien der Situationsanalyse (vgl. Clarke 2005) für die Reflexion von Veranderungen in der Forschung diskutieren. Schließlich wird *drittens* der Blick auf eine spezifische Interviewsituation in meiner Forschung gerichtet. Mit methodisch-kartografischen Analyseinstrumenten, so die abschließende These des Beitrags, können Unsichtbarkeiten in der Forschung sichtbar, Veranderungen reflektiert und hierarchisierende ›Begrenzungen‹ von Wissensproduktionen für die Forschung produktiv gemacht werden.

2. Logiken von Migrationsforschungen

Ausgehend von tendenziell deterministischen Logiken (vgl. Ravenstein 1885) haben sich unterschiedliche Perspektiven der Migrationsforschungen entwickelt (vgl. Schwenken 2018). Theorien der transnationalen Migration (vgl. Faist 2012) verschieben nationalstaatliche Container (vgl. Amelina et al. 2012; erste Überlegungen zu methodologischem Natonalismus vgl. Martins 1974) aus dem Mittelpunkt der Analysen. Diese Verschiebung lässt den Blick auch für thematische Ausdifferenzierungen deutlich schärfer werden: Migration ist nicht gleich Migration. Menschen sind aufgrund von Lebensvorstellungen (vgl. Beck/Grande 2004), Flucht und Verfolgung (vgl. Bade 2017) oder Armut (vgl. Pfeffer-Hoffmann 2014) mobil.[1] Geschlecht und Sexualität werden hier erst in jüngerer Zeit in Zusammenhang mit Migrationen stärker in den

1 Diese Aufzählung ist nicht als eine abgeschlossene zu lesen, sondern wirft lediglich einige wenige der möglichen Themen auf. Für eine weitere Auseinandersetzung vgl. z.B. Schwenken (2018).

Blick genommen (vgl. Neuhauser et al. 2017; Spindler 2010) und oftmals mit kulturalisierten Bildern verbunden diskutiert (vgl. kritisch Dietze 2016; Kosnick 2010).[2]

Mit dem *reflexive turn* in der Feldforschung (vgl. Bachmann-Medick 2016; Clifford/Marcus 1986; Geertz 2003) wurden koloniale Perspektiven der Veranderungen sichtbar und in Teilen in die Analysen einbezogen (vgl. Asch 2015). Die Prozesse dieser Veranderungen bzw. die Frage, wie Migration als Konzept selbst im Rahmen der Forschung (mit-)produziert wird, wurde daran anschließend in einigen Forschungen zumindest thematisiert (vgl. Amelina 2017). Migration wird so auf staatlicher Ebene etwa versucht zu kontrollieren (vgl. Forschungsgruppe ›Staatsprojekt Europa‹ 2014), ihr durch Forscher*innen teilweise Autonomie zugesprochen (vgl. Transit Migration Forschungsgruppe 2007) oder auf den Eigensinn der Migrant*innen selbst fokussiert (vgl. Benz/Schwenken 2005; Tietje 2018). In vielen Forschungen wird Migration allerdings implizit weiter als eine Art Abweichung von ›der Normalität‹ betrachtet, während diese historisch wie gegenwärtig den Regelfall darstellt (vgl. Bade 2000: 11). Die Perspektive einer Migrationsgesellschaft (vgl. Broden/Mecheril 2007) setzt an diesen Gedanken anschließend Nationalstaaten nicht als abgeschlossene Bezugsgröße und will Phänomene bzw. Erfahrungen in den Blick nehmen, die potenziell für alle Mitglieder einer Gesellschaft relevant sind. Postmigration verweist in diesem Sinne darauf, dass es innerhalb der Migrationsgesellschaft bereits Situationen »nach der Migration« (Hill/Yildiz 2018: 7) gibt. Allerdings soll mit dem Zusatz *post* nicht (ausschließlich) auf eine zeitliche Reihung verwiesen werden – Migration ist schließlich nur schwer als abgeschlossenes Kapitel zu schreiben. Vielmehr wird so auf generelle Annahmen verwiesen, in denen die Migration als ein *Problem* der Anderen, der Migrierenden charakterisiert wird.

Gemeinsam ist vielen der Untersuchungen und Analysen von Migrationen ein viktimisierender, Handlungsfähigkeiten absprechender Blick auf Migrant*innen (vgl. kritisch dazu Karakayalı/Tsianos 2007: 16; Sciortino 2004). Die sich in Bewegung befindenden Menschen als passive und von der Migration Betroffene zu lesen, verkennt allerdings ihre eigensinnigen Potenziale (vgl. Tietje 2018: 37ff.). So ist gerade die Bewegung, die Migration selbst auch ein Hinweis darauf, dass Akteur*innen sich neue Handlungsräume aneignen (vgl.

---

2 Aktuelle Zahlen weisen auf eine gleich verteilte Mobilität hin – vgl. Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2019: 241ff.), dennoch wird Migration gegenwärtig weitgehend als ein männliches Phänomen betrachtet.

Dülcke et al. 2016: 10f.). Einem generalisierend viktimisierenden Blick widersprechend, geht es in einer postmigrantischen Perspektive vielmehr darum, auf gesellschaftliche Konflikte zu fokussieren (vgl. Tietje 2015) und sich mit »Narrativen, Identitätspolitiken sowie sozialen und politischen Transformationen« (Foroutan 2018: 15) auseinanderzusetzen. Methodisch bedeutet dies auch, den Blick auf die eigene Forschung zu richten und kritisch ebensolche Prozesse der Veranderung zu hinterfragen, die durch Migrationsforschungen aufrechterhalten oder sogar befördert werden (vgl. Tietje/Tuider 2019).

3. Empirische Sozialforschung, fluide Machtverhältnisse und die Produktion von Wahrheiten

Poststrukturalistische Perspektiven in der empirischen Sozialforschung zu stärken, meint auch, die Forschungspraktiken selbst zu verändern. Es gilt weniger, nur einen Blick auf universelle und allgemein gültige Aussagen zu richten, sondern genau deren Unterbrechungen zu fokussieren (vgl. Clarke 2005: xxiv). Konflikte, Spannungen und Unregelmäßigkeiten in den Blick zu nehmen und die Komplexität empirischer Daten zunächst einmal nicht zu reduzieren, ermöglicht einerseits eine enorme Produktivität und andererseits auch einen besonderen Blick für unsichtbare, verschwindende und widersprüchliche Momente in der Forschung (vgl. Clarke 2003: 572; Tietje 2015: 136; Tietje/Tuider 2019: 2-3). Es ist »not easy to accept the notion of research as story-telling« (Usher 2005: 30), fasst Robin Usher die Schwierigkeit empirischer Sozialforschung aus poststrukturalistischer Perspektive zusammen. Wissenschaft funktioniert in dieser Lesart als ein Ensemble auf bestimmte Weise reglementierter und regulierter Praktiken, Techniken und Institutionen, die eine Geschichte erzählen. Auch wissenschaftlich kann nicht eine unmittelbare, allgemeingültige Wahrheit gefunden werden, sondern empirische Sozialforschung ist vor allem ein Prozess, in dem Wahrheit(en) durch wissenschaftliche Autoritäten hergestellt werden (vgl. Tuider 2009: 177f.). Oder mit den Worten von Donna Haraway: »Wissenschaft ist ein anfechtbarer Text und ein Machtfeld, der Inhalt ist die Form. Basta.« (Haraway 1995: 75)

Forschung findet – ebenso wie andere Wissensproduktionen – innerhalb von fluiden Machtverhältnissen statt (vgl. Clarke 2005: 56). Machtverhältnisse sind in Bewegung, verändern sich, ihre Bedingungen, (mögliche) Positionalitäten und wirken eben auch auf Forschungsprozesse ein (vgl. Clarke et al. 2018: 13f.). Für Wissensproduktionen in der Migrationsforschung sind eben-

falls wirkmächtige Bilder aktiv. Mit den historisch weit zurückreichenden Prozeduren, in denen Ethnizität hergestellt wird, gehen Hierarchisierungen von Menschen einher. Diese Hierarchien werden in der Folge oftmals naturalisiert und zu Menschen(-gruppen) hierarchisierenden Eigenschaften (vgl. Müller 2003: 44ff.). Menschengruppen zu verandern, indem diese diskursiv mit kulturellen Aspekten und Vorurteilen homogenisierend gekoppelt werden (vgl. Mignolo 2005: 388; Reuter 2002: 204), hat auch Auswirkungen darauf, wie Forscher*innen Interaktionen, Praktiken und Erzählungen lesen. »No one has ever devised a method for detaching the scholar from the circumstances of life, from the fact of his involvement« (Said 1979: 10), schrieb Edward Said bereits 1979. Und auch wenn dies sicherlich gegenwärtig weiterhin Gültigkeit hat, gelingt es der Situationsanalyse, Forscher*innen Werkzeuge zur Verfügung zu stellen, mit denen zumindest diese »circumstances of life« (ebd.) in die Analysen miteinbezogen werden können.

Mit der Situationsanalyse hat Adele Clarke in ihren Überlegungen an die Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996) angeschlossen und diese durch einen Blick auf Prozesse um unterschiedliche Analyseprozeduren (Mappings) erweitert (Clarke 2005; Clarke et al. 2018). Mit den Mapping-Strategien der Situationsanalyse kann »Orten des Schweigens« (Offenberger 2019: 38) nachgespürt, können zugleich deutungsmächtige Positionen infrage gestellt werden. Durch Mappings von Situationen, sozialen Welten/Arenen und Positionalitäten kann die Komplexität empirischer Forschung aufrechterhalten werden und diese zugleich bearbeitbar bleiben (vgl. Clarke et al. 2018: 127ff., 147ff., 165ff.). Mappings von Situationen enthalten alle für eine jeweilige Situation konstitutiven Bedingungen, soziale Welten verweisen auf (für die Forschung) relevante Aktivitäten und deren Aushandlung und in Mappings von Positionalitäten werden insbesondere Machtverhältnisse und deren Auswirkungen deutlich. In solche Mappings können immer (Kollektiv-)Akteur*innen, Aktanten, Affekte, Praktiken sowie Konzepte einbezogen und mit Diskursen verbunden werden. Auf diese Weise ist es nicht nur möglich, Unthematisiertes in den Blick zu nehmen, sondern eben auch Forschungsperspektiven und -positionalitäten zu thematisieren bzw. zu reflektieren (vgl. Tietje/Tuider 2019: 3). Forschungspragmatisch, um hier in einer Wendung zu bleiben, die der Grounded Theory nahesteht, lässt dies die Frageperspektive danach, *was* empirisch beobachtbar ist, dahingehend erweitern, *wie* dieses geschieht (vgl. Clarke 2005: 53).

4. Die eigene Forschung, Selbstreflexion und Mappings

Gerade diese Frageperspektive einzubeziehen, ermöglicht nicht nur, den Blick für mit den jeweiligen Fragestellungen verbundene Machtverhältnisse zu schärfen, sondern auch die Reflexion der eigenen Forschung. Situationen der Forschung sind potenziell auch mit Veranderungen verbunden, die z.B. aufgrund eigener Vorannahmen der Forscher*innen Unsichtbarkeiten erzeugen, Auslassungen wirksam werden lassen oder in denen die Wissenschaftler*innen schlichtweg zu geringe Distanz zum jeweils beforschten Phänomen erreichen. Selbstreflexion in der Forschung ist bereits an anderen Stellen diskutiert worden (vgl. u.a. Breuer et al. 2019: 111ff.; Linska/Strauss 2015). Selbstreflexion ist vor allem aber auch schwierig, mühsam und manchmal unangenehm, aber dennoch nicht nur wichtig, sondern auch produktiv, wie die folgenden Abschnitte zeigen werden.

Im Forschungsprojekt »Willkommenskultur und Demokratie in Deutschland«[3] produzierten wir leitfadengestützte Interviews mit freiwilligen und professionellen Geflüchtetenunterstützer*innen. Im Verlauf unserer Forschungen im Teilprojekt an der Universität Kassel zur Unterstützung Geflüchteter im Alltag wurde immer deutlicher, dass insbesondere queere Geflüchtete in den öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen nach dem ›Sommer der Migration‹ stark vernachlässigt worden sind (Tietje/Tuider 2019; Tietje 2021a). Vor diesem Hintergrund passten wir unsere Forschungsfragen und Herangehensweise an.[4] Im Rahmen unserer weiteren Forschungen führte ich unterschiedliche Interviews mit Vertreter*innen von Initiativen, Beratungsstellen und Organisationen durch, die explizit für queere Geflüchtete Unterstützungsangebote stellen. Der Ausschnitt aus dem folgenden Gruppeninterview entstand so in den Räumen einer NGO gemeinsam mit zwei Mitarbeiter*innen eines Projektes, das Wohnraum für LSBTIQ*-Geflüchtete organisiert, und einem Mitarbeiter, der für eine andere Queer-Beratungsstelle tätig sowie in einer freiwilligen Unterstützungsgruppe für queere Geflüchtete aktiv war. Der Raum, in dem wir das Interview durchführten, war ein klassischer Konferenzraum mit einem großen ovalen

3 Das angesprochene Verbundforschungsprojekt nahm zwischen 2017 und 2021 die Unterstützungsstrukturen für Geflüchtete nach dem ›Sommer der Migration‹ 2015 in den Blick. Drei Universitäten forschten hierzu an sechs verschiedenen Forschungssites. Für mehr Informationen siehe www.welcome-democracy.de.

4 Zu iterativ-zyklischer Forschungslogik vgl. Strübing (2018: 143).

Tisch, vielen um diesen herum verteilten Stühlen, einer metallenen Keksdose am oberen Ende, einer Kaffeekanne daneben und mehreren vorbereiteten Kaffeebechern. Am Kopfende des Tisches nahm die Leitung des Wohnraumprojekts Platz, rechts von ihr der freiwillig Engagierte* (B) und rechts von diesem wiederum die Mitarbeiterin im Projekt (C), während ich auf der linken Seite des Kopfendes saß – auf diese Weise allen am Interview Beteiligten gegenüber. Für das Interview platzierte ich ein Aufnahmegerät in der Mitte des Tisches. Der folgende Ausschnitt beginnt nach einer etwas längeren Vorstellungsrunde, in der einerseits ich noch einmal das Forschungsprojekt vorgestellt habe und daran anschließend die Interviewten sich persönlich eingeführt haben. Alle drei kennen einander aus der praktischen Arbeit und haben auf ihre eigene Initiative hin die Gruppe erstellt, in der das Interview stattfand:

> »C: Da haben wir einfach Netzwerkarbeit gemacht. Die Idee war eigentlich, dass wir eher auch so die, auf private Vermieter zugehen oder die finden, die bereit sind, eine Wohnung zur Verfügung zu stellen. Oder ein Zimmer oder eine WG oder wie auch immer. Und sind sehr stark in die Community hereingegangen und haben Werbung gemacht und Öffentlichkeitsarbeit. Und dann irgendwann ist es dann übergegangen in tatsächlich in ein finanziertes Projekt der Behörde. Und wir haben aber festgestellt, dass wir doch so unserer üblichen Praxis folgen, auch die Städtische Wohnungsbaugenossenschaft zum Beispiel anzusprechen, hier das städtische Unternehmen, Wohnungsunternehmen und auch vielleicht Genossenschaften und so weiter. Auch weil wir gemerkt haben, die Geflüchteten wollen auch gar nicht unbedingt eine WG. Die wollen eigentlich eher eine eigene Wohnung. Wollen ein eigenständiges Leben, wollen sich sicher fühlen natürlich. Und da spielt die Umgebung natürlich eine große Rolle und da haben wir gute Erfahrungen. Wir haben bestimmte Ansprechpartner bei der Städtischen Wohnungsbaugenossenschaft und Genossenschaften, mit denen wir da auch wirklich gut reden können, was kommt da infrage, wo können die sich sicher fühlen. Es gibt sicher besondere Herausforderungen, je nachdem, wer da bei uns landet. Ob jetzt lesbischer Hintergrund, schwul oder vor allem transgender.
> B: Trans ist schwierig.
> C: Ja. Transgender ist also wirklich eine besondere Herausforderung. Einfach einmal, weil man es auch sieht. Es ist einfach so. Es ist optisch auch durchaus (*atmet tief ein*) etwas, wo Vermieter vielleicht auch eher erst ein-

mal zurückhaltend reagieren und nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen, und […] Nachbarn. […] Wir brauchen wirklich hier ein Haus, wo […] eine gewisse Offenheit da ist oder besonders anonym und so etwas.
B: Transgender, die auf dem Prozess sind und eben noch nicht, in Anführungsstrichen, fertig sind, sondern (*hält inne*). […] Das ist quasi sehr schwer, gewöhnungsbedürftig ist.«
(Gruppeninterview NGO, Beratungsstelle/freiwillige Unterstützung queerer Geflüchteter, Hamburg, 19.03.2019)

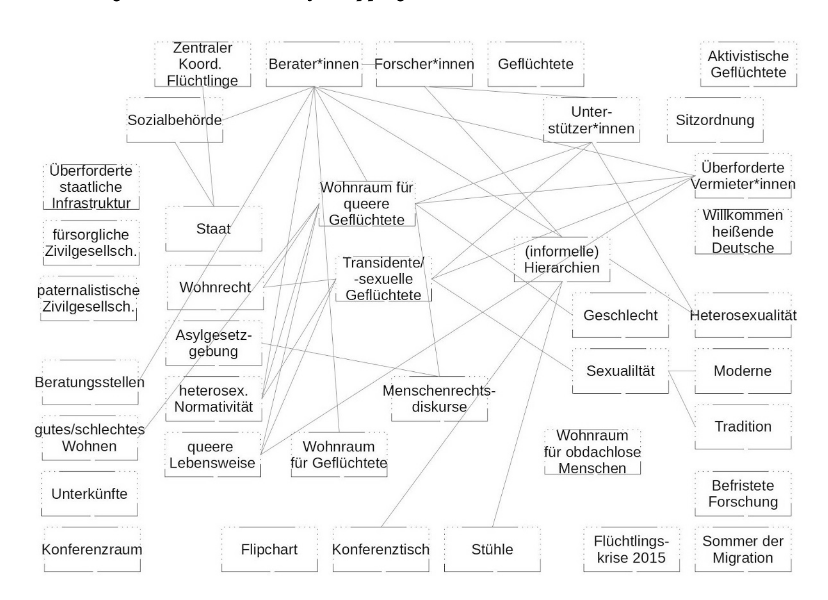
In dem Interviewausschnitt wird eine gewisse Sprachlosigkeit deutlich. So haben die sich engagierenden Berater*innen und der Aktivist das Anliegen, ihre Sorge um die transidenten/-sexuellen Geflüchteten zu verbalisieren. Sie haben den Eindruck, die ihnen in ihrer Arbeit begegnenden Schwierigkeiten mir als Interviewendem insbesondere durch beispielhafte Situationen verständlich machen zu können. Die Art und Weise, in der sie diese beschreiben, legt den Schluss nahe, dass sie mir nur wenige Erfahrungen im Kontakt mit queeren bzw. transidenten/-sexuellen Geflüchteten zuschreiben, und infolgedessen setzen sie auf eine exotisierende Sprache, mit welcher sie die Komplexität der Situation zu verdeutlichen suchen. Zugleich wollen sie nicht abschätzig oder abwertend von den queeren Geflüchteten sprechen und sind so auch im Verlauf des Interviews immer wieder auf der Suche nach den ›richtigen‹ Worten. Ausgehend von der Reflexion, inwiefern ich als weißer Cis-Mann hier Teil oder sogar auslösend für die Suche nach diesen Worten war, habe ich die Situation des Interviews inklusive meiner Person und Positionalitäten in den Blick genommen.

4.1 How to: Mapping-Situation

In den Interviews mit Unterstützer*innen wurden (bestimmte) Perspektiven auf Geflüchtete eingenommen. Hier nehmen verschiedene Aspekte unterschiedliche Relevanzen ein, besonders betont wurden aber Bildung, Geschlecht, Religion, Körper, sozioökonomischer Hintergrund und zugeschriebene oder unterstellte Migrationsgeschichten. Zugleich werden in den Interviews auch Verunsicherungen sichtbar, die nicht zwangsläufig mit Migration verbunden sein müssen, aber mit dieser verbunden werden. Mir als Interviewendem werden dabei besonders vielfältige Eindrücke mitgegeben und zugleich wird, durch meine (angenommene) Nichtbeteiligung am jeweiligen Thema, vieles transparent gemacht, was in anderen Austauschsituationen der

Interviewten unter Umständen unthematisiert bleibt. Diesen Umstand reflektierend, identifizierte ich aus dem oben angeführten Ausschnitt in einigen Messy Mappings (siehe exemplarisch Abb. 1) zunächst einmal alle für meine weiteren Forschungen relevanten Elemente (vgl. Clarke et al. 2018: 104).

Abbildung 1: Relationales Messy Mapping der Interviewsituation



Die anwesenden Personen schilderten schon zu Beginn des Interviews die wichtigsten mit dem Thema (Wohnen queerer Geflüchteter) verbundenen Punkte ihrer Arbeit. Davon ausgehend luden sie mich ein, die Besonderheiten und Schwierigkeiten ihrer Arbeit zu verstehen, und schilderten diese plastisch und einander ergänzend. Der formelle, durch Institutionen legitimierte und Aktanten symbolisch reproduzierte Rahmen des Interviews wurde dadurch, dass ein freiwilliger Unterstützer* in das Interview einbezogen wurde, unterbrochen. Während der professionelle Rahmen und die mit diesem verbundenen Funktionen von den Berater*innen aufrechterhalten wurden, ›störte‹ der am Interview beteiligte freiwillige Unterstützer* diesen Rahmen immer wieder durch auf seine Praxis bezogene Kommentare oder kleine Anekdoten.

Diese Störungen als produktives Element aufnehmend, verfolgte ich im Interview die Themen der Interviewten weiter. In Auseinandersetzung damit

wurde ich besonders auf die im Gespräch deutlich werdende Schwere und Sprachlosigkeit aufmerksam, in dem mir als einem (unthematisiert) heterosexuell gelesenen weißen Akademiker die konfliktive Situation migrantischer Transpersonen in Deutschland erklärt wird. Aufbauend auf jene in den Messy Mappings identifizierten Elemente begann ich, diese zunächst relational zu überarbeiten (Abb. 1). Verbunden mit einem den Analyseprozess begleitenden Memo-Schreiben[5] richtete ich meinen Blick auf diese Weise zunächst auf das dem Interview zugrunde liegende Thema, wurde dabei aber schnell der vielfältigen Verschränkungen von vor allem Diskursen zu heterosexueller Normativität und Migration gewahr.

4.2 Reflexion und Veranderung

An dieser Stelle trat ich metaphorisch noch einmal einen Schritt von den Daten zurück und begann erneut mit der Reflexion meiner Rekonstruktionen, und zwar vor dem Hintergrund der klassischen Frage einer ethnografischen Studie: Das berühmte »What the hell is going on?« (Amann/Hirschauer 1997: 20), wie es u.a. Klaus Amann und Stefan Hirschauer Clifford Geertz zuschreiben[6], lud mich dazu ein, gerade jene spezifische, oben beschriebene Situation noch einmal genauer in den Blick zu nehmen.

Das Interview konnte erst nach Erlaubnis durch die Sozialbehörde stattfinden. Es war also nicht der von mir kontaktierten NGO überlassen, meine Anfrage zu bewerten und über diese zu entscheiden, sondern die geldgebende Behörde hat hier Einfluss genommen. Die Interviewsituation selbst war dann, wie bereits beschrieben, durch einen formellen und professionell gestalteten Rahmen geprägt. Die Sitzordnung bildete die hierarchisierten Beziehungen im Raum ab: Die weiße Leitung des Projektes führte in die Situation ein und stellte die praktische Mitarbeiterin sowie den weißen freiwillig Engagierten vor. Die Mitarbeiterin und ich waren in etwa im gleichen Alter, die Leitung etwas älter und der freiwillig Engagierte befand sich in der Endphase seines Berufslebens. Während die beiden Mitarbeiterinnen der NGO in

5 Memos sind für die qualitative Sozialforschung von besonderem Wert. In ihnen werden alle ersten Eindrücke zum Material, alle Überlegungen zu möglichen Analyseschritten, weiterführende Ideen, Emotionen und schließlich auch Analysen selbst ›memoriert‹ (z.B. Clarke et al. 2018: 107).

6 Klaus Amann und Stefan Hirschauer zitieren hier leider sehr unpräzise. Auch in anderen Bezügen werden die Quellen ungenau gehalten und es bleibt ein wenig unklar, wann und in welchem Text Clifford Geertz die berühmte Frage geschrieben hat.

gewisser Weise ihren Geldgeber*innen in Form der Sozialbehörde verpflichtet waren, traf dies auf den freiwillig Engagierten nicht zu. Für ihn waren alle seine Tätigkeiten mit seinem Engagement für queere Geflüchtete verbunden, das zwar eng mit seinem Privatleben verknüpft schien, aber nur lose an institutionelle Konzepte gebunden war. Geschlecht wurde im Gruppeninterview vor allem in Bezug auf Geflüchtete und deren Kategorisierungen thematisiert, eigene Sexualität lediglich von dem freiwillig Engagierten des Queer Refugee Support angesprochen. Unthematisierte Vergeschlechtlichungen und Sexualitäten werden gesellschaftlich als heterosexuell gesetzt (vgl. u.a. Perko 2005: 32ff.) und Transsexualitäten oder -identitäten bleiben unsichtbar, bzw. wird ihnen abgesprochen, Teil einer Normalität zu sein (vgl. kritisch hierzu Connell 2012). Solche Machtverhältnisse wirken auch in Interviewsituationen weiter (vgl. Aléx/Hammerström 2008) und spiegeln u.a. das Verhältnis zwischen Interviewenden und Interviewten wider. Sie verweisen aber auch auf unterschiedliche intersektionale Bedingungen der Interviewsituation selbst. Und so spielen u.a. Geschlecht, Alter, sozioökonomischer Hintergrund, Bildung und (zugeschriebene) Migrations- und/oder Rassismuserfahrungen zentrale Rollen (vgl. ebd.; Knapp 2005; Littig 2009).

So weit nur wenig Neues. Dennoch macht ein genauerer Blick auf die Situation auch deutlich, dass diskursiv in der Auseinandersetzung mit Migrationen Kulturalisierungen Einfluss ausüben. Von Seiten der Behörden, aber auch in öffentlichen Debatten werden queere Geflüchtete weitgehend ausgeblendet (vgl. Küppers/Hens 2019: 8). Im Kontext von Migration werden Körper, Geschlecht und Sexualität insbesondere an Ehrenmorde, Zwangsehen oder die sogenannte ›Kopftuchdebatte‹ gekoppelt. Immigrant*innen werden hierin gerade in Bezug auf Sexualität als vormodern markiert (vgl. Tietje 2021a: 119). Nun könnte mensch annehmen, dass gerade aufgrund einer solchen Markierung staatlich besondere Schutzräume für queere Geflüchtete entwickelt werden, dies wird allerdings auch weiterhin an die Zivilgesellschaft ausgelagert. Gerade Wohnorte sind unter diesen Bedingungen als Schutzräume existenziell und – wie in dem oben angeführten Interviewausschnitt deutlich wird – im Falle von Gemeinschaftsunterkünften nur selten so strukturiert, dass sie für queere Geflüchtete ausreichend Schutz bieten (vgl. Tietje 2021b).

Tabelle 1: Geordnetes Mapping der Interviewsituation

Aktanten	**Individuelle/kollektive Akteur*innen**	**Stumme Akteur*innen**	**Diskursive Herstellung von Akteur*innen**
Konferenztisch; Stühle; Flipchart etc.	Geflüchtete; Forscher*innen; Berater*innen; Zentraler Koordinierungsstab Flüchtlinge*; Sozialbehörde; Unterstützer*innen etc.	Aktivistische Geflüchtete	Überforderte Vermieter*innen; willkommen heißende Deutsche etc.
Diskursive Aktantenkonstruktionen	**Politische Elemente**	**Symbolische Elemente**	**Zeitliche Elemente**
Staatliche Infrastruktur als überfordert; fürsorgliche und paternalistische Zivilgesellschaft etc.	Staat; Wohnrecht; Asylgesetzgebung; Drittmittelprojektlogik; heterosexuelle Normativität; queere Lebensweise etc.	Sitzordnung; (informelle) Hierarchie(n); Geschlecht; Sexualität; Moderne vs. Tradition; Heterosexualität etc.	›Sommer der Migration‹; Flüchtlingskrise 2015; Forschungsprojekt etc.
Räumliche Elemente	**Major Issues**	**Verknüpfte Diskurse**	**Andere Elemente**
Beratungsstellen; gutes und schlechtes Wohnen; Unterkünfte; Konferenzraum etc.	Wohnraum für queere Geflüchtete; transidente/-sexuelle Geflüchtete etc.	Wohnraum für Geflüchtete; Wohnraum für obdachlose Menschen; Menschenrechtsdiskurse etc.	

* Die Aufgaben des Zentralen Koordinierungsstabs Flüchtlinge (ZKF) werden in Hamburg mittlerweile von der Stabsstelle Flüchtlinge und übergreifende Aufgaben (SFA) übernommen.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen begann ich mithilfe der vielen, auch zu anderen Interviews bereits entstandenen Memos, die Messy Mappings in ein geordnetes Mapping der Interviewsituation zu überführen (Tab. 1). Elemente von Situationen auf diese Weise zu systematisieren, hat den Vorteil, dass diese in Verbindung mit den relationalen Mappings und dem fortgeführten Memo-Schreiben noch einmal neu geordnet auf bis dahin Unbemerktes verweisen können. Während die in das Mapping aufgenommenen Aktanten mich vor allem auf die (informellen) Hierarchien aufmerksam werden ließen, wurden für die Situation besonders wichtige und politische Elemente zentral (Abb. 1 und Tab. 1).

Wie bereits angesprochen, sind neue Wohnorte/-räume eben auch Bedingungsräume für ein selbstständiges Leben. Denn jenes »eigenständige[] Leben«[7], welches auch die queeren Geflüchteten suchen, wird durch die zentralisierte Unterbringungsform tendenziell verunmöglicht. Verbunden mit einer offen queeren Lebensweise ist das Leben in den Unterkünften unter Umständen auch an Gewalterfahrungen gekoppelt. Sich »sicher fühlen« wird dort als ein Wunsch angesprochen, der innerhalb von Gemeinschaftsunterkünften insofern nur teilweise erfüllbar ist. Die »Umgebung [spielt] eine große Rolle« dafür, wie gut dies zu ermöglichen ist. So schildern einige Geflüchtete, nicht in solchen Häusern wohnen zu können, in denen auch Menschen leben, die aus dem gleichen oder einem diesem nahe gelegenen Herkunftsland kommen wie sie selbst. Die Sorge, dass Verwandten in ihren Herkunftsländern von ihrer queeren Lebensweise berichtetet werden könnte, überschattet die Suche nach Wohnraum.

Überhaupt potenziellen Wohnraum zu finden, ist mit unterschiedlichen »Herausforderungen [verbunden], je nachdem, wer da bei uns landet. Ob jetzt lesbischer Hintergrund, schwul oder vor allem transgender«. Geflüchtete im Transitionsprozess werden hier als besonders schwer in Wohnungen zu vermitteln markiert, »weil man es auch sieht«. Zu thematisieren, *was* es ausmacht, dass es gerade für transgender Geflüchtete so kompliziert ist, Wohnraum zu finden, erscheint dabei schwierig: »Es ist optisch auch durchaus (*atmet tief ein*) etwas, wo Vermieter vielleicht auch eher erst einmal zurückhaltend reagieren und nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen«. Die hier zu Wort kommende Person muss selbst erst einmal tief Atem holen, um über das Thema sprechen zu können. Die Menschen, um die es hierbei geht, werden in der

7 Dieses Zitat stammt, wie auch alle weiteren Zitate, zu denen nichts anderes angegeben ist, aus dem oben genannten Interview.

Verbalisierung dann aber versachlicht, es wird also vielmehr das Phänomen selbst angesprochen, als über Personen gesprochen. Den Unterstützer*innen fällt es sichtlich schwer, im Gespräch mit mir die ›richtigen‹ oder überhaupt Worte zu finden. Gerade in Bezug auf transgender Geflüchtete und deren Begleitung und Unterbringungen kommt im Interview vor allem der weiße freiwillige Unterstützer* zu Wort. Seine teilweise etwas verunsichert wirkende Ausdrucksweise stellt dabei das Erscheinungsbild von einzelnen Geflüchteten in den Mittelpunkt.

An diesem Punkt ansetzend, habe ich den Analysefokus stärker darauf ausgerichtet, *wie* etwas beschrieben wurde und *wie* dieses in der Erzählung vollzogen wurde, um Machtverhältnisse sichtbar werden zu lassen. Um mir als interviewende Person zu verdeutlichen, inwiefern die hauptsächliche Schwierigkeit darin besteht, Wohnraum zu vermitteln, wird immer wieder aufs Neue – insbesondere durch den weißen freiwillig Engagierten* – auf ähnliche Bilder rekurriert, auch anschließend an den bereits angeführten Interviewausschnitt: »Weil viele Trans, die wir haben, die wollen natürlich ihre Hormonkur hier machen, die sind in so einem Zwischenprozess (*atmet tief ein*). Das/sie sehen teilweise ja auch etwas skurril aus.« Auch in Bezug auf Behördengänge werden vergleichbare Bilder aufgegriffen, die eine starke Verbesonderung fokussieren: »Wirklich wie so ein Bauarbeiter oder so, und der […] schminkt sich und so. Und irgendwie ausgestopft. Das sieht natürlich ganz hart aus.« Während queere Immigrant*innen diskursiv weiterhin nur wenig sichtbar sind und in vielen (medialen) Debatten ausgeblendet werden, betont der freiwillig Engagierte hier deren Sichtbarkeit im Alltag. Die teilweise drastische Sprache lässt über verbesondernde Bilder die »starren Codes hierarchische[r] Binaritäten« (Butler 1991: 213) sichtbar werden, die für die alltägliche Realität von transgender Geflüchteten mit (potenziellen) Gewalterfahrungen verbunden sind.

Die Veranderungen in der Sprache der Unterstützer*innen verweisen so zum einen auf eine gewisse Sprachlosigkeit, die sicherlich auch damit verbunden ist, dass queere Geflüchtete diskursiv unsichtbar sind. Zum anderen werden allerdings auch normative Erwartungen an eine Geschlechterperformanz verdeutlicht. Transgender Menschen wollen zumeist als Mitglieder jener »gender class in which they feel most comfortable« (Green 2006: 499) ernstgenommen werden. Deutlich wird hierbei insbesondere die Dringlichkeit, die die Unterstützer*innen für den Schutz queerer Migrant*innen ausmachen, und die damit verbundene Notwendigkeit, diese diskursiv sichtbar werden zu lassen, um sie im Alltag besser schützen zu können. In der Art

und Weise, wie über die transgender Geflüchteten gesprochen wird, werden »cissexual attributes […] assumed to be ›natural‹ and ›normal‹« (Serano 2016: 161). Die Unterstützer*innen sind in dem Interview insofern mit dem Dilemma konfrontiert, mir als interviewendem weißen Cis-Mann zu verdeutlichen, welchen Gefahren immigrierte transgender Personen ausgesetzt sind, und sie in dieser Sprache zugleich erneut zu verandern. Die Sprachlosigkeit der Unterstützer*innen schreibt dabei die diskursive Unsichtbarkeit queerer Immigrant*innen fort und rekurriert auf cis-normative Bilder. Vergeschlechtlichte kulturelle Praktiken sind in normative Anweisungen eingebettet, die als Vorschriften von vergeschlechtlichten Körpern erfüllt werden müssen, um intelligibel funktionieren zu können (vgl. Butler 1991: 217). Dieses Funktionieren durchzieht ebenfalls Kommunikationen und insofern selbstverständlich auch Interviews.

5. In der Postmigrationsgesellschaft forschen?

Ziel dieses Artikels ist es, die Reflexion von Veranderungen in der Forschung selbst in den Blick zu nehmen. Mit einer machtkritischen Perspektive, unterstützt durch die Mapping-Strategien der Situationsanalyse, gelingt es, die Aspekte der Interviewsituation nicht nur auf ihren Inhalt und das Geschehen selbst zu befragen, sondern den Blick auch darauf zu richten, *wie* etwas geschieht. Gerade in Bezug auf Interviews, die nicht nur bloße Faktenproduktion sind, ist nicht nur interessant, was dort erzählt wird, sondern auch, mit welchen erzählerischen Mitteln und wie die interviewende Person adressiert wird. Die Thematisierung von migrantischen transgender Personen im Interview war aufgrund der thematischen Rahmung des Interviews nicht überraschend. *Wie* diese Thematisierungen allerdings verliefen, welche Sprache dazu genutzt wurde, um in einer heteronormativ und weitgehend weiß gerahmten Interviewsituation die besonderen Schwierigkeiten von migrantischen transgender Personen in Gemeinschaftsunterkünften und im Alltag anzusprechen, machte eine bestimmte Sprachlosigkeit und Brisanz der Situation deutlich.

Aus einer postmigrantischen Perspektive zu forschen, heißt an dieser Stelle auch, gesellschaftliche Konflikte nicht zu migrantisieren. So ist eine wichtige Frage, ob die im Interview geschilderten Schwierigkeiten, mit denen migrantische transgender Personen konfrontiert sind, nicht vielmehr losgelöst von Migrationen verstanden werden sollten. Für die im Interview

angesprochenen jungen Menschen haben sich zwar erst durch ihre Migration Perspektiven einer Transition ergeben, aber die für sie schwierigen Auseinandersetzungen erfolgen erst im Anschluss an ihre Migrationen – Schwierigkeiten, mit denen auch andere transgender Menschen konfrontiert sind, die sich erst spät im Verlauf ihres Lebens entschließen, sich in die Transition zu begeben. Die im Interview beschworenen Bilder des ›geschminkten Bauarbeiters‹ verweisen an dieser Stelle vielmehr auf die Cis-Normativität der Gesellschaft insgesamt. Queere Menschen erfahren heteronormative Gesellschaften oftmals als mit Sanktionen verbunden (Falch 2020: 142). Dennoch findet entlang der für die Behörden neuen Konflikte, die die Unterbringung queerer Geflüchteter mit sich brachte, eine erneute Thematisierung von Vergeschlechtlichungen statt. Auch werden Immigrant*innen nicht mehr ausschließlich durch die kulturalisierte Brille heteronormativer Zuschreibungen betrachtet und eine gewisse gesellschaftliche Sensibilität lässt auch queere Immigrant*innen diskursiv etwas sichtbarer werden.

Die Situationsanalyse als Theorie-Methoden-Paket verweist gerade vor dem Hintergrund ihrer Wurzeln im US-amerikanischen Pragmatismus und französischen Poststrukturalismus, eng verbunden mit ihrer feministischen Ausrichtung, nicht nur auf die Relevanz von Selbstreflexionen, sondern ermöglicht eben diese auch. Die verschiedenen Mapping-Strategien, von denen ich hier zwei vorgestellt habe, ermöglichen es Forscher*innen, Situationen in ihrer Komplexität zu analysieren. Teil dieser Situationen sind auch die Forscher*innen selbst. Wie ich im Verlauf des Artikels gezeigt habe, bleibt es damit nicht nur dabei, die Positionalitäten der Forscher*innen an einer dafür geeigneten Stelle der Forschung festzuhalten, sondern sie sind immer Teil des jeweiligen Analyseprozesses. Die Selbstreflexion ist auf diese Weise weitaus mehr als bloßer Selbstzweck. Mit ihr sind weitere Erkenntnisse möglich, die etwa auch Aufschluss über durch die Forschungen (re-)produzierte Veranderungen bieten können.

Literatur

Aléx, Lena/Hammerström, Anne (2008): Shift in Power During an Interview Situation: Methodological Reflections Inspired by Foucault and Bourdieu, in: Nursing Inquiry 15 (2), 169-176.

Amann, Klaus/Hirschauer, Stefan (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm, in: Stefan Hirschauer/Klaus Amann (Hg.): Die Befrem-

dung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 7-52.

Amelina, Anna (2017): After the Reflexive Turn in Migration Studies: Towards the Doing Migration Approach 13. Frankfurt a.M.: Goethe Universität, https://www.fb03.uni-frankfurt.de/67001816/amelina_doing_migration.pdf (abgerufen am 30.04.2021).

Amelina, Anna/Nergiz, Devrimsel D./Faist, Thomas/Glick Schiller, Nina (Hg.) (2012): Beyond Methodological Nationalism. Social Science Research Methods in Transition. London: Routledge.

Asch, Michael (2015): Anthropology, Colonialism and the Reflexive Turn: Finding a Place to Stand, in: Anthropologica 57 (2), 481-489.

Bachmann-Medick, Doris (2016): Cultural Turns. Berlin, Boston: De Gruyter.

Bade, Klaus J. (2000): Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München: Beck.

Bade, Klaus J. (2017): Migration, Flucht, Integration. Kritische Politikbegleitung von der »Gastarbeiterfrage« bis zur »Flüchtlingskrise«: Erinnerungen und Beiträge. Karlsruhe: von Loeper Literaturverlag.

Beck, Ulrich/Grande, Edgar (2004): Das kosmopolitische Europa. Gesellschaft und Politik in der Zweiten Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Benz, Martina/Schwenken, Helen (2005): Jenseits von Autonomie und Kontrolle: Migration als eigensinnige Praxis, in: PROKLA 140. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 35, 363-378.

Berger, Roni (2015): Now I See It, Now I Don't: Researcher's Position and Reflexivity in Qualitative Research, in: Qualitative Research 15 (2), 219-234.

Breuer, Franz/Muckel, Petra/Dieris, Barbara/Allmers, Antje (2019): Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS (4. Auflage).

Broden, Anne/Mecheril, Paul (Hg.) (2007): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf: IDA-NRW.

Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (2019): Migrationsbericht der Bundesregierung. Nürnberg.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Clarke, Adele E. (2003): Situational Analyses. Grounded Theory Mapping After the Postmodern Turn, in: Symbolic Interaction 26 (4), 553-576.

Clarke, Adele E. (2005): Situational Analysis. Grounded Theory After the Postmodern Turn. Thousand Oaks, Calif.: Sage Publications.

Clarke, Adele E./Friese, Carrie/Washburn, Rachel (2018): Situational Analysis. Grounded Theory After the Interpretive Turn. Thousand Oaks: Sage.
Clifford, James/Marcus, Georg E. (Hg.) (1986): Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley, Los Angeles: University of California Press.
Connell, Raewyn (2012): Transsexual Women and Feminist Thought: Toward New Understanding and New Politics, in: Signs: Journal of Women in Culture and Society 37 (4), 857-881.
Dietze, Gabriele (2016): Das ›Ereignis Köln‹, in: Feminina Politica 1, 93-102.
Dülcke, Dana/Kleinschmidt, Julia/Tietje, Olaf/Wenke, Juliane (2016): Einleitung: Eigensinniges Handeln zwischen Freiheit, Bedrohung und (Un)Sicherheit, in: Dana Dülcke/Julia Kleinschmidt/Olaf Tietje/Juliane Wenke (Hg.): Grenzen von Ordnung. Eigensinnige Akteur_innen zwischen (Un)Sicherheit und Freiheit. Münster: Westfälisches Dampfboot, 9-17.
Faist, Thomas (2012): Transnationalism, in: Steven J. Gold/Stephanie J. Nawyn (Hg.): Routledge International Handbook of Migration Studies. New York: Routledge, 449-459.
Falch, Bernhard (2020): Queer Refugees. Sexuelle Identität und repressive Heteronormativität als Fluchtgrund. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.
Foroutan, Naika (2018): Die postmigrantische Perspektive: Aushandlungsprozesse in pluralen Gesellschaften, in: Marc Hill/Erol Yildiz (Hg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript, 15-28.
Forschungsgruppe ›Staatsprojekt Europa‹ (Hg.) (2014): Kämpfe um Migrationspolitik. Theorie, Methode und Analysen kritischer Europaforschung. Bielefeld: transcript.
Geertz, Clifford (2003): Thick Description: Towards an Interpretive Theory of Culture, in: Yvonna S. Lincoln/Norman K. Denzin (Hg.): Turning Points in Qualitative Research. Tying Knots in a Handkerchief. Walnut Creek, CA: AltaMira Press, 143-168.
Green, Jamison (2006): Look! No, Don't! The Visibility Dilemma for Transsexual Men, in: Susan Stryker/Stephen Whittle (Hg.): The Transgender Studies Reader. New York: Routledge, 499-508.
Haraway, Donna (1995): Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. New York: Campus.

Hill, Marc/Yildiz, Erol (2018): Einleitung, in: Marc Hill/Erol Yildiz (Hg.): Postmigrantische Visionen. Erfahrungen – Ideen – Reflexionen. Bielefeld: transcript, 7-10.

Karakayalı, Serhat/Tsianos, Vassilis (2007): Movements that Matter. Eine Einleitung, in: Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript, 7-21.

Knapp, Gudrun-Alexi (2005): Race, Class, Gender: Reclaiming Baggage in Fast Travelling Theories, in: European Journal of Women's Studies 12 (3), 249-265.

Kosnick, Kira (2010): Sexualität und Migrationsforschung. Das Unsichtbare, das Oxymoron und heteronormatives Othering, in: Helma Lutz/Maria Teresa Herrera Vivar/Linda Supik (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 145-164.

Küppers, Carolin/Hens, Kristina (2019): Forschung und Bildung an der Schnittstelle von LSBTTIQ, Fluchtmigration und Emanzipationspolitik. Einleitung, in: Carolin Küppers/Bundestiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): Refugees & Queers. Forschung und Bildung an der Schnittstelle von LSBTTIQ, Fluchtmigration und Emanzipationspolitiken. Bielefeld: transcript, 7-20.

Linska, Marion/Strauss, Annika (2015): Selbstreflexion im Kontext medizinethnologischer Langzeitfeldforschung. Einleitung, in: Curare 38 (1+2), 9-24.

Littig, Beate (2009): Interviews mit Experten und Expertinnen. Überlegungen aus geschlechtertheoretischer Sicht, in: Alexander Bogner/Beate Littig/Wolfgang Menz (Hg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften (3. Auflage), 181-196.

Martins, Herminio (1974): Time and Theory in Sociology, in: John Rex/Paul Kegan (Hg.): Approaches to Sociology: An Introduction to Major Trends in British Sociology. London, New York: Routledge, 246-294.

Mezzadra, Sandro/Neilson, Brett (2013): Border as Method, or, the Multiplication of Labor. Durham and London: Duke University Press.

Mignolo, Walter (2005): On Subalterns and Other Agencies, in: Postcolonial Studies: Culture, Politics, Economy 8 (4), 381-407.

Müller, Marion (2003): Geschlecht und Ethnie. Historischer Bedeutungswandel, interaktive Konstruktion und Interferenzen. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Neuhauser, Johanna/Hess, Sabine/Schwenken, Helen (2017): Unter- oder überbelichtet: die Kategorie Geschlecht in medialen und wissenschaftlichen Diskursen zu Flucht, in: Sabine Hess/Bernd Kasparek/Stefanie Kron/Mathias Rodatz/Maria Schwertl/Simon Sontowski (Hg.): Der lange Sommer der Migration. Grenzregime III. Berlin, Hamburg: Assoziation A (2. Auflage), 176-195.

Offenberger, Ursula (2019): Anselm Strauss, Adele Clarke und die feministische Gretchenfrage. Zum Verhältnis von Grounded-Theory-Methodologie und Situationsanalyse, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 20 (2), Art. 6, https://doi.org/10.17169/fqs-20.2.2997 (abgerufen am 30.03.2022).

Perko, Gudrun (2005): Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens. Köln: PapyRossa-Verl.

Pfeffer-Hoffmann, Christian (Hg.) (2014): Arbeitsmigration nach Deutschland. Analysen zur Neuen Arbeitsmigration aus Spanien vor dem Hintergrund der Migrationsprozesse seit 1960. Berlin: Mensch-&-Buch-Verl.

Ravenstein, Ernest George (1885): The Laws of Migration, in: Journal of the Statistical Society of London 48 (2), 167.

Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript.

Said, Edward W. (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.

Schwenken, Helen (2018): Globale Migration zur Einführung. Hamburg: Junius.

Sciortino, Guiseppe (2004): Between Phantoms and Necessary Evils. Some Critical Points in the Study of Irregular Migrations to Western Europe, in: Vorstand des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (Hg.): IMIS-Beiträge. Osnabrück, 17-44.

Serano, Julia (2016): Whipping Girl. A Transsexual Woman on Sexism and the Scapegoating of Femininity. Seattle, WA: Seal Press.

Spindler, Susanne (2010): Eine andere Seite männlicher Gewalt. Männlichkeit und Herkunft als Orientierung und Falle, in: Christine Riegel/Thomas Geisen (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 291-308.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1988): Can the Subaltern Speak?, in: Cary Nelson/Lawrance Grossberg (Hg.): Marxism and the Interpretation of

Culture. International Conference: Selected Papers. Urbana: University of Illinois Press, 271-313.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz, PsychologieVerlagsUnion.

Strübing, Jörg (2018): Qualitative Sozialforschung. Eine komprimierte Einführung. Berlin, Boston: De Gruyter Oldenbourg (2. Auflage).

Tietje, Olaf (2015): Im Treibhaus wächst der Eigensinn. Methode(n), Migration und Widerstand, in: sub\urban 3 (1), 135-144.

Tietje, Olaf (2018): »Wir nahmen uns das Wort«. Migrantische Akteur_innen in Almería, Spanien: Zwischen Subalternisierung und Handlungsmacht. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Tietje, Olaf (2021a): Queere Geflüchtete im Unterbringungssystem. Zwischen Selbstermächtigung, Gewalterfahrungen und sicheren Rückzugsorten, in: Samia Dinkelaker/Nikolai Huke/Olaf Tietje (Hg.): Willkommenskultur. Geflüchtete zwischen umkämpfter Teilhabe und zivilgesellschaftlicher Solidarität. Bielefeld: transcript, 119-136.

Tietje, Olaf (2021b): Soziale Teilhabe Geflüchteter und zivilgesellschaftliche Unterstützung. Engagement zwischen staatlicher Abschreckungspolitik und humanistischen Idealen, in: voluntaris 9 (1), 10-24.

Tietje, Olaf/Tuider, Elisabeth (2019): Unsichtbares rekonstruieren, Nicht-Thematisiertes analysieren: Situationsanalyse in der post-migration-society, in: Nicole Burzan (Hg.): Komplexe Dynamiken globaler und lokaler Entwicklungen. Verhandlungen des 39. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Göttingen 2018. Bamberg: DGS, Deutsche Gesellschaft für Soziologie, 1-12.

Transit Migration Forschungsgruppe (Hg.) (2007): Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas. Bielefeld: transcript.

Tuider, Elisabeth (2009): Transnationales Erzählen. Zum Umgang mit Über-Setzungen in der Biographieforschung, in: Helma Lutz (Hg.): Gender mobil? Geschlecht und Migration in transnationalen Räumen. Münster: Westfälisches Dampfboot, 174-192.

Unger, Hella von (2014): Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen, in: Hella von Unger/Petra Narimani/Rosaline M'Bayo (Hg.): Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen. Wiesbaden: Springer VS, 15-39.

Usher, Robin (2005): Telling a Story about Research and Research as Story-Telling: Postmodern Approaches to Social Research, in: George McKenzie/

Jane Powell/Robin Usher (Hg.): Understanding Social Research. Perspectives on Methodology and Practice. New York, London: Routledge, 24-38.

Becoming a Modern Citizen
Othering im Kontext von Bildungsaufstieg in post-Mao China

Yvonne Berger

1. Einleitung

Die sozialwissenschaftliche Chinaforschung ist als Regionalwissenschaft zumeist transnational angelegt und beschäftigt sich seit einigen Dekaden mit der Frage nach Prozessen der Veranderung bzw. des Othering (Said 1967; Spivak 1985) im Kontext chinesischer Diskurspolitiken und staatlicher Interventionspolitiken (Gladney 2004; Harris 2002; Jakimów 2012). Dabei können insbesondere Arbeiten ausgemacht werden, die das Verhältnis von kultureller Differenzierung und staatlicher Propaganda- und Bevölkerungspolitik in den Blick nehmen. Fragen der kulturellen Differenzierung und der damit einhergehenden Fremdpositionierungen werden in diesen Studien etwa im Kontext der Binnemigration von Wanderarbeiter*innen, nationaler Minderheiten (u.a. Jakimów/Barabantseva 2016; Riley 2013) sowie der Bildungsmigration (Wu/Zhang 2015; Xu/Wu 2022) bearbeitet. Darüber hinaus tragen Debatten um die Konzeptualisierung von Staatsbürgerschaft und Status in China dazu bei, die Konstruktion des »urban citizen« (Jakimów 2012) als internen Orientalismus zu stabilisieren (Fong/Murphy 2006; Jakimów 2012).

Methodologische Auseinandersetzungen im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Chinas Gesellschaft bleiben hinsichtlich der Frage nach der Positionalität von Forschung und Forschenden in transnationalen Forschungszusammenhängen bislang auf methodische Fragen – etwa auf Erhebung von Interviews, Feldzugänge bei ethnografischen Studien u.a. – beschränkt (Berger 2015; Heimer/Thøgersen 2006). Der vorliegende Beitrag nimmt dieses Desiderat zum Ausgangspunkt. Es wird der Frage nachgegangen, *wie* das Erkenntnissubjekt bei der Untersuchung von

Prozessen der Veranderung in den Gegenstand, mindestens in flankierender Hinsicht, selbst verwickelt ist. Die empirische Datengrundlage bilden hierbei narrativ-biografische Interviews aus einem Forschungsprojekt zu Bildungsverläufen und sozialem Aufstieg in der Volksrepublik China (Berger 2020). Das Projekt ging der Frage nach, wie Bildungsaufsteiger*innen im städtischen China Bildungsverläufe biografisch erzählen und lebensweltlich deuten. Die biografische Positionierungsarbeit im Kontext von Bildungsaufstieg werde ich anhand einer doppelten Perspektive illustrieren: Am Beispiel von bildungsbiografischen Erzählungen rekonstruiere ich einerseits Prozesse des Othering im Bildungsaufstieg, die in den Bildungsbiografien zum Thema gemacht und verhandelt werden. Othering unter Rückgriff auf postkoloniale Theorien wird verstanden als eine Form der Veranderung, des abweichenden Differenzierens. Subjekttheoretisch bedeutet Verandern, im Rahmen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu unterscheiden und in diesem Prozess das Andere (zumeist als abweichend) hervorzubringen (im Kontext von Nation Anderson 2005; Bozay 2017 sowie Riegel 2016; Reuter 2002). Durch den ›Anderen‹ wird erst das ›Eigene‹, das ›Selbst‹ hervorgebracht, geformt und konturiert. Ebendiese Grenzziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden wird anhand von bildungsbiografischen Erzählungen herausgearbeitet.

Das Verhältnis von Eigen- und Fremdsicht wird durch gesellschaftliche Diskurse und z.T. abwertende Differenzierungen innerhalb Chinas, aber auch anhand der Verhandlung der antizipierten ›Anderen‹, des ›Westens‹ und der sogenannten Bildungsverlierer*innen vollzogen (1). Vor diesem Hintergrund erhält die Interviewerin eine besondere Positionalität und konstitutive Rolle als westlich adressierte Forscherin im Feld. Daran anschließend wird herausgearbeitet, inwiefern der Blick auf den ›Westen‹ durch die Biograf*innen als konstitutiver Bestandteil einer biografischen Auseinandersetzung um den sozialen Aufstieg im Bildungssystem gelten kann und welche z.T. unausweichliche Rolle dabei der westlichen Forscherin zukommt (2). Denn den eigenen sozialen Aufstieg zu beschreiben und biografisch zu erzählen, wird in einer Gemengelage von gesellschaftlichen Modernisierungsdiskursen und biografischen Selbstpositionierungen einer ›modernen‹, leistungsorientierten und nicht zuletzt ›westlichen‹ Bildungsbürger*in vollzogen.

2. Othering im Kontext sozialwissenschaftlicher Chinaforschung

Die Volksrepublik China sieht sich in den vergangenen Dekaden mit den Folgen der gesellschaftlichen Reformprozesse der späten 1970er Jahre konfrontiert. Chinas rasanter sozialer Wandel in Bezug auf die Umstrukturierung des Staates hin zu einer globalen Marktwirtschaft und einer zunehmenden Privatisierung stellt die Volksrepublik vor gesellschaftliche Herausforderungen, die alle Teilbereiche des gesellschaftlichen Zusammenlebens berühren. Dahingehend haben sich internationale Forschungsinteressen im Kontext Chinas, und mit Blick auf die gesellschaftliche Entwicklungsdynamik, in den letzten dreißig Jahren sowohl national als auch international rasant intensiviert (Li 2012; Walder 2011).

Im Zuge der gesellschaftlichen Öffnungs- und Reformpolitik Ende der 1970er Jahre wurde der Feldzugang für internationale Forschungen in China deutlich erleichtert. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen wird der Bedarf an methodologischen Diskussionen im Rahmen transnationaler Forschungen (z.B. Bettmann/Roslon 2013; Cappai 2008, 2010; Kruse et al. 2012; Ryan 2011) sowie zu China als regionalem Kontext (u.a. Alpermann 2012; Berger 2015; Carlson et al. 2010; Heimer/Thøgersen 2006; Hsiung 2012, 2015) deutlich. Die sozialwissenschaftliche Chinaforschung hat es als Regionalwissenschaft mit einer methodologischen Herausforderung zu tun, die in sozialwissenschaftlichen Debatten bereits seit den 1990er Jahren und in der Folge als Problem des »methodologischen Nationalismus« bzw. »methodologischen Eurozentrismus« bekannt geworden ist (u.a. Amelina et al. 2012; Beck/Grande 2010; Martins 1974; Mignolo 2012). Mit methodologischem Nationalismus ist die in kritischen Debatten bekannte Gleichsetzung von Gesellschafts- und Nationalstaatsbegriff in der Moderne gemeint. In theoretischer Hinsicht sind Prozesse der Veranderung bzw. des Othering hierin bereits theoretisch eingewoben durch methodologische Konzeptualisierungen, indem sie Nationalstaat und deren Kultur als Analyseeinheit in eine Untersuchungseinheit (gleich-)setzen.

Eine solche Gleichsetzung kann in ihrer impliziten Mitführung als eurozentrisch bezeichnet werden. Die historische Entwicklung, die für Westeuropa und Nordamerika bedeutsam ist, fungiert in dieser Annahme als Modell für das Messen und Beurteilen der Sozialität aller Gesellschaften. Die Besonderheit und die historischen Unterschiede nichtwestlicher Gesellschaften werden damit in Konzeptualisierungen gesellschaftlicher und entwicklungs-

bedingter *Rückständigkeit* und dahingehend als *Mangel* verhandelt (Hall 1996; Conrad et al. 2013):

> »Social science is a product of the modern world-system, and Eurocentrism is constitutive of the geoculture of the modern world. Furthermore, as an institutional structure, social science originated largely in Europe. We shall be using Europe here more as a cultural than as a cartographical expression […]. Even today, despite the global spread of social science as an activity, the large majority of social scientists worldwide remain Europeans. Social science emerged in response to European problems, at a point in history when Europe dominated the whole world-system. It was virtually inevitable that its choice of subject matter, its theorizing, its methodology, and its epistemology all reflected the constraints of the crucible within which it was born.« (Wallerstein 1997: 21)

Immanuel Wallerstein verdeutlichte die geopolitische und historische Bedeutung der Herausbildung der Sozialwissenschaften in Europa (Wallerstein 1997). Allerdings lässt sich dies nicht nur als eine einseitige Geschichtsschreibung und Hervorbringung einer Dominanz europäischer Sozial- und Gesellschaftstheorien verstehen. Die gesellschaftliche Entwicklung Chinas ist zwar historisch gekennzeichnet durch eine wechselseitige Auseinandersetzung – und darin jeweils einseitige Kenntnisnahme – um die Geschichte der politischen und wirtschaftlichen Verhandlung des sogenannten Westens (Chen 1995; Wong 1997; Wu 2011, 2015). Seitens der Volksrepublik ist der antizipierte Westen jedoch, mitsamt Nordamerika und Europa, wie der historisch reale Westen für die Konstruktion des Tradition-und-Moderne-Dualismus konstitutiv (Meinhof 2020). Diskurse der gesellschaftlichen Rückständigkeit sind historisch geworden und in enger Auseinandersetzung um die geopolitische Verortung Chinas in der westlichen Welt hervorgebracht (ebd.). Der Antizipation und Imagination des Westens ist eine lange politische Tradition vorgängig, die sich, so wird sich empirisch zeigen, in den Alltagsschilderungen, Sehnsüchten und biografischen Orientierungen niederschlagen und im Kontext von Bildungsverläufen und der biografischen Auseinandersetzung um den sozialen Aufstieg sichtbar werden.

Im Rahmen der Untersuchung von Othering-Prozessen in Forschungssituationen kann von der generellen Annahme ausgegangen werden, dass transnationale Forschungen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten eine Leerstelle hinterlassen: Es ist wenig bekannt über die ›Blackbox‹ transnationaler Forschung zu China, deren Epistemologie sowie die Methodologi-

en, die in der jeweiligen Forschung lokal zur Anwendung kommen (Scharping 2000). Während ein Weg zur Überbrückung dieser Leerstelle die eurozentrische Theoriebildung war und bislang ist, haben verschiedene Disziplinen, wie bereits argumentiert, eben jene *stillschweigenden* Verfahren kritisiert, die Positionen und Theoriebildung aus dem Globalen Norden als die dominierenden in einem Weltsystem postulieren (Bhambra 2009; Connell 2007; Tomaney 2010; Wallerstein 1997; Young 2004). Durch die Reflexion jener epistemologischen ›Blackbox‹ können die damit einhergehenden methodologischen Probleme in konzeptueller wie geopolitischer Hinsicht reflexiv fruchtbar gemacht werden. Gerade feministische und postkoloniale Ansätze zeigen im Anschluss daran, wie die spezifische Situiertheit und hegemoniale Machtverhältnisse in wissenschaftliche Forschungspraktiken eingebettet sind (Bhambra 2014; Haraway 1988; Harding 1991; Reuter/Villa 2010), und verdeutlichen, dass wir als Forschende mithin in geopolitische Ungleichheitsverhältnisse verstrickt sind (Mignolo 2012; Tomaney 2010).

Gerade im Hinblick auf modernisierungstheoretische Annahmen, die im Kontext Chinas nach wie vor dominant sind, ist die kritische Reflexion der Positionalität von Forschenden in theoretischer Hinsicht bedeutungsvoll, denn unter den Bedingungen einer globalisierten Moderne ist die Lokalität von Wissen, Informationsströmen u.v.m. nicht mehr an die Einheit des Nationalstaats gebunden: »We share the condition of being in a transnational contact zone, engaged there in […] managing meaning across distances, although (in part, at least) with different interests, under different constraints« (Hannerz 2004: 3). Eine »geteilte Sinnstruktur« (Shimada 2007: 123) kann nicht als Orientierungsfigur gelten, um den methodologischen Nationalismus zu überwinden (Amelina et al. 2012; Beck 2011; Buden 2008; Wimmer/Glick Schiller 2002). Indem zugestimmt werden muss, dass methodologischer Nationalismus transzendiert werden soll (Wimmer/Glick Schiller 2002), gilt es auf der Ebene konkreter Forschungssituationen den Praktiken der Selbst- und Fremdpositionierungen nachzuspüren, die vielerorts nicht sichtbar werden und doch in einem transnationalen sozialen Raum der Forschung empirisch wirksam werden (Chernilo 2006). Im Rahmen der Reflexion von Othering in Forschungssituationen sind diese anschlussfähig an die von Friedrich Hegel problematisierten Dimensionen der Dialektik intersubjektiver *Selbst- und Fremdidentifikation* (Angehrn 1994; Brons 2015; Hegel 1970: 145ff.; Jensen 2011). Mit Bezug zur methodologischen Verortung empirischer Forschung verwies Michelle Fine darauf, dass die Forschungspraxis immer im Verhältnis zu Othering-Prozessen steht: »when we look, get involved,

demur, analyze, interpret, probe, speak, remain silent, walk away, organize for outrage, or sanitize our stories, and when we construct our texts in or on their words, we decide how to nuance our relations with/for/despite those who have been deemed Others« (Fine 1994: 74). Die Hervorbringung des Anderen ist jeder Forschungspraxis inhärent und unsere eigene Praxis ist daran unauflösbar beteiligt. Indem wir entscheiden, wie wir übersetzen, deuten und interpretieren, sind wir an der Hervorbringung des Anderen als Praxis der Veranderung und Normierung der Beforschten durch Forschende beteiligt. Die Anerkennung dieser Einsicht ermöglicht es uns erst, Praktiken der Veranderung als *interpretativen Prozess* zu fassen, der sowohl das ›Eigene‹ als auch das ›Andere‹ als gegenseitige Aushandlung von Interpretationen, schlicht von *Normen, Handlungs- und Denkschemata*, berücksichtigt und als Situiertheit biografischer Selbstbeschreibung reflektiert.

3. Biografieforschung in China: Othering als Selbst- und Fremdpositionierung im Forschungsprozess

Transnationale Forschungen stehen vor der Herausforderung, mit unterschiedlichen Anforderungen im Hinblick auf sprachliche und kulturelle Übersetzungsleistungen im Forschungsprozess konfrontiert zu sein (u.a. Berger 2022; Inhetveen 2012; Temple 1997; Temple/Edwards 2002; Tuider 2012). Daher bezieht sich Othering nicht nur auf die Gefahr der Veranderung in der Theoretisierung von Konzepten und der Justierung des methodologischen Blicks auf Forschungsgegenstände. Weil biografische Forschung an der Hervorbringung der Thematisierung des Selbst und dessen narrativer Identität interessiert ist, steht diese umso mehr vor der Herausforderung, ihre »mit Mittel[n] der Zuschreibung, Essentialisierung und Repräsentation [, die] eine bestimmte Gruppe erst als solche, dann als die Andere diskursiv hervor[bringt] und identitär fest[schreibt]« (Riegel 2016: 52), zu reflektieren. Damit sind in methodologischer Hinsicht die für die Biografietheorie konstitutiven gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen bedeutsam, welche die Biografieforschung schon seit Längerem von der Subjektivierungsforschung aus diskutiert (Hanses 2010; Spies 2012; Tuider 2007). Beispielsweise haben biografische Arbeiten im Rahmen der Migrations- und Transnationalisierungsforschung im vergangenen Jahrzehnt einen regelrechten Schub erfahren (u.a. Kempf 2013; Ruokonen-Engler/Siouti 2016; Siouti 2013). Modernisierungstheoretische Annahmen und Biografietheorie stehen nach wie

vor in einem engen Zusammenhang. Von Bedeutung ist dabei die methodologische Entscheidung für ein biogafietheoretisch fundiertes Vorgehen, das sich in modernisierungstheoretische Vorannahmen einpasst, da davon ausgegangen wird, dass Biografien als »Institution der Moderne« (Lutz 2010: 119) auf die Anforderungen von Gesellschaftsprozessen in besonderer Weise antworten (Berger 2015, 2020).

Die für biografische Konstruktionen im Bildungsverlauf notwendigen Übergänge im Lebenslauf sind »Kristallisationspunkte gesellschaftlicher Reproduktion« (Walther/Stauber 2013: 29). Weil Übergänge im Lebenslauf Entscheidungen der Individuen erfordern, lassen sich dort auch biografische Aneignungs- und Verarbeitungsprozesse beobachten und empirisch nachvollziehen. Übergänge im Lebenslauf besitzen einen *Reizwert* (George Devereux). Dieser fordert die Individuen im Lebenslauf dazu heraus, biografische Entscheidungen in Abstimmung mit ihrer Lebenswelt zu bringen. Dieser Reizwert fließt ebenso in das Konstruktionsmoment des biografischen Interviews ein. »Der Akt der Selbstartikulation im biografischen Interview bringt also keine Reproduktion der Lebensgeschichte hervor, sondern produziert, formt und orientiert die große Vielfalt des durchlebten Lebens« (Völter 2006: 3552) vor dem Hintergrund einer vielschichtigen kontextualisierten Interaktionssituation. Lebensgeschichten werden dabei im Rahmen situativer und »selektiver Vergegenwärtigung« (Hahn 2000: 101) hervorgebracht und »vermitteln uns Sozialität in einer dem Individuum zuhandenen Gestaltbarkeit; sie belegen die *Biographizität* des Sozialen« (Alheit/Dausien 2000: 277, Herv. i. O.). Das Zusammenspiel von Situativität und Selektionstätigkeit ist also einerseits ein wesentliches Merkmal der Herstellung von Biografie in der Moderne (Beck et al. 2001). Biografie*trägerinnen werden zur Hervorbringung ihrer Lebensgeschichten angeregt. In dieses Moment der Situativität und Selektionstätigkeit sind Prozesse der Veranderung als Formen von Adressierungen eingelassen. Sie sind ein »Typus interaktiven Geschehens, in dem Ansprachen, deren Qualität diskursiv vermittelt sind, dazu beitragen, zu etwas/zu einer/zu einem zu werden« (Khakpour/Mecheril 2018: 24): »In einer binären Unterscheidungspraxis, in der das Eigene als Referenzpunkt dient, unbenannt und unmarkiert bleibt, wird das kulturell beziehungsweise ›ethnisch‹ Andere als Abgrenzung dazu als unnormal und minderwertig markiert und repräsentiert« (Foroutan/Ikiz 2016: 142). Dies macht den besonderen Charakter von Veranderungsprozessen aus. Die Deutung des Selbst wird durch die Abgrenzung, etwa anhand von Praktiken des Unterscheidens und Bezeichnens, ermöglicht. Konstitutiv ist damit ebenso

der Modus des *Vergleichs*, sowie eine Praxis der Annäherung an Differenz. Bettina Dausien und Paul Mecheril heben im Zusammenhang der Konstruktion biografischer Daten die Verwobenheit von Forschenden als »unhintergehbaren Anteil« (Dausien/Mecheril 2006: 159) hervor. Als ein solcher Anteil können beispielsweise Normalitätserwartungen und -unterstellungen gelten und als kulturelle Darstellungsnorm in die Biografiekonstruktion eingehen. Wiederum stellen die Autor*innen andererseits heraus, dass die Darstellung von Lebensgeschichten insbesondere durch Normalitätsannahmen im Hinblick auf biografische Darstellungsformen strukturiert wird (ebd.: 156) – sie »variieren je nach gesellschaftlichem Kontext und in Abhängigkeit von situativen Relevanzstrukturen« (ebd.). Biografische Forschung muss daher anerkennen, dass »der Zugang […] über eine kulturelle Grenze hinweg eine sukzessive praktische Annäherung entlang von Erfahrungen des Scheiterns von Identitäts- bzw. Normalitätsunterstellungen erforderlich macht« (Renn 2005: 208) – und dies insbesondere durch die Anerkennung ihrer *wechselseitigen Verwiesenheit* innerhalb eines Interaktionsgeschehens. Dabei wird die Herstellung einer »narrativen Identität« (Lucius-Hoene/Deppermann 2018) innerhalb des Forschungssettings angeregt und aktualisiert. Selbst- und Fremdpositionierungen und die Deutungen der sozialen Welt konkretisieren sich in Forschungssituationen. Mechthild Bereswill hebt hervor, dass gesellschaftliche Diskurse in die Interviewsituation hineinragen. Das Interviewmoment ist nach Bereswill ein »mehrfach kontextualisierte[r], mit Bedeutungsüberschüssen aufgeladene[r] Interaktions- und Beziehungsraum« (Bereswill 2003: 519). Im Nachgang der eigenen Forschung lässt sich beispielsweise beobachten, dass die soziale und kulturelle Herkunft der Interviewerin in den Interviewsituationen oftmals einen (Status-)Effekt hervorbrachte, der die Form der Darstellung von biografischen Erzählungen veränderte. Diese Beobachtung bekräftigt die These des Konstruktionscharakters von Interviews, welches sich als Anpassungsleistung in Abstimmung mit dem jeweiligen Gegenüber vollzieht (Lucius-Hoene 2010).

Mit Blick auf biografische Forschung im chinesischen Kontext war danach zu fragen, wie Individuen mit den Ambivalenzen staatlicher Regulierungen und marktwirtschaftlicher Öffnung in Chinas Gesellschaft bildungsbiografisch umgehen. Nachfolgend werden zwei zentrale gesellschaftliche Diskursstränge genauer beleuchtet. Dadurch wird aufgezeigt, wie Othering-Prozesse in entscheidenden Teilbereichen der Gesellschaft hervorgebracht wurden und bis heute gesellschaftlich strukturiert sind.

4. Zur Konstruktion der ›Anderen‹ im nationalen (Bildungs-)Diskurs

Im vorangegangenen Kapitel wurde die Bedeutung von Normalitätsvorstellungen im Rahmen von Biografien in methodologischer Hinsicht betont. Sichtbar werden diese durch Selbst- und Fremdpositionierungen im Rahmen des Interviewmoments. Der Blick auf Othering-Prozesse als gegenseitige Selbst- und Fremdpositionierung problematisiert biografische Verhandlungen von Normalität und verdeutlicht die Hervorbringungen des ›Anderen‹ in Forschungssituationen.

In gesellschaftstheoretischer Hinsicht ist die Konstruktion der Anderen im nationalen (Bildungs-)Diskurs eng mit historischen Prozessen und der Verhandlung der gesellschaftlichen Moderne Chinas verwoben. Dabei müssen insbesondere zwei gesellschaftliche Diskursstränge verdeutlicht werden: die Stadt-Land-Differenzierung und die Abwertung *ruraler*, innerhalb der Moderne als *rückständig* geltender Bürger*innen einerseits sowie das im Bildungsdiskurs prominente Konzept *suzhi* (dt. Qualität) im Kontext der sogenannten *education for quality* (*suzhi jiaoyu*) Reformen (Kipnis 2011) andererseits.

Vor dem Hintergrund der politischen Modernisierungsbestrebungen und gesellschaftlichen Entwicklung vergangener Dekaden ist bis heute die Konstruktion der Staatsbürgerschaft in China von zentraler Bedeutung für die Hervorbringung ›moderner‹ Bürger*innen. Die Differenz zwischen ländlicher und städtischer Bevölkerung, insbesondere mit Blick auf binnenmigrantische Wanderarbeiter*innen und ethnische Minderheiten (u.a. Jakimów/Barabantseva 2016; Riley 2013; Solinger 1999), aber auch im Kontext von Bildungsmigration (Wu/Zhang 2015; Xu/Wu 2022) gewinnt vor diesem Hintergrund eine besondere Bedeutung. Das *hukou*-System bestimmt und reguliert als spezifisches Wohnsitzmelderegister die Platzierung der Bevölkerung nicht nur in örtlich-geografischer Hinsicht, da hieran spezifische (Bildungs-)Privilegien geknüpft sind. Es verhandelt überdies im öffentlichen Diskurs den sozialen Status der Bürger*innen (Chan/Buckingham 2008; Hu/Salazar 2010). Chinas ländliche Gebiete werden in öffentlichen und staatlichen Debatten zugunsten unterschiedlicher politischer Intentionen als rückständig und agrarisch, die wirtschaftlich dynamischen Ballungsräume werden hingegen als fortschrittlich und modern verhandelt (Riley 2013; Schein 1997). Nach 1949 schuf der chinesische Staat das auf den Wohnsitz basierende Klassensystem und hält dieses auch nach Reformen z.T. bis heute

aufrecht. Die Kommunistische Partei implementierte das *hukou*-System als Kernelement staatlicher Kontrolle und Arbeitsentwicklung, insbesondere im Kontext der Land-Stadt-Migration, und institutionalisierte damit eine Zweiklassengesellschaft, die den *rural-urban divide* in China zunehmend zementierte (Jacka et al. 2013: 68). Die polarisierende Differenzierung der Bevölkerung, vor allem in Bezug auf die staatliche Verhandlung nationaler Minderheiten, bezeichnete u.a. Louisa Schein bereits 1997 als *internen Orientalismus* (ebd.; Jakimów 2012). In ihrer ethnografischen Studie im Südosten Guizhous beschreibt Schein geschlechts- und klassenspezifische Unterschiede der Repräsentation von Han-Chines*innen und der dort lebenden Miao-Minorität. So überrascht aus heutiger postkolonialer Perspektive die Auseinandersetzung um Veranderungsprozesse in dieser Studie nicht, wenn die Autorin in den 1990er Jahren insbesondere den Modus der *Exotisierung* ländlicher Frauen durch die als männlich repräsentierte urbane Mehrheitsgesellschaft Chinas rekonstruiert. *Interner Orientalismus* verdeutlicht dabei »the fascination of more cosmopolitan Chinese with ›exotic‹ minority cultures in an array of polychromatic and titillating forms« (Schein 1997: 70). Der Blick der Mehrheitsgesellschaft der Han-Chines*innen auf Minoritäten geriet im Modernisierungsprozess Chinas in ein Spannungsfeld zwischen anerkanntem kulturellem Pluralismus und dem Verlust essenzieller kultureller Identität(en) im Rahmen des Öffnungsprozesses – und dies insbesondere im Hinblick auf den Westen. Neuere Forschungen können dies etwa am aktuellen Beispiel der Unterdrückung von Uigur*innen in der Provinz Xinjiang belegen, deren Modus der Unterdrückung – anders als der der Exotisierung – über die Veranderung mittels vermeintlicher kultureller Bedrohung, Gefährdung der nationalen Sicherheit (Dibyesh 2019) und der Gefahr einer nationalen Islamisierung in Chinas Gesellschaft verläuft (Alpermann 2021; Dibyesh 2019). Dorothy Solinger bezeichnete den Prozess als »turning peasants into subjects«, als »internal colonisation« (Solinger 1999: 27): Die Entrechtung chinesischer (Wander-)Arbeiter*innen aus ländlichen Gebieten fungierte für das Projekt der Moderne in der urbanen Mittelschicht Chinas als »remaking of the Chinese farming class« (ebd.).

Für den Bildungskontext gilt der *hukou*-Status als ein entscheidender Exklusionsmechanismus im provinziellen Zugang zu Bildung sowie zur Ausstattung von Bildungseinrichtungen (Chan 2015):

> »The inequality of the system came to be more tangibly experienced by the rural-hukou holders who migrated to the cities, the so-called ›peasant

> workers‹ (*nongmingong*) or ›floating population‹ (*liudongrenkou*) […]. The migration led to discrimination of the *rural*-hukou holders in the cities, not only in terms of the denial of access to social rights (such as free healthcare, education or work-place insurance), but also by social discrimination and constant threat of deportation […].« (Jakimów/Barabantseva 2016: 5; Herv. i. O.)

Nichtsdestotrotz visierten die chinesischen Reformprozesse verstärkt seit den 1990er Jahren Bildungsreformen an, welche den wirtschaftlichen Aufschwung durch flächendeckende Bildung unterstützen sollen (Tsang 2013; Yeung 2012). Studierende stehen in der Folge der Bildungsexpansion in einer stark konkurrierenden Situation um den Zugang zu angesehenen Schulen und Universitäten. Zur Veranschaulichung dieser Situation werden die Konkurrenzbedingungen im öffentlichen Diskurs als »Tausende von Soldaten und zehntausende Pferde stürmen über eine einzige Holzbrücke (*qianjun wanma guo dumuqiao*)« (Lin/Sun 2010: 221; Übers. und Herv. Y.B.) bezeichnet. Seit der enormen Bildungsexpansion haben sich universitäre Einrichtungen in quantitativer Hinsicht zwischen 2000 und 2015 nahezu verdoppelt, ähnlich wie die Zahl der Schulen im Bereich der Grund- bis Hochschulbildung (NBSC 2019). Gleichzeitig stehen Studierende unter einem enormen Erfolgsdruck im Hinblick auf ihre eigenen Zukunftsaussichten und die Erwartungen ihrer Eltern:

> »In the success schema of reform-era China, the focused, motivated student, constantly acquiring new knowledge, skills, and credentials, transforms into the entrepreneurial, self-actualizing, pragmatic and technologically sophisticated consumer and modern citizen of a globalized China.« (Crabb 2010: 388).

Im Rahmen von Bildungsmigration ist die staatliche Stadt-Land-Differenzierung folgenreich. Die Hochschulzugangsprüfung (*gaokao*) ist essenziell für den Bildungsübergang zur Universität und damit auch der Schlüssel zur sozialen Mobilität. Die Prüfung entscheidet nicht nur generell über den Hochschulzugang, sondern auch über die Wahl der konkreten Hochschule (Schulte 2014). Studierende benötigen niedrigere Quoten für Universitäten in ihrer eigenen Provinz, daher gestaltet sich das Verfahren in Bezug auf prestigeträchtige Universitäten in der Praxis ungleich. Der Hochschulsektor ist überdies stratifiziert. Die Schichtung des Hochschulsektors wirkt sich auf das Prestige und die Ressourcen der Institutionen aus und hat Einfluss auf

die Bildungs- und Karrierechancen der Absolvent*innen im Übergang zum Arbeitsmarkt. Insbesondere die Spitzenuniversitäten der Volksrepublik profitieren von staatlicher Förderung und haben somit in qualitativer sowie materieller Hinsicht beste Bedingungen für die Ausbildung der Studierenden.

Trotz der nationalen Bildungsexpansion seit den 1990er Jahren sind Studierende aus ländlichen Gebieten und Provinzen an den Spitzenuniversitäten in China nur in vergleichbar geringer Zahl vertreten. Im Kontext der Bildungsmobilität konstatiert Jing Lin, dass mit der Zunahme der Bildungsbeteiligung eine neue Mittelschicht entstanden sei, die vorhandene Ressourcen im Kampf um den Zugang zum Bildungssystem zunehmend strategisch einsetzt, um die eigene soziale Position zu behaupten (Lin 2006). Die soziale Schichtung in Chinas meritokratischem Bildungssystem spielt daher eine wichtige Rolle, sie selektiert ihren Nachwuchs für eine erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung und internationalen Wettbewerb (Mok/Han 2017; Schulte 2019).

Parallel zur meritokratischen Wende chinesischer Bildungspolitik kann seit den 1980er Jahren ein stetig transformierender und dennoch stabiler Diskurs der Herausbildung moderner Bildungssubjekte/Bürger*innen beobachtet werden. Im Mittelpunkt steht hierbei das Konzept *suzhi* (dt. Qualität). Für Andrew Kipnis (2006) stellt das *suzhi*-Konzept das zentrale Element im Diskurs um leistungsorientierte Bildungssubjekte im Reformprozess Chinas dar. Kipnis verdeutlicht darüber hinaus, wie sehr diese Agenda mit dem politischen Ziel der Herausbildung einer überlegenen Nation im globalen Wettbewerb verschränkt und im Alltag der Menschen verankert ist (ebd.):

> »Through a range of discursive techniques – knowledge, texts, systems of judgement, buildings and spaces – suzhi shapes the ›microphysics‹ [Foucault 1977 – Anm. Y.B.] of day-to-day existence: the mundane practices associated with reproduction, childrearing, primary education, technical training and labour. So villagers are active in shaping their everyday lives in the name of achieving the state-sanctioned objective of modernization.« (Murphy 2004: 5)

In der Folge hat die politische Agenda auch den öffentlichen Diskurs in den 1990er Jahren stark beeinflusst (Kipnis 2007: 393). *Suzhi* wird zu einem modernen Deutungsmuster, welches in nahezu allen Bereichen des alltäglichen Lebens zur Bewertung und Klassifikation der Menschen herangezogen wird:

> »Reference to *suzhi* justifies social and political hierarchies of all sorts, with those of ›high‹ quality being seen as deserving more income, power, and status than those of ›low‹ quality. [...] In popular usage, the notion of ›lacking quality‹ is used to mock or discriminate against those as various as rural migrants, litterbugs, short people, the nearsighted, and the poorly-dressed.« (Kipnis 2011: 290, Herv. i. O.)

Suzhi wurde damit zu einer öffentlich anerkannten Rechtfertigung sozialer und politischer Hierarchien durch die Bewertung der individuellen *Qualität* der Menschen (Kipnis 2013: 119).

5. Othering als biografische Positionierungen im Bildungsverlauf: Empirische Einsichten

Im vorangegangenen Abschnitt wurde verdeutlicht, dass sich die sozialwissenschaftliche Chinaforschung in empirischer Hinsicht mit der Konstruktion von Staatsbürgerschaft, ethnischen Minderheiten und in diesem Zusammenhang mit Phänomenen der (Bildungs-)Binnenmigration auseinandersetzt. Mit Blick auf nachfolgende empirische Einsichten sind beide zuvor skizzierten Diskursstränge bedeutsam und lassen sich im Hinblick auf Selbst- und Fremdpositionierungen im Rahmen der biografischen Deutungen im Bildungsverlauf heranziehen. Hierzu dienen mir zwei Passagen aus biografischen Interviews mit Bildungsaufsteiger*innen im städtischen China (Berger 2020). Dabei wurden die institutionalisierten Bildungsübergänge Schule, Universität und berufliche Etablierung analysiert, anhand derer relevante biografische Entscheidungen getroffen und mit den eigenen Vorstellungen, Erwartungen und Bildungsmotiven in Einklang gebracht werden müssen. In Feldforschungsphasen in Shanghai und Chongqing wurden mehrsprachige biografische Interviews mit jungen Erwachsenen der Generation der in den 1980er (*baling hou*) und 1990er Jahren (*jiuling hou*) Geborenen geführt, sogenannte ›Bildungsaufsteiger*innen‹. Allen Interviewpartner*innen ist gemeinsam, dass sie die Erfahrungen des Öffnungs- und Reformprozesses teilen und sich in einer zunehmend marktorientierten Gesellschaft zurechtfinden müssen. Das empirische Datenmaterial wurde mittels dokumentarischer Methode der Interpretation ausgewertet. Hierbei wurden zentrale Orientierungsrahmen sowie konjunktive Erfahrungsräume im Bil-

dungsverlauf junger Chines*innen rekonstruiert (u.a. Bohnsack 2012; Nohl 2017).

Prozesse der Veranderung werden nachfolgend als Selbst- und Fremdpositionierung im sozialen Raum rekonstruiert. Diese finden in einer Gemengelage zwischen der Forschenden, den Interviewten und den antizipierten Anderen anhand der Bezugnahme auf positive und negative biografische Horizonte im Bildungsverlauf statt. Am Beispiel von Veranderung als *ethnisierender Klassismus* und *biografische Sehnsucht* werden zwei differente Modi der biografischen Konstruktion empirisch aufgezeigt.

5.1 »If you don't study hard, you will end up sweeping the streets«: Othering als ethnisierender Klassismus

Liang Wei, zum Zeitpunkt des Interviews Studierende an einer Eliteuniversität im Süden Chinas, zieht in der nachfolgenden biografischen Passage einen Vergleich (Berger 2020: 201ff.). Dieser biografische (und zugleich negative) Horizont ist Teil ihrer Selbstbeschreibung und wird vollzogen durch eine biografische Distanzierung. Diese lässt sich deuten als Form eines *ethnisierenden Klassismus*. Die Essenzialisierung binnenmigrantischer Herkunft beschreibt auf der Ebene der narrativen Identitätskonstruktionen den Mechanismus einer »internal colonisation« (Solinger 1999: 27). In der nachfolgenden Passage wird dies durch ein Bild des gesellschaftlichen Abstiegs mittels einer Metapher personifiziert. Ich bezeichne diese Form der Veranderung als *ethnisierenden Klassismus*, da die gesellschaftliche Schichtzugehörigkeit durch das Bild der Straßenkehrer*innen diese als die ethnisch Anderen markiert und hierüber der gesellschaftliche Abstieg verdeutlicht wird. Im Kontext ihrer Bildungsaspirationen nimmt Liang Wei im Interview folgendermaßen Stellung:

> »I have a younger sister, which is the daughter of my mother's sister. […] And her mother always told her that: ›If you don't study well, if you don't study hard, you will end up sweeping the streets.‹ It's, it's a really popular interpretation if you can't survive the [educational] system. If I cannot study well, I cannot enter a good university, which means I cannot take these jobs with high salary. And I will end up doing some simple labour work, like maybe sweeping the streets, like maybe being a guard something like that. Such kind of work maybe rural people do, people from rural areas, like migrant workers do. And I will, I will end up doing jobs which don't share so much social status, and not have much kind of higher salary, and

> which leads to a bad life. A miserable life, a life that you can't buy whatever you want, you cannot purchase whatever you want. You have to live with your little amount of money. You have to worry about your future. And you cannot gain respect from others.« (Liang Wei)

Die Straßen zu säubern, bildet für Wei die Kehrseite eines erfolgreichen »Überlebens« im Bildungsverlauf. Als negativen Gegenhorizont setzt Wei den Begriff *chengguan* (dt. Straßenkontrolleur*in), eine in China weit verbreitete Beschäftigung, die immer wieder wegen der gewaltsamen Einflussnahme der Kontrolleur*innen auf Straßenverkäufer*innen in Kritik steht (z.B. Kan 2016). Dabei wird Bildung als Weg zu einem finanziell besseren Leben herangezogen. Die Unterscheidung zwischen der Sphäre eines Scheiterns und der des Erfolgs wird in der Darstellung Weis zur Trennlinie eines bildungsbiografischen *Entweder-Oder*. Der negative biografische Gegenhorizont dient der Interviewten als Vergleich im Hinblick auf Wanderarbeiter*innen aus ländlichen Gebieten Chinas, welche niedrig bezahlte Arbeit aufnehmen.

Ethnische Zuschreibungen binnenmigrantischer Herkunft sind konstitutiv für die eigene soziale Positionierung bzw. soziale Klasse (Balibar 1990). Die Straßenreiniger*innen-Metaphorik verweist auf ein gesellschaftliches Bild, in welchem Straßen zu reinigen das Gegenteil von Erfolg zu sein scheint. Als biografische Orientierung dient der Interviewten zudem die Ausrichtung an der Studienleistung und dem damit zu erwartenden Erfolg. In diesem Sinne werden Erfolg und Scheitern durch die Gegenüberstellung der Studienleistung und einer guten Universität sowie der Negativfolie binnenmigrantischer Arbeiter*innen zentral gesetzt. Auf diese Weise wird Bezug genommen zu einer antizipierten Peripherie anderer, welche die Konsequenz mangelnder Bildungsaspirationen darstellt. Die Bezugnahme auf »labour work« macht deutlich, dass in der Metaphorik körperliche Arbeit der geistigen Lohnarbeit gegenübergestellt wird. Die Differenz, welche Wei stellvertretend über den Dialog zwischen ihrer Tante und ihrer Cousine erzählt, bringt die Perspektivität ihrer eigenen Position zum Ausdruck. Es sind die »rural people« oder »migrant workers«, die mit einem Bildungs*misserfolg* antizipiert werden und ursächlich mit einem »schlechten Leben« verbunden werden. So stellen Arbeitsmigrant*innen, welche Wei mit »rural people« gleichsetzt, eine homogene Gruppe des Bildungsmisserfolgs dar, von der sich Wei durch eine Eigenverantwortlichkeit im Rahmen ihrer Bildungsorientierung zu distanzieren versucht. Damit bleiben jedoch die strukturellen Bedingungen und Ausgangslagen von Arbeitsmigrant*innen unbeleuchtet. Stattdessen weist Wei der Ei-

genverantwortlichkeit und Leistungsorientierung einen überhöhten und damit idealisierten Stellenwert zu.

5.2 »You know, I know, in Western countries it's very normal if you want to do something you want to, right?«: Othering und biografische Sehnsucht

Im Folgenden werden bildungsbiografische Entwürfe als biografische Sehnsüchte sichtbar, die den nationalstaatlichen Rahmen ideell verlassen und Normvorstellungen auf einer globalen, *westlichen* Ebene verorten (Berger 2020: 125ff.). Biografische Erzählungen bearbeiten stets zwei Perspektiven, *self-making* und *world-making* (Bruner 1999). Signifikante Andere – etwa Familienmitglieder, Peers, aber auch der antizipierte ›Westen‹ – werden innerhalb der eigenen biografischen Darstellungen reflektiert. Guo Simin befindet sich zum Zeitpunkt des Interviews in einer biografischen Orientierungsphase und so wird in ihrer nachfolgenden Verhandlung der Westen zum Symbol eines besseren Lebens, in dem das gesellschaftliche Versprechen auf Bildungserfolg eingelöst werden könne. Der Westen dient dabei als biografische Projektionsfläche von erweiterten Bildungschancen:

> »In a normal Chinese family you think that you should become a doctor, you should become a lawyer, you should become a, you should study economy but you shouldn't. Like all lead to a job. Art is not a job which can afford your life. Art is not a job, because in my family there is no artist. They are doctors, business men. And, I'll say soldiers, working in the army. But not an artist, not an actor, something like that. And so, no one agreed with me. But it's like I don't know why that I had to do it. It's like I had to do it, or I will regret. Although everyone tried to convince me, tried to let me know it's not a good way to do, it's not a good way. But I insist. Maybe it's in Chinese we say 叛逆, 叛逆 [*panni*, *panni*, Rebellion, Anm. Y.B.] means in one's teen-, teenage time, you do all the crazy things, 叛逆 I don't know. You know, I know, in Western countries it's very normal if you want to do something you want to, right?« (Guo Simin)

Die Beschreibung Simins ist gerahmt durch den eigenen Wunsch, Künstlerin zu werden, jedoch ist das Verständnis innerhalb ihrer Familie an einer ›besseren‹ beruflichen Ausbildung, welche zu einer finanziellen Absicherung führen soll, orientiert. Gleichzeitig zeigt sich eine Tradierung innerfamilialer Berufsorientierung, die als Begründung für die fehlende Anerkennung ih-

res Berufswunsches herangezogen wird. Der Vergleich der familialen Normalitätsvorstellung mit einer durch Simin vermuteten Normalität anderer chinesischer Familien zu Beginn dieser Sequenz wird zum negativen biografischen Horizont. Dieser Gegenhorizont familialer Erwartungen verdeutlicht eine individualisierte Handlungsentscheidung, die sich für Simin als intrinsisch darstellt und mit der sie sich gleichzeitig gegen die elterlichen Erwartungen stellt. Im Anschluss nimmt die Interviewte Bezug auf die Interviewerin und knüpft ihr eigenes Thema an die Vorstellung westlicher Familien, welche ihres Erachtens durch eine Freiheit der Berufswahl charakterisiert seien. Die Interviewte nimmt eine direkte Adressierung an die Interviewerin vor, indem sie nach der Richtigkeit ihrer Aussage fragt. Die Interviewerin wiederum fungiert stellvertretend als Symbol des Westens bzw. Trägerin westlichen Wissens über die vermeintlich besseren Bedingungen (bildungs-)biografischer Ausgestaltung des eigenen Lebens. Eine sinozentrische Orientierung an der eigenen Biografie wird hierin gleichermaßen abgelehnt. Es wird der eigene Ausbruch aus den beruflichen Erwartungen der Eltern in einen idealisierten gesellschaftlichen und insbesondere westlichen Rahmen gesetzt, der wiederum den positiven Gegenhorizont ihres beruflichen Interesses verdeutlicht. In den »Western countries« seien die Verhältnisse im Sinne selbstbestimmter biografischer Verwirklichung »Normalität«. Diese direkte Adressierung an die Interviewerin stellt gleichzeitig eine *Idealisierung* westlich geltender Normen dar und macht sichtbar, dass in China ungleiche soziale Mobilitätschancen vorliegen und daher auch der Bildungserwerb keine uneingeschränkte Garantie sozialen Aufstiegs darstellt. Die ungleichen Aufstiegsmöglichkeiten werden empirisch in Form von reflexivem Wissen sichtbar, insbesondere dann, wenn die im Herkunftsmilieu sowie im Familienzusammenhang bestehenden Wissensbestände nicht mehr für die eigenen (bildungs-)biografischen Entwürfe tragend sind. Im Rahmen kollektiver Wissensbestände wird darüber hinaus deutlich, dass die Bezugnahme eines »You know I know« auf ein *common-sense*-Wissen deutet. Wenngleich dieses implizit, gewissermaßen zwischen den Zeilen bleibt, so verweist es dennoch auf einen dem Alltagswissen immanenten eurozentrischen Bedeutungsrahmen. Er setzt den Westen wie selbstverständlich als den verallgemeinerten und gewissermaßen *universal* gültigen Horizont. Dieser biografische Horizont wird für die eigenen (bildungs-)biografischen Entwürfe als tragend erachtet und platziert die Interviewende durch diese Adressierung als stellvertretend für die biografischen Sehnsüchte, Wünsche und insbesondere *Idealisierungen* eines scheinbar besseren Lebens in der westlichen Welt.

6. Becoming a Modern Citizen: Fazit

Der Beitrag beschäftigte sich mit Fragen der Selbst- und Fremdpositionierung im Rahmen von bildungsbiografischen Erzählungen im urbanen China. Dabei zeigte sich, dass der biografische Blick auf den ›Westen‹ als konstitutiver Bestandteil der Konstruktion moderner Bildungsbürger*innen gelten kann. Gesellschaftliche Modernisierungsdiskurse in China nehmen im Kontext von Bildungsmobilität eine bedeutende Rolle ein. Fragen der Leistungsorientierung und sozialen wie räumlichen Differenzierung im Bildungsaufstieg rahmen biografische Selbstpositionierungen und Sehnsüchte. Der ›Westen‹ spielt in seiner idealisierten Form eine zentrale Rolle, so gilt dieser als Projektionsfläche, das Andere, das im sozialen Aufstieg verheißende Moment von erweiterten Bildungschancen im Kampf um soziale Positionierung.

Prozesse des Othering verdeutlichen in bildungsbiografischen Erzählungen eine funktionale Rolle: Sie ermöglichen es nicht nur, die eigene soziale Position zu konturieren, indem ›Andere‹ als abweichend und im Negativum adressiert werden. Sie schaffen darüber hinaus die Möglichkeit, sich selbst in einer Gesellschaft des rasanten gesellschaftlichen Wandels zu begründen, zu *ermöglichen* und biografische Sehnsüchte zu aktualisieren. Hierin wird die Rolle der Interviewerin zentral: Die Interviewerin erschafft nicht nur im Interviewmoment eine Anrufung dieser biografischen Sehnsüchte, sie dient zugleich als Mittel der Realisierung des positiven biografischen Horizonts im Bildungsaufstieg.

Auf der Ebene der Reflexion des Verhältnisses von Eigen- und Fremdsicht im Kontext sozialwissenschaftlicher Chinaforschung zeigt sich darüber hinaus, dass sich gerade regionalwissenschaftliche Studien diesen Veranderungspraxen nicht entziehen können. So sehen sich einerseits insbesondere transnationale Studien vor das Problem gestellt, vorliegende Empirie in einem reflektierten Deutungsrahmen zu bearbeiten und so einen »orientierungsstabilisierenden Ähnlichkeitsbereich« (Schröer 2013: 64) auszubilden, um möglichen Veranderungspraxen im Forschungsprozess entgegenzuwirken. Andererseits werden diese in Interaktionssituationen sichtbar bzw. konkretisieren sich (Günther 2008), da sie an einem verallgemeinerten, diskursiv hergestellten und stilisierten Bild der ›modernen‹, leistungsorientierten und nicht zuletzt ›westlichen‹ Bildungsbürger*in ausgerichtet sind. Prozesse des Othering werden damit zum funktionalen biografischen Modus Operandi, zu einer allgemeinen ›modernen‹ Bedingung im Kampf um sozialen Aufstieg und soziale Anerkennung sowie letztlich zu einer

Grundvoraussetzung sozialer Positionierung im modernen China. In gesellschaftstheoretischer Hinsicht ist nicht die sozialistische Gleichsetzung der Bürger*innen bzw. sozialer Klassen Chinas, sondern deren klassendifferenzierende Veranderung der Preis der Modernisierung in einer globalisierten Welt.

Literatur

Alheit, Martin/Dausien, Bettina (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Erika M. Hoerning/Peter Alheit (Hg.): Biographische Sozialisation. Stuttgart: Lucius & Lucius, 257-283.

Alpermann, Björn (2012): Qualitative Interviewforschung in China, in: Jan Kruse/Stephanie Bethmann/Debora Niermann/Christian Schmieder (Hg.): Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 165-185.

Alpermann, Björn (2021): Xinjiang – China und die Uiguren. Würzburg: Würzburg University Press.

Amelina, Anna/Negriz, Devrimsel D./Faist, Thomas/Glick Schiller, Nina (2012) (Hg.): Beyond Methodological Nationalism. Research Methodologies for Cross-Border Studies. New York, London: Routledge.

Anderson, Benedict (2005): Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt a.M.: Campus (2. Auflage).

Angehrn, Emil (1994): Die Angst vor dem Fremden. Zur Dialektik von Selbstsein und Andersheit, in: Udo Rauchfleisch/Cristina Allemann/Emil Angehrn/Ute Gerhard (Hg.): Fremd im Paradies. Migration und Rassismus. Basel: Lenos, 27-44.

Balibar, Etienne (1990): Der »Klassen-Rassismus«, in: Etienne Balibar/Immanuel Wallerstein (Hg.): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg, Berlin: Argument, 247-261.

Beck, Ulrich (2011): Multiculturalism or Cosmopolitanism: How Can We Describe and Understand the Diversity of the World?, in: Social Sciences in China 32 (4), 52-58.

Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang/Lau, Christoph (2001) (Hg.): Die Modernisierung der Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich; Grande, Edgar (2010): Varieties of Second Modernity: The Cosmopolitan Turn in Social and Political Theory and Research, in: The British Journal of Sociology 61 (3), 409-443.

Bereswill, Mechthild (2003): Die Subjektivität von Forscherinnen und Forschern als methodologische Herausforderung. Ein Vergleich zwischen interaktionstheoretischen und psychoanalytischen Zugängen, in: Sozialer Sinn 4 (3), 511-532.

Berger, Yvonne (2015): (Selbst-)Reflexivität als methodische und feldspezifische Herausforderung. Anmerkungen zur interkulturellen Biographieforschung in China, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 40 (3), 313-326.

Berger, Yvonne (2020): Biographische Orientierungen im Bildungsverlauf. Eine rekonstruktive Studie im städtischen China. Wiesbaden: Springer VS Verlag.

Berger, Yvonne (2022): Sprachliche und kulturelle Übersetzungsprozesse in der Forschungspraxis – Herausforderungen im Kontext qualitativer Forschung, in: Jasmin Donlic/Irene Strasser (Hg.): Gegenstand und Methoden qualitativer Sozialforschung. Einblicke in die Forschungspraxis. Band II. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen).

Bettmann, Richard/Roslon, Michael (2013) (Hg.): Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer.

Bhambra, Gurminder K. (2009 [2007]): Rethinking Modernity. Postcolonialism and the Sociological Imagination. Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Bhambra, Gurminder (2014): Connected Sociologies. Theory for a Global Age. London, New Delhi: Bloomsbury.

Bohnsack, Ralf (2021): Rekonstruktive Sozialforschung. Stuttgart: UTB/Budrich (10. Auflage).

Bozay, Kemal (2017): Ethnisch-nationale Homogenitätsvorstellungen, Ethnozentrismus und Migrationsdiskurse im transnationalen Raum, in: Karim Fereidooni/Meral El (Hg.): Rassismuskritik und Widerstandsformen. Springer VS, Wiesbaden, 213-228.

Brons, Lajos (2015): Othering, an Analysis, in: Transcience 6 (1), 69-90.

Bruner, Jerome S. (1999): Self-Making and World-Making. Wie das Selbst und seine Welt autobiographisch hergestellt werden, in: Journal für Psychologie 7 (1), 11-21.

Buden, Boris (2008): Strategischer Universalismus: Dead Concept Walking. Von der Subalternität der Kritik heute, in: ders./Stefan Nowotny (Hg.): Übersetzung: Das Versprechen eines Begriffs. Wien: Turia + Kant, 169-182.

Cappai, Gabriele (2008): Forschen unter Bedingungen kultureller Fremdheit. Wiesbaden: Springer.

Cappai, Gabriele (2010): Kultur und Methode. Über die Relevanz rekonstruktiver Verfahren für die Erforschung fremdkultureller Lagen, in: Gabriele Cappai/Shingo Shimada/Jürgen Straub (Hg.): Interpretative Sozialforschung und Kulturanalyse. Hermeneutik und die komparative Analyse kulturellen Handelns. Bielefeld: transcript, 129-155.

Carlson, Allen/Gallagher, Mary E./Lieberthal, Kenneth/Manion, Melanie (Hg.) (2010): Contemporary Chinese Politics. New Sources, Methods, and Field strategies. New York: Cambridge University Press.

Chan, Kam Wing (2015): Five Decades of the Chinese Hukou System, in: Robyn R. Iredale/Fei Guo (Hg.): Handbook of Chinese Migration. Identity and Wellbeing. Cheltenham: Edward Elgar Publishing, 23-47.

Chan, Kam Wing/Buckingham, Will (2008): Is China Abolishing the Hukou System?, in: The China Quarterly 195, 582-606.

Chen, Kuan-Hsing (2010): Asia as Method: Toward Deimperialization. Durham, NC: Duke University Press.

Chen, Xiaomei (1995): Occidentalism: A Theory of Counter-Discourse in Post-Mao China. Oxford: Oxford University Press.

Chernilo, Daniel (2006): Social Theory's Methodological Nationalism: Myth and Reality, in: European Journal of Social Theory 9 (1), 5-22.

Connell, Raewyn (2007): Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science. New South Wales: Allen & Unwin.

Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini/Römhild, Regina (2013): Jenseits des Eurozentrismus postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Campus.

Crabb, Mary W. (2010): Governing the Middle-Class Family in Urban China. Educational Reform and Questions of Choice, in: Economy and Society 39 (3), 385-402.

Dausien, Bettina/Mecheril, Paul (2006): Normalität und Biographie. Anmerkungen aus migrationswissenschaftlicher Sicht, in: Wolf-Dietrich Bukow/Markus Ottersbach/Elisabeth Tuider/Erol Yildiz (Hg.): Biographische Konstruktionen im multikulturellen Bildungsprozess. Individuelle Standortsicherung im globalisierten Alltag. Wiesbaden: VS Verlag, 155-175.

Dibyesh, Anand (2019): Colonization with Chinese Characteristics. Politics of (In)Security in Xinjiang and Tibet, in: Central Asian Survey 38 (1), 129-147.

Faist, Thomas/Glick Schiller, Nina (2012) (Hg.): Beyond Methodological Nationalism. Research Methodologies for Cross-Border Studies. New York, London: Routledge.

Fine, Michelle (1994): Working the Hyphens. Reinventing Self and Other in Qualitative Research, in: Norman K. Denzin/Yvonna S. Lincoln (Hg.): The Handbook of Qualitative Research. Thousand Oaks u.a.: Sage, 70-82.

Fong, Vanessa L./Murphy, Rachel (Hg.): (2006): Chinese Citizenship. Views From the Margins. London, New York: Routledge.

Foroutan, Naika/Ikiz, Dilek (2016): Migrationsgesellschaft, in: Paul Mecheril (Hg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, Basel: Beltz, 138-151.

Gladney, Dru C. (2004): Dislocating China: Muslims, Minorities, and Other Subaltern Subjects. Chicago: The University of Chicago Press.

Günther, Marga (2008): Ausgestaltung und Aushandlung. Die Analyse der Forschungssituation als Erkenntnisinstrument, in: Soziale Probleme 19, 53-70.

Hahn, Alois (2000): Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hall, Stuart (1996): The West and the Rest. Discourse and Power, in: Stuart Hall/David Held/Don Hubert/Kenneth Thompson (Hg.): Modernity. An Introduction to Modern Societies. Malden, Mass. u.a.: Blackwell, 185-227.

Hannerz, Ulf (2004): Foreign News: Exploring the World of Foreign Correspondents. Chicago: University of Chicago Press.

Hanses, Andreas (2010): Biographisches Wissen. Heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten, in: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 251-270.

Haraway, Donna (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (3), 575-599.

Harding, Sandra (1991): Whose Science? Whose Knowledge? Thinking From Women's Lives. New York: Cornell University Press.

Harris, Peter (2002): The Origins of Modern Citizenship in China, in: Asia Pacific Viewpoint 43 (2), 181-203.

Hegel, Georg W.F. (1970): Phänomenologie des Geistes. Bd. 3. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Heimer, Maria/Thøgersen, Stig (Hg.): 2006. Doing Fieldwork in China. Honolulu: Hawai'i.

Hsiung, Ping-Chun (2012): The Globalization of Qualitative Research. Challenging Anglo-American Domination and Local Hegemonic Discourse [27 Absätze], in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 13 (1), Art. 21, https://doi.org/10.17169/fqs-13.1.1710 (abgerufen am 20.01.2022).

Hsiung, Ping-Chun (2015): Doing (Critical) Qualitative Research in China in a Global Era, in: International Sociology 30 (1), 86-102.

Hu, Xiaojiang/Salazar, Miguel A. (2010): Ethnicity, Rurality and Status: Hukou and the Institutional and Cultural Determinants of Social Status in Tibet, in: The China Journal 60, 1-21.

Inhetveen, Katharina (2012): Translation Challenges. Qualitative Interviewing in a Multi-Lingual Field, in: Qualitative Sociology Review 8 (2), 28-45.

Jacka, Tamara/Kipnis, Andrew B./Sargeson, Sally (2013): Contemporary China. Society and Social Change. Port Melbourne: Cambridge University Press.

Jakimów, Malgorzata (2012): Chinese Citizenship ›after Orientalism‹. Academic Narratives on Internal Migrants in China, in: Citizenship Studies 16 (5-6), 657-671.

Jakimów, Malgorzata/Barabantseva, Elena (2016): ›Othering‹ in the Construction of Chinese Citizenship, in: Lion König/Bidisha Chaudhuri (Hg.): The Politics of the ›Other‹ in India and China. Western Concepts in Non-Western Contexts. London: Routledge. Contemporary Asia series. (55).

Jensen, Sune Qvotrup (2011): Othering, Identity Formation and Agency, in: Qualitative Studies 2 (2), 63-78.

Kan, Karoline (2016): Chengguan. Widely Despised Officers in China, Find Refuge and a Kind Ear, in: New York Times, 29.09.2016, https://www.nytimes.com/2016/09/30/world/asia/china-nanjing-chengguan.html?_r=1 (abgerufen am 03.04.2021).

Kempf, Andreas Oskar (2013): Biographien in Bewegung. Transnationale Migrationsverläufe aus dem ländlichen Raum von Ost- nach Westeuropa. Wiesbaden: Springer.

Khakpour, Natascha/Mecheril, Paul (2018): Migration, in: Gunther Graßhoff/Anna Renker/Wolfgang Schröer (Hg.): Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung. Wiesbaden: Springer VS, 19-29.

Kipnis, Andrew (2006): Suzhi: A Keyword Approach, in: The China Quarterly 186, 295-313.

Kipnis, Andrew (2007): Neoliberalism Reified: Suzhi Discourse and Tropes of Neoliberalism in the People's Republic of China, in: Journal of the Royal Anthropological Institute 13 (2), 383-400.

Kipnis, Andrew (2011): Subjectification and Education for Quality in China, in: Economy and Society 40 (2), 289-306.

Kipnis, Andrew (2013): Education and Inequality. Education and Equality, in: Wanning Sun/Yingjie Guo (Hg.): Unequal China. The Political Economy and Cultural Politics of Inequality. London, New York: Routledge, 53-72.

Kruse, Jan/Bethmann, Stephanie/Niermann, Debora/Schmieder, Christian (Hg.) (2012): Qualitative Interviewforschung in und mit fremden Sprachen. Eine Einführung in Theorie und Praxis. Weinheim: Beltz Juventa.

Li, Peilin (2012): Chinese Sociology in Global Perspective, in: Laurence Roulleau-Berger/Peilin Li (Hg.): European and Chinese Sociologies. A New Dialog. Leiden, Boston: Brill, 19-27.

Lin, Jing (2006): Educational Stratification and the New Middle Class in China, in: Gerard A. Postiglione (Hg.): Education and Social Change in China. Inequality in a Market Economy. Armonk, NY: M.E. Sharpe, 179-198.

Lucius-Hoene, Gabriele (2010): Narrative Identitätsarbeit im Interview, in: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person? Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden: VS Verlag, 149-170.

Lucius-Hoene, Gabriele/Deppermann, Arnulf (2018): Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag (3. Auflage).

Lutz, Helma (2010): Biographieforschung im Lichte postkolonialer Theorien, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript, 115-136.

Martins, Herminio (1974): Time and Theory in Sociology, in: John Rex/Paul Kegan (Hg.): Approaches to Sociology: An Introduction to Major Trends in British Sociology. London, New York: Routledge, 246-294.

Meinhof, Marius (2020): Die Kolonialität der Moderne: Koloniale Zeitlichkeit und die Internalisierung der Idee der ›Rückständigkeit‹ in China, in: Zeitschrift für Soziologie 50 (1), 26-41.

Mignolo, Walter D. (2012): Epistemischer Ungehorsam. Rhetorik der Moderne, Logik der Kolonialität und Grammatik der Dekolonialität. Wien: Turia + Kant.

Mok, Ka Ho/Han, Xiao (2017): Higher Education Governance and Policy in China. Managing Decentralization and Transnationalism, in: Policy and Society 36 (1), 34-48.

National Bureau of Statistics of China (NBSC) (2019): Statistical Database, Annual Data 1996-2019, Statistical Database, Annual Data 1996-2019, http://www.stats.gov.cn/english/Statistical data/AnnualData (abgerufen am 10.01.2022).

Nohl, Arnd-Michael (2017): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag (5. Auflage).

Renn, Joachim (2005): Die gemeinsame menschliche Handlungsweise. Das doppelte Übersetzungsproblem des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs, in: Joachim Renn/Ilja Srubar/Ulrich Wenzel (Hg.): Kulturen vergleichen. Sozial- und kulturwissenschaftliche Grundlagen und Kontroversen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 195-227.

Reuter, Julia (2002): Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld: transcript.

Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (2010) (Hg.): Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention. Bielefeld: transcript.

Riegel, Christine (2016): Bildung, Intersektionalität, Othering – Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: transcript.

Riley, Nancy E. (2013): Gender, Work, and Family in a Chinese Economic Zone. Laboring in Paradise. Dordrecht, New York: Springer VS.

Ruokonen-Engler, Minna-Kristiina/Siouti, Irini (2016): Biographical Entanglements, Self-Reflexivity, and Transnational Knowledge Production, in: Qualitative Inquiry 22 (9), 745-752.

Ryan, Anne (2011): Exploring or Exporting? Qualitative Methods in Times of Globalisation, in: International Journal of Social Research Methodology 14 (6), 439-453.

Said, Edward W. (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.

Scharping, Thomas (2000): Die sozialwissenschaftliche China-Forschung: Rückblick und Ausblick [Social Science Research on China: Review and Perspectives], in: Kölner China-Studien Online, http://uni-koeln.de/phil-fak/ostas/moderne/papers/No %202000-1.pdf (abgerufen am 31.03.2021).

Schein, Louisa (1997): Gender and Internal Orientalism in China, in: Modern China 23 (1), 69-98.

Schröer, Norbert (2013): Zur hermeneutisch-wissenschaftlichen Auslegung des Fremden. Interpretieren mit Unterstützung kulturvertrauter Co-

Interpreten, in: Richard Bettmann/Michael Roslon (Hg.): Going the Distance. Impulse für die interkulturelle Qualitative Sozialforschung. Wiesbaden: Springer, 61-75.

Schulte, Barbara (2014): Chinas Bildungssystem im Wandel: Elitenbildung, Ungleichheiten, Reformversuche, in: Doris Fischer/Michael Lackner (Hg.): Länderbericht China. Bonn: Bpb, Bundeszentrale für Politische Bildung, 499-541.

Schulte, Barbara (2019): Innovation and Control: Universities, the Knowledge Economy, and the Authoritarian State in China, in: Nordic Journal of Studies in Educational Policy 5 (1), 30-42.

Shimada, Shingo (2007): Kulturelle Differenz und Probleme der Übersetzung, in: Jochen Dreher/Peter Stegmaier (Hg.): Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz. Grundlagentheoretische Reflexionen. Bielefeld: transcript, 113-128.

Siouti, Irini (2013): Transnationale Biographien. Eine biographieanalytische Studie über Transmigrationsprozesse bei der Nachfolgegeneration griechischer Arbeitsmigranten. Bielefeld: transcript.

Solinger, Dorothy (1999): Contesting Citizenship in Urban China. Peasant Migrants, the State, and the Logic of the Market. Berkeley: University of California Press.

Spies, Tina (2012): Biographien als Artikulationen analysieren. Eine postkolonial-feministische Perspektive auf transnationale Verhältnisse, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt a.M. 2010. Wiesbaden: Springer VS.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives, in: History and Theory 24 (3), 247-272.

Temple, Bogusia (1997): Watch Your Tongue: Issues In Translation and Cross-Cultural Research, in: Sociology 31 (3), 607-618.

Temple, Bogusia/Edwards, Rosalind (2002): Interpreters/Translators and Cross-Language Research: Reflexivity and Border Crossings, in: International Journal of Qualitative Methods 1, 1-12.

Tomaney, John (2010): Eurocentric Social Science and the Chinese Region, in: Asian Journal of Political Science 18 (1), 3-19.

Tsang, Eileen Yuk-ha (2013): The Quest for Higher Education by the Chinese Middle Class. Retrenching Social Mobility?, in: Higher Education 66 (6), 653-668.

Tuider, Elisabeth (2007): Diskursanalyse und Biographieforschung. Zum Wie und Warum von Subjektpositionierungen [81 Absätze], in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 8 (2), Art. 6, https://doi.org/10.17169/fqs-8.2.249 (abgerufen am 10.01.2022).

Tuider, Elisabeth (2012): What About the ›National‹ When Doing Transnational Research? Reflections on Biographical Research, Translations and the Impact of Power Relations, in: Transnational Social Review. A Social Work Journal (2) 1, 31-46.

Völter, Bettina (2006): Erzähl mir Deine Lebensgeschichte! Das narrative Interview als Biografiegenerator, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede. Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München 2004. Frankfurt a.M.: Campus, 3546-3554.

Walder, Andrew G. (2011): The Relevance of China's Transformation for Contemporary Sociology, in: Chinese Sociological Review 44 (1), 8-13.

Wallerstein, Immanuel (1997): Eurocentrism and Its Avatars: The Dilemmas of Social Sciences, in: Sociological Bulletin 46 (1), 21-39.

Walther, Andreas/Stauber, Barbara (2013): Übergänge im Lebenslauf, in: Wolfgang Schröer/Barbara Stauber/Andreas Walther/Lothar Böhnisch/Karl Lenz (Hg.): Handbuch Übergänge. Weinheim: Beltz Juventa, 23-43.

Wimmer, Andreas/Glick Schiller, Nina (2002): Methodological Nationalism and Beyond. Nation State Formation, Migration and the Social Sciences, in: Global Networks. A Journal of Transnational Affairs 2 (4), 301-334.

Wong, Siu-Lun (1997): Modernity and Chineseness. A Chinese View of Western Sociology, in: Journal of Oriental Studies 35 (1), 1-13.

Wu, Xiaogang (2011): New Bottle, Still Old Wine? China, Social Change, and Sociology, in: ChineseSociologicalReview 44 (1), 3-7.

Wu, Xiaogang (2015): Towards a Professional Sociology on China, in: Chinese Journal of Sociology 1 (1), 6-14.

Wu, Xiaogang/Zhang, Zhuoni (2015): Population Migration and Children's School Enrollments in China, 1990-2005, in: Social Science Research 53, 177-190.

Xu, Duoduo/Wu, Xiaogang (2022): Separate and Unequal. Hukou, School Segregation, and Educational Inequality in Urban China, in: Chinese Sociological Review 1-25.

Yeung, Wei-Jun Jean (2012): Higher Education Expansion and Social Stratification in China. Chinese Sociological Review 45 (4), 54-80.

Young, Robert (2004): White Mythologies Writing History and the West. London, New York: Routledge.

Rassismus und Segregation
Othering im Forschungsprozess zu Schule und Segregation

Juliane Karakayalı, Mareike Heller

1. Einleitung

Einer der zentralen Gegenstände der Rassismusforschung besteht darin, die soziale Konstruktion von wertenden Wir-Sie-Unterscheidungen aufzudecken und ihrer ausschließenden Wirkung auf die Spur zu kommen (vgl. Hall 1990). Gerade Institutionen sind zentral für die Hervorbringung von Differenz, denn diese verfügen nicht nur über die »Fähigkeit und Macht zur Zuschreibung« (Emmerich/Hormel 2013: 14), sondern sind darüber hinaus Instanzen der Verteilung von Zugängen zu Ressourcen. Die Auseinandersetzung mit institutionellem Rassismus steht in Deutschland sowohl gesellschaftlich als auch wissenschaftlich gerade erst am Anfang. Darum ist der Nachweis, dass in einer Institution wertende Differenzzuschreibungen mit ausschließenden Konsequenzen hervorgebracht werden, nicht leicht zu erbringen: In der Regel besteht wenig Interesse bis hin zu Abwehr dagegen, institutionelle Ausschlüsse erforschen zu lassen. Dem steht die Erfahrung Betroffener gegenüber, diskriminiert worden zu sein. Ein Weg, damit forschungspraktisch umzugehen, ist, Erfahrungen rassistischer Diskriminierung zu rekonstruieren, um in einem zweiten Schritt die entsprechenden Praktiken der Institutionen zu untersuchen. Die Herausforderung einer solchen Forschung besteht darin, rassistische Differenzzuschreibungen nicht zu reproduzieren.

Dieses Problem wird im vorliegenden Beitrag anhand des Gegenstands rassistischer Segregation in der Schule diskutiert. Der Zugang zur Grundschule ist in Deutschland fast überall durch festgelegte Einzugsgebiete geregelt. Trotzdem entspricht die soziale Zusammensetzung der Schüler*innenschaft häufig nicht jener der Nachbarschaft einer Schule oder sie variiert

stark zwischen benachbarten Schulen (vgl. Karakayalı 2020). In Berlin führte dies in den letzten Jahren immer wieder zu Protesten. So wandten sich beispielsweise im Jahr 2012 Eltern einer Berliner Grundschule an die Presse, weil sie sich durch die Klasseneinteilung diskriminiert sahen: Die Klasse ihrer Kinder werde nur von türkischen und arabischen Schüler*innen besucht, eine der drei Parallelklassen dagegen von 85 Prozent Kindern ohne Migrationshintergrund. An welchen Kriterien die Eltern selbst die Zuschreibungen türkisch, arabisch und ohne Migrationshintergrund festmachten, ist unklar. Eltern der Parallelklassen bestritten dies, auch die Klassen ihrer Kinder würden von Schüler*innen mit Migrationshintergrund besucht. Die Klassen wurden aufgrund der massiven Proteste auf Anweisung der Senatsverwaltung für Bildung aufgelöst und neu gemischt (vgl. Tagesspiegel, 17.08.2012). 2013 verklagten die Eltern dreier Schüler das Berliner Leonardo-da-Vinci-Gymnasium wegen einer auf rassistischen Kriterien beruhenden Klasseneinteilung: Während die drei Schüler in einer Klasse mit 67 Prozent Schüler*innen nichtdeutscher Herkunftssprache (ndH)[1] lernten (zu denen auch sie zählten), hätten die Parallelklassen nur einen ndH-Anteil von 13 Prozent bzw. 28 Prozent (Die Welt, 11.01.2014). Das Gericht wies die Klage ab, weil das Argument der Mengenverhältnisse für nicht stichhaltig befunden wurde, die klagenden Eltern wurden von der Lokalpresse mit Häme überzogen. Zahlreiche Fälle, in denen Eltern wegen der Erfahrung der Segregation eine Rechtsberatung aufsuchen, werden gar nicht bekannt: Zu unwahrscheinlich ist die Aussicht auf Erfolg, wenn der Rechtsweg eingeschlagen wird. Denn der Nachweis, anhand welcher Kriterien segregiert wird, ist nur schwer zu erbringen und Eltern befürchten weitere negative Konsequenzen für die Schüler*innen nach einer Beschwerde (vgl. Haschemi Yekani et al. 2020; Karakayalı 2020).

Hier stellt sich die Frage, woran Eltern festmachen, dass ihre Kinder segregierte Schulen und Klassen besuchen. Woher kommt die Gewissheit, die sie dagegen sogar vor Gericht ziehen lässt, obgleich formale Kriterien schwer festzumachen sind? Welche Zuschreibungsprozesse erleben sie? Um diese Fragen zu beantworten, wurde 2015 eine Studie zu Segregationserfahrungen mit Eltern von Grundschüler*innen in Berlin durchgeführt. Um im Forschungsprozess bei der Suche nach Interviewpartner*innen nicht verandernde Zuschreibungen der Schulstatistik zu reproduzieren bzw. selbst verandernde Zuschreibungen vorzunehmen, wurden Eltern interviewt,

---

1 Nichtdeutsche Herkunftssprache ist ein schulstatistisches Merkmal in Berlin. Zur näheren Erläuterung siehe unten.

die bereits Segregation bzw. das »Fehlen deutscher Kinder« in der Klasse oder an der Schule thematisiert hatten. Der Beitrag geht zunächst auf die Forschung zu Segregation und Othering ein. Folgend wird auf der Grundlage von 13 narrativen Interviews nachvollzogen, an welchen Selbst- und Fremdzuschreibungen sowie Diskriminierungserfahrungen diese Eltern Segregation feststellen. Abschließend wird reflektiert, inwieweit sich durch diese Vorgehensweise Othering im Forschungsprozess vermeiden lässt.

2. Segregation in der Schule und das Konzept des Othering

Der Begriff der Segregation ist aus der Urbanistik entlehnt. Segregation bezeichnet dort die Ungleichverteilung von gesellschaftlichen Gruppen (für den deutschen Kontext zumeist gedacht entlang der Achsen Klasse und Migration/Rassismus, seltener entlang von Religionszugehörigkeit oder Alter) über den Raum. Segregation gilt dabei immer als ein Effekt von sozialer Ungleichheit, indem sowohl die Abgrenzung privilegierter von nichtprivilegierten Gruppen als auch die konkrete Qualität der jeweils besetzten Räume (z.B. hinsichtlich Erreichbarkeit, Gestaltungsmöglichkeiten oder Umweltbelastungen) Ausdruck von Diskriminierungsverhältnissen ist (vgl. Radtke 2007; Häußermann 2001; Wacquant 2006). Darüber hinaus macht Segregation durch die räumliche Anordnung von Gruppen Zugehörigkeitszuschreibungen besonders sichtbar. Loïc Wacquant spricht in seinen Untersuchungen über das Ghetto über Segregation als »Maschine zur Produktion kollektiver Identitäten« (Wacquant 2006: 140).

In wissenschaftlichen Studien wird Segregation in der Schule anhand schulstatistischer Kriterien gemessen, die von Bundesland zu Bundesland variieren (Kemper/Supik 2020).[2] In Berlin wird die Staatsangehörigkeit erhoben und zudem wird bei der Einschulung das Merkmal »nichtdeutsche Herkunftssprache« (ndH) vergeben (vgl. Karakayalı/zur Nieden 2015; Vasilyeva 2013). Im Unterschied zum Migrationshintergrund, der nach dem

2 Ein weiterer Aspekt, der in Studien zu Segregation erforscht wird, sind die Gründe der Eltern, die ihre Kinder nicht an diese Schulen schicken wollen (z.B. Gerüchte, vgl. Krüger 2014; Wahl als Ausdruck guter Elternschaft, vgl. Noreisch 2007; Dean 2020; Sorge um schlechtere Lernbedingungen, vgl. Fincke/Lange 2012). Ein dritter Bereich untersucht, welche institutionellen Maßnahmen dazu führen, dass Segregation entsteht (z.B. Einzugsgebiete, Profilbildung, vgl. Radtke 2007; oder der Umgang mit Ummeldewünschen, vgl. Karakayalı 2020).

Geburtsort der Schüler*in bzw. ihrer Eltern und/oder ihrer Staatsangehörigkeit vergeben wird, soll hier die Kommunikationssprache in der Familie erfasst werden. Damit ist die Kategorie recht alltagsfern, weil die gleichzeitige Verwendung mehrerer Sprachen in einer Familie nicht abgebildet werden kann. Vielmehr zeigt sich hier eine defizitorientierte Perspektive auf Mehrsprachigkeit, denn an den ndH-Anteil einer Schule wird die Vergabe von Mitteln für Deutschförderung geknüpft – obgleich die tatsächlichen Deutschkenntnisse eines Kindes bei der Vergabe des Merkmals ndH gar nicht überprüft werden (vgl. Karakayalı/zur Nieden 2020).

Wer im Schulanmeldeprozess dieses Merkmal vergibt, ist unklar. Erste Studien deuten darauf hin, dass diese Zuweisung auch durch stereotype Annahmen derer beeinflusst sein kann, die die Schulanmeldung durchführen. Aber auch bei der ärztlichen Schuleingangsuntersuchung ist die verwendete Kommunikationssprache des Kindes ein Thema. Zudem ermutigen viele Kindertagesstätten Eltern mit Migrationshintergrund dazu, anzugeben, dass zuhause kein Deutsch gesprochen werde, da dann mehr Betreuungsstunden abgerechnet werden können. Möglicherweise wird diese Zuordnung dann im Prozess der Anmeldung an der Schule übernommen (vgl. Dean 2020). Die Vergabe eines solchen Merkmals bedient eine Logik, die noch die x-te Generation nach den ehemals Eingewanderten als nichtzugehörig markiert, in der auch Schüler*innen als ndH kategorisiert werden, die längst die deutsche Staatsangehörigkeit haben und deren Eltern oft bereits selbst in Deutschland zur Schule gegangen sind. Diese statistischen Merkmale werden in den Studien unterschiedlich gedeutet: Einige Studien messen Segregation darüber, dass der Anteil ausländischer Schüler*innen einer Schule mit dem Anteil an Ausländer*innen im Schuleinzugsgebiet ins Verhältnis gesetzt wird (Fincke/Lange 2012 für Berlin). Andere Studien sprechen pauschal von Segregation, wenn eine Schule zu mehr als 50 Prozent von Schüler*innen mit einem dieser »Migrationsmerkmale« besucht wird (Morris-Lange et al. 2013). Es lässt sich also feststellen, dass in der wissenschaftlichen Debatte um Segregation unterschiedliche Kriterien bemüht werden und willkürlich Schwellenwerte gesetzt werden, ohne eine sozialtheoretisch stichhaltige Begründung zu liefern. Durch diese Herangehensweise erscheint die bloße Anwesenheit einer größeren Zahl an Schüler*innen, die als migrationsanders markiert sind, als ein »Zu viel« im Gegensatz zu einer »angemessenen Mischung« (vgl. Stosić 2015; Sundsbø, 2015). Damit wird tendenziell ein Diskurs gestärkt, der als

migrationsanders markierte Schüler*innen als Problem konstruiert.[3] Zudem scheinen solche Schwellenwerte angesichts der postmigrantischen Realität (vgl. Yildiz 2016), in der in westdeutschen Großstädten Schüler*innen mit Migrationserfahrung zunehmend die Mehrheit bilden, wenig überzeugend.

Was diesen Studien fehlt, ist ein Verständnis von Segregation als Ausdruck sozialer Ungleichheit. Soziale Ungleichheit aufgrund von Rassismus lässt sich nicht über Kriterien der Schulstatistik abbilden, weil nicht jede*r Schüler*in, die als »ndH« oder »mit Migrationshintergrund« oder »nicht deutsch« gezählt wird, von rassistischer Diskriminierung betroffen ist – und umgekehrt Schüler*innen Rassismus erfahren, die nicht durch das statistische Merkmal der Migrationserfahrung erfasst sind. Um Segregation sinnvoll untersuchen zu können, braucht es stattdessen eine rassismuskritische Analyse, die nachvollzieht, wie bestimmte Gruppen von Schüler*innen so konstruiert werden, dass sie als problematisch erscheinen, gemieden oder in Klassen und Schulen zusammengefasst werden. Dafür reicht ein schulstatistisches Merkmal, das auf Migration verweist, nicht aus, denn die Rassismusforschung zeigt, dass gesellschaftliche Gruppen ebenso entlang ihrer angenommenen »Kultur«, Religion und Hautfarbe konstruiert werden (vgl. Hall 1990; Fanon 1980). Diese »Konstruktion des Anderen« erfolgt dabei gemäß einer »binären Spaltung« (Hall 1990: 13), indem sich Gruppen über den Ausschluss anderer konstituieren. Die Begriffe »Zugehörige« und »Migrationsandere« (vgl. Mecheril 2003) verweisen auf die Relationalität dieser Konstruktionen. Dieser zentrale Aspekt des Rassismus wird mit dem in der postkolonialen Theorie entstandenen Konzept des Othering beschrieben (Said 1979). Othering, z.T. als »Ver-Andern« (Reuter 2011) oder »Differentmachen« (Castro Varela/Dhawan 2005: 164) ins Deutsche übersetzt, beschreibt Prozesse, in denen Gruppen diskursiv, symbolisch sowie durch soziale Praxen als komplementär unterschiedliche ›Andere‹ erzeugt, festgeschrieben und einem ›Wir‹ gegenübergestellt werden. Dem ›Anderen‹ werden dabei vor allem negative, abgewertete Eigenschaften, Verhaltensweisen und Wertmaßstäbe zugeordnet, die häufig ihren Ursprung in kolonialen Verhältnissen haben. Sie drücken sich dementsprechend in Vorstellungen einer rückständigen Kultur (z.B. eines rückständigen Geschlechterverhältnisses, Gewalt oder

3 Das wird besonders deutlich an der Forschung zu den sogenannten *tipping points*, die für sich beansprucht, nachweisen zu können, dass sich ab einer bestimmten Anzahl von als migrationsanders markierten Schüler*innen das Lernklima verschlechtert (vgl. Stanat 2010).

Irrationalität) aus (vgl. Yurdakul 2010), in die aber gleichzeitig auch ein Begehren eingeschrieben ist (vgl. Hall 2000: 15). Durch Othering wird eine Vorstellung von Normalität bestätigt und es werden sowohl Ausschlüsse als auch Zugehörigkeiten produziert (vgl. Mecheril 2003). Othering muss also als ein Prozess verstanden werden, der durch verschiedenste Praktiken ›Andere‹ hervorbringt.

Die gesellschaftlich dominierende Auffassung von Rassismus als individuelle Haltung, die in intentionalen Interaktionen zwischen Individuen Ausdruck findet, ist damit nachdrücklich als verkürzt zurückzuweisen. Denn die Segregation nach natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit in der Schule basiert auf Othering durch die Institution Schule. Die Migrationsanderen sind nicht einfach vorgängig da, sondern werden u.a. durch die Organisation und ihre Routinen selbst hervorgebracht: So wird von der Institution Schule eine monolingual-deutsche Normalität hergestellt, wenn von Schüler*innen erwartet wird, in der Schule nur deutsch zu sprechen (vgl. den monolingualen Habitus in der multilingualen Schule, Gogolin 1999), wenn mehrsprachige Elternhäuser als Abweichung erfasst werden (vgl. zum Merkmal »nichtdeutsche Herkunftssprache«, s.o.) oder wenn bestimmte Sprachen vom Schulhof verbannt werden. Schüler*innen, die nicht ihre gesamte Schullaufbahn in Deutschland verbracht haben, werden erst zu »Seiteneinsteigern«, nicht Mitschüler*innen (Radtke/Diehm 1999). Rassismuskritische Untersuchungen zeigen hier, dass nicht alle Schüler*innen, die als »ndH« oder »mit Migrationshintergrund« kategorisiert werden, in gleicher Weise Normalitätserwartungen unterlaufen. Wenn wir also Segregation untersuchen wollen, dann muss es darum gehen, diesen spezifischen Ver-Anderungen auf die Spur zu kommen.

3. Kämpfe statt Kategorien: Wie lässt sich Othering beforschen, ohne es zu reproduzieren?

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen stellen sich zwei forschungspraktische Probleme: Zum einen haben Schulen in der Regel kein Interesse daran, Segregation untersuchen zu lassen, wenn sie selbst an deren Herstellung beteiligt waren, wie die eingangs angeführten Beispiele zeigen. Kritik wird in der Regel abgewehrt und nicht selten werden Eltern und Schüler*innen nach einer Beschwerde sanktioniert. Oder Schulen übernehmen selbst die Bewertung als »problematische Schule« und reproduzieren damit die Vorstellung, es gäbe »zu viele« Migrationsandere an ihrer Schule. Insofern lassen sich

Praktiken der Segregation kaum von der Seite der Institution her beforschen. Wenn aber die Erfahrungen der Eltern untersucht werden sollen, dann stellt sich zweitens das Problem, anhand welcher Kriterien über Segregation in der Schule geforscht werden kann, wenn schulstatistische Kriterien diese nicht angemessen abbilden. Eine Möglichkeit wäre, von anderen Kriterien auf ein Vorliegen von Segregation zu schließen. Dies würde bedeuten, als Forschende selbst verandernde Zuschreibungen vorzunehmen, um z.B. anhand der Häufung von als nichtdeutsch definierten Nachnamen in einer Klasse auf einen Ausschluss aufgrund einer Nichtzugehörigkeit zu schließen. Diese gewaltvolle Form der Reproduktion rassistischer Stereotype sollte unbedingt vermieden werden. Darum wurde ein Zugang gewählt, der Ansätzen der kritischen Migrations- und Rassismus- sowie Intersektionalitätsforschung folgt. Manuela Bojadžijev hat in ihrer Forschung immer wieder darauf hingewiesen, dass Rassismus ein umkämpftes gesellschaftliches Verhältnis ist, da gegen die rassistischen Ausschlüsse beständig durch verschiedenste Aktivitäten (von offenem Protest bis zu irregulären Praktiken oder dem Sich-Entziehen) aufbegehrt wird. Insofern sind es nicht zuletzt die Kämpfe gegen den Rassismus, die ihn maßgeblich formen. Damit stehen nicht die durch den Rassismus objektivierten Subjekte im Vordergrund der Analyse, sondern die Aktivitäten, die gegen diese Objektivierung gerichtet sind (vgl. Bojadžijev 2008). Diesen Gedanken nimmt Isabel Lorey in ihrer Kritik am Konzept der Intersektionalität auf. Sie argumentiert, dass dieses zu einem reinen Ordnungssystem zu werden droht, wenn es nur dazu genutzt wird, verschiedene Kategorien in ihrem Verhältnis zueinander korrekt abzubilden. Was dabei zu kurz komme, sei die Möglichkeit, sich kategorialen Ordnungen zu entziehen.

> »Statt von Kämpfen und Auseinandersetzungen auszugehen, statt die Kämpfe der Ausgegrenzten als Ermächtigung wahrzunehmen, als Verweigerung, sich einfach und umstandslos in die ausschließende Ordnung zu integrieren, konzentrieren sich intersektionale Ansätze immer wieder auf die Frage, welche Kategorien in welchen Kontexten als jeweils grundlegende betrachtet werden sollen.« (Lorey 2014: 111)

Diese Überlegungen haben wir für unser Problem dahingehend interpretiert, dass wir Interviewpartner*innen eben nicht nach »Kategorien« akquiriert haben, sondern nach ihrer Beteiligung an »Kämpfen«. So können wir rekonstruieren, woran Segregation festgemacht wird und welche Selbst- und Fremdzuschreibungen dabei vorgenommen werden. Für unseren Feldzugang haben wir dann unser Forschungsvorhaben bei befreundeten Anwält*innen,

Schulsozialarbeiter*innen und Wissenschaftler*innen breit gestreut. Damit gewannen wir Interviewpartner*innen, die selbst formulierten, Segregation erfahren zu haben, und dies z.T. auch schon mit anderen Eltern der Schule diskutiert hatten. 2015/16 wurden für die folgende Untersuchung 13 leitfadengestützte Interviews mit Eltern von zwei verschiedenen Schulen inhalts- und sequenzanalytisch ausgewertet.[4] Die Rosenschule in Kreuzberg wurde von den Interviewpartner*innen als segregiert beschrieben (fünf Interviews). Die Narzissenschule[5] im Stadtteil Mitte wurde in das Sample aufgenommen, weil die Eltern der Schüler*innen in der Hasenklasse diese als segregierte Klasse in der Schulöffentlichkeit kritisierten (acht Interviews).

4. Ergebnisse

4.1 »Türkisch-arabisch«, »keine Juristen«: Segregation und Homogenisierung?

Ausschlaggebendes Kriterium, die eigene Schule oder Klasse als segregiert wahrzunehmen (zumeist wird von »Ausländerklassen« oder »Ausländerschulen« gesprochen), ist die Abwesenheit »deutscher« Kinder. Wer als »deutsch« gilt, wird von den befragten Eltern am Aussehen oder am Namen festgemacht. Die Trennung verläuft in den Interviews zwischen »deutsch« und entweder »türkisch-arabisch« oder »Ausländer«. Dabei fällt auf, dass Begrifflichkeiten wie »ndH« oder »Migrationshintergrund« gar nicht verwendet werden. Vielmehr bezeichnen sich die Interviewten selbst als »Ausländer«, nennen eine spezifische Nationalität (Japaner, Türken etc.) oder beschreiben sich als »türkisch-arabisch«. Der Begriff »Ausländer« wird dabei entsprechend den eigenen lebensweltlichen Erfahrungen benutzt – »es heißt ja auch Ausländerbehörde, und nicht Migrationsbehörde«, wie Frau D bei einem Kaffee nach dem Interview bemerkt. Dabei beschreiben auch die Eltern sich als Ausländer

4 Die Interviews wurden mithilfe der Software Maxqda zunächst deduktiv, im weiteren Verlauf induktiv codiert und inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. Kuckartz 2016). Drei der Interviews, die an der Rosenschule geführt wurden (mit Frau A, Frau B und Frau C), wurden zusätzlich mit einem sequenzanalytisch-rekonstruktiven Verfahren analysiert (vgl. Oevermann 2000).

5 Die Interviews mit Eltern der Narzissenschule führte Eliana Campos im Rahmen ihrer Masterarbeit. Sie stellte sie uns für unser Forschungsprojekt zur Verfügung. Dafür danken wir ihr herzlich.

oder türkisch-arabisch, die schon selbst in Deutschland geboren und aufgewachsen sind. Es würde jedoch zu kurz greifen, einfach nur darauf zu verweisen, dass Zuschreibungen hier von den Betroffenen selbst reproduziert werden. Denn die Eltern artikulieren über diese Fremdzuschreibungen Erfahrungen der Homogenisierung durch die Schule und ihre Lehrkräfte: Die Eltern an der Rosenschule machen die Zuschreibung »türkisch-arabisch« daran fest, dass sie und ihre Kinder von den Lehrkräften und der Schulleitung als homogene Gruppe wahrgenommen werden. Sie problematisieren dies unter drei Aspekten:

Erstens nehmen die Lehrkräfte ihre Schüler*innenschaft als homogen wahr, übersehen darum Konflikte und greifen bei diesen und selbst bei Mobbing nicht ein. So zeigt sich in der Rekonstruktion des Interviews mit Frau C, dass sich Segregation in der Beschulung für sie darin äußert, dass sie sich und ihren Sohn durch die anderen Schüler*innen unter Druck gesetzt fühlt, kollektiven Identitätsanforderungen zu genügen. Diese Identitätsanforderungen beziehen sich insbesondere darauf, sich wie die Mehrheit der Schüler*innen als muslimisch zu positionieren und dies z.B. durch das Tragen eines Kopftuchs oder das Einhalten des Fastens im Ramadan zu zeigen. Verbales Mobbing auf dem Schulhof wird von ihr als so massiv erlebt, dass damit die Möglichkeit einer individuellen Lebensweise, zu der auch eine eigene Auslegung von Religiosität und eine von Mehrfachzugehörigkeiten geprägte Familienkonstellation gehören, als bedroht erscheint. Diese Bedrohung wird aus der Perspektive von Frau C möglich, weil die Lehrkräfte ihre Schüler*innenschaft ebenfalls als homogen, nämlich »türkisch-arabisch«, wahrnehmen und darum Konflikte zwischen den Schüler*innen kulturalisieren und als gegeben hinnehmen, sie daher weder erkennen noch moderieren und nicht gegen Mobbing einschreiten.

Zweitens werden auch individuell geäußerte Wünsche oder Bedürfnisse der Kinder von den Lehrkräften direkt auf Grundlage homogenisierender Wahrnehmungen zurückgewiesen. Als Begründung wird dann angeführt, dass diese nicht individuell, sondern kulturell bedingt seien und deshalb nicht personenbezogen verhandelbar, sondern als kollektive Forderungen zurückzuweisen sind. Frau A thematisiert diese Erfahrung in einer langen narrativen Passage: Ihr Sohn, der beim Schwimmunterricht nicht nackt duschen möchte, wird von seinen Lehrern dazu gezwungen. Der Sohn weigert sich daraufhin, weiter am Schwimmunterricht teilzunehmen. Sie sucht das Gespräch mit der Schulleiterin und schlägt vor, dass der Sohn sich in der Umkleidekabine umziehen könnte:

> »Lasst ihn doch, bitte, er ist einfach nur ein Schüler. Es ist ja nicht so, dass alle das haben möchten. Nur er beschwert sich ja. Und da meinte sie, ja gerade deswegen nicht. Also sie hat gesagt, das sind 99,9 Prozent Muslime. Wenn ich einem erlaube, werden es alle machen. Das kommt für mich auf diesem Weg, das ist Diskriminierung, wissen Sie, was ich meine.« (Frau A, Rosenschule, Z. 327-332)

Frau As Anliegen, dass ihrem Sohn ein individuelles Bedürfnis gewährt wird, wird in ihrer Wahrnehmung zurückgewiesen, weil die Schulleiterin in ihr keine konkrete Person, sondern nur eine Vertreterin von als »türkisch-muslimisch« homogenisierten Familien sieht.

Drittens sehen sich die Eltern durch Lehrkräfte abgewertet, die ihnen einen unangemessenen Erziehungsstil aufgrund kulturalistischer Annahmen unterstellen. Genannt werden die Unterstellungen, die Eltern würden die Kinder im Ramadan zwingen zu fasten und die Berufstätigkeit der Mütter führe zu Vernachlässigung. Zudem werde häufig jede Form von nichtkonformen Äußerungen auf patriarchale Verhaltensweisen zurückgeführt.

Hier spiegelt sich in Ressentiments, die sich dem antimuslimischen Rassismus zuordnen lassen, quasi ein Othering par excellence (vgl. Attia 2007; Kollender 2020). Ihre Wirkung entfalten sie über ein pädagogisches Handeln, das sich an dieser angenommenen Homogenität orientiert. »Türkisch-arabisch« verweist hier nicht nur darauf, dass die Schule von vielen Kindern mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund besucht wird. Hier wird vielmehr ein spezifischer Migrationsdiskurs aufgerufen, der die geografisch, historisch und kulturell sehr unterschiedlichen Regionen »Türkei« und »arabischer Raum« miteinander zu »türkisch-arabisch« verschmilzt und eine Herkunft von dort als »schlecht« markiert.

Im Falle der Hasenklasse an der Narzissenschule stellt sich das anders dar. Hier erfahren die Eltern und ihre Kinder keine homogenisierenden kulturalisierenden Zuschreibungen seitens der Schule. Allerdings wird deutlich wahrgenommen, dass sich die Zusammensetzung der Klasse entlang der Migrationserfahrung von jener der anderen Klassen in der Schule unterscheidet, und dahinter sogar eine pädagogische Programmatik vermutet: »Dass eine Idee dahintersteckt, ausländische Kinder zu fördern, indem man sie zusammentut und denkt, dass das die Identität vielleicht fördert« (Frau K, Narzissenschule, Z. 142-144).

Für diese Eltern macht sich die Segregation auch daran fest, dass sie sich vor allem im Hinblick auf die soziale Lage als benachteiligt betrachten: Die

Eltern der Kinder in der segregierten Klasse sprechen weniger gut Deutsch, kennen das Schulsystem nicht gut genug, um sich zu wehren, und können auch sonst ihre Interessen gegenüber der Schule weniger schlagkräftig artikulieren als die Eltern der Kinder in der Parallelklasse, wie im Weiteren zu zeigen sein wird.

4.2 Segregation als Diskriminierungserfahrung

Alle Interviewten thematisierten die Erfahrung der Segregation als rassistische Ausgrenzung durch von ihnen als deutsch markierte Eltern.

> »I: Können Sie so, das so beispiel-, weil uns interessiert das total, wie über die Schulen geredet wird, unter, unter Eltern eben.
> Frau B: Weil, dass hier halt keine, eh, erster Stellen keine deutschen Kinder sind, nur Ausländeranteil. Das ist die hauptsächliche Ursache, dass die Schule schlecht ist.
> I: Das sagen die dann so?
> Frau B: Ja. Da sind zu viele Ausländer, deswegen ist sie schlecht.
> I: Und was verbinden die damit, was heißt das?
> Frau B: Na, türkisch-arabisch, was Arabisches.«
> (Frau B, Rosengrundschule, Z. 490-502)

Hier wird – wie auch von den anderen Eltern der Rosenschule – ein Zusammenhang hergestellt zwischen der vornehmlich aus »türkisch-arabischen« Kindern bestehenden Schüler*innenschaft und dem Fernbleiben »deutscher« Kinder aus dem Einzugsgebiet. Zunächst wird die Zuschreibung »deutsch« der Zuschreibung »Ausländer« gegenübergesetzt. Keine deutschen Kinder und dafür »nur Ausländeranteil« machen die Schule in den Augen anderer Eltern, so Frau B, zu einer schlechten Schule. Mit dem Begriff »Ausländeranteil« wird ein Verhältnis thematisiert – offensichtlich geht es nicht um »Ausländer« an sich, sondern um die Höhe des »Anteils«. Damit hängt in ihren Augen die von anderen wahrgenommene Qualität einer Schule von den sie besuchenden Schüler*innen ab. Die Wahrnehmung, dass die Segregation der Schule auf Ablehnung und Vermeidung der »deutschen« Eltern basiert, verstärkt bei Frau B offenbar die Wahrnehmung einer Nichtzugehörigkeit zum Deutschen. Sie selbst ist, genau wie ihre Kinder, in Deutschland aufgewachsen. Im Kontext des Sprechens über die Außenwahrnehmung der Schule zählt sie sich und ihre Kinder jedoch nicht zu »den Deutschen«,

sondern zur Gruppe »türkisch-arabisch«, von der sie annimmt, dass andere sie ihr zurechnen.

Diese Gleichsetzung nehmen offensichtlich auch Eltern aus dem Einzugsgebiet vor, die von Frau B ebenfalls als »türkisch-arabisch« klassifiziert werden und die Schule meiden. Das zeigt sich auch in den Interviews mit den Eltern der Narzissenschule in Berlin: Zwei Mütter mit Migrationshintergrund erklären, ihre Kinder auf der Narzissenschule angemeldet zu haben, weil ihre ursprüngliche Einzugsschule von vielen Kindern mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund besucht wird und sie ihre Kinder darum nicht dort anmelden wollten.

> »In Kreuzberg, damals wohnten wir in Kreuzberg. Und die (…) falls wir in Kreuzberg weiter gewohnt hätten, müsste mein Sohn auf eine Grundschule, aber die Schule war viele türkische, viele arabische Leute, zu viel, also 90 Prozent oder so, ja? Und das fanden wir nicht gut, also […].« (Frau H, Narzissenschule Hasenklasse Z. 54-59).[6]

Hier zeigt sich die Komplexität des Verhältnisses von rassistischen Zuschreibungen und Segregation: Frau H trägt mit der Problematisierung von »türkischen« und »arabischen« Schüler*innen und der daraus resultierenden Praxis – der Meidung der Einzugsschule – zu Segregation bei. Gleichzeitig empfindet sie die Segregation des eigenen Kindes in der Narzissenschule als diskriminierend, wenn sie feststellt: »war der Eindruck, als ob die Klassen nach der Rasse einige (…) aufgeteilt wurden« (Frau H, Narzissenschule Hasenklasse, Z. 38/39).

Aber nicht nur der Beitrag anderer Eltern zu Segregation wird als diskriminierend empfunden, sondern auch die Schule selbst, so die Annahme, trägt zu Segregation bei. An der Rosenschule kursieren verschiedene Gerüchte: Angenommen wird, dass deutsche Eltern abgelehnt würden, wenn sie ihr Kind anmelden wollen (Frau A), oder aber dass es (im Gegenteil) »Elternabende für Deutsche« gegeben habe, um die Zahl der »türkisch-arabischen« Schüler*innen klein zu halten (Frau D). Außerdem wird über die benachbarte Schule der Verdacht geäußert, einen so hohen Anteil an »deutschen Kindern« zu haben, weil sie nicht alle »ausländischen« Kinder aus dem Einzugsgebiet annehmen. Offensichtlich vermuten die Eltern in Verfahrensweisen der Schulleitung aktive Segregationsbestrebungen, die trotz der sehr un-

---

6 Drei Auslassungspunkte in Klammern markieren Sprechpausen (vgl. einfaches Transkriptionssystem nach Dresing/Pehl 2011).

terschiedlichen Zielrichtungen jeweils als Ausdruck einer diskriminierenden Haltung gegenüber einer mehrheitlich »ausländischen«, nämlich »türkisch-arabischen« Schüler*innenschaft interpretiert werden.

Für die Eltern in der Hasenklasse der Narzissenschule ist der Einfluss der Schulleitung auf die Segregation offensichtlich, denn die Klasseneinteilung wird von der Schulleitung vorgenommen. Sie vermuten, dass es zu der segregierten Klasse auch kam, weil die Schule ein Raumproblem hat. Aus diesem Grund musste ein unattraktiver, als nicht kindgerecht wahrgenommener Teil der Schule genutzt werden. Hier wurde die segregierte Klasse untergebracht. Einige der Eltern äußern die Vermutung, die Schule habe angenommen, dass diese Eltern sich nicht beschweren würden. So erklärt Frau F die Zusammensetzung der Klasse aus dem Bestreben der Schulleitung, sich Ärger wegen des baulich problematischen Klassenzimmers zu ersparen:

> »Weil es ganz klar ist, wären jetzt die ganzen deutschen Juristen hier gelandet, dann hätte es einen Riesenskandal gegeben und hätte es echt Probleme gegeben. So haben sie sich den leichtesten Weg gesucht, die ganzen Ja (...) ich meine die Japaner, die kein Deutsch können, ja? Die Latinos, die kein (...), das ist doch klar. Die kommen dann alle da hin, weil da werden wir kein (...) brauchen wir keine Angst haben, dass wenn Rechtstreit (...) so!« (Frau F, Narzissenschule Hasenklasse, Z. 90-94)

Segregation machen die Eltern also an dem Zusammenwirken zweier Phänomene fest: zum einen an der sich in ihren Augen unterscheidenden Zusammensetzung der Klasse ihrer Kinder; zum anderen aber auch an der schlechten Ausstattung, die sie wiederum mit der Zusammensetzung der Klasse in Verbindung bringen. Hier wird die Separierung nicht als rassistische Abwertung einer spezifischen Gruppe thematisiert, wie es in der Begriffsbildung »türkisch-arabisch« erscheint, sondern vielmehr als eine Form der institutionellen Diskriminierung, die entsteht, weil die Schule ein Raumproblem lösen muss und dies auf Kosten derer tut, die sich aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit und ihrer Migrationserfahrung vermutlich nicht dagegen wehren werden.

In eine ähnliche Richtung geht die Vermutung, dass die ungleiche Klassenzusammensetzung auf den organisatorischen Versuch zurückzuführen ist, die Kinder, die keine Deutsch-Muttersprachler*innen sind, in einer Klasse zusammenzufassen. Kritisiert wird daran, dass trotzdem keine Schritte unternommen würden, um diese Kinder entsprechend zu fördern, sondern die Klasse zum »Abschiebegleis« werde.

> »Und bei uns irgendwie kommen ganz viele Kinder her, die halt auch aus anderen (…) Kulturbereichen kommen, die auch aus anderen Stadtteilen kommen und so. Und ich finde es einerseits zu begrüßen, sogar sehr. Da muss man aber auch dafür sorgen, dass wirklich diese (…) der positive Schatz auch gehoben werden kann. Also dass man sagt, gut, wir sorgen dafür, dass sie wirklich ordentliche Sprachangebote bekommen. Dass genügend Personal zur Verfügung steht, und dann kann man damit natürlich auch echt gut arbeiten und dann kann man da auch das Schöne draus ziehen. Weil das ist es ja erst mal primär. Was aber nicht geht, ist eben, wenn man das zu so einem Abschiebegleis macht.« (Frau G, Hasenklasse Narzissenschule, Z. 131-139)

Die eigentlich als positiv wahrgenommene Vielfalt erfährt durch die Schule eine Abwertung, indem die Kinder in einer Klasse zusammengefasst werden, die dann zum »Abschiebegleis« wird, weil für die Kinder nicht die von ihnen benötigten Angebote bereitgestellt werden.

4.3 Niedrigere Leistungserwartungen durch Segregation

Neben der Interpretation, dass die Segregation ein diskriminierender Akt ist, indem die Schule der eigenen Kinder gemieden wird oder die Schulleitungen ihnen schlechtere Lernbedingungen zur Verfügung stellen, sehen die befragten Eltern auch einen Zusammenhang zwischen der Segregation und dem Leistungsniveau. Das im Berlin-Vergleich geringe Leistungsniveau an der Rosenschule[7] wird von allen der befragten Eltern thematisiert und auch die Eltern der Hasenklasse in der Narzissenschule kritisieren, dass ihre Kinder weniger lernen als die Kinder der anderen Klassen. In der Hasenklasse vermuten die Eltern – neben der oben genannten mangelnden Deutschförderung –, dass die Eltern der anderen Klassen mehr Druck auf die Lehrkräfte ausüben, viele Hausaufgaben aufzugeben und Hausaugabenhilfe im Hort zu organisieren.

> »Es gibt viele Eltern, gerade so leistungsorientierte Eltern, die, glaube ich, ihre Kinder [in den anderen Klassen – Anm. d. Verf.] sehr gut aufgehoben

---

7 An der Rosenschule wird ein außerschulisches Förderprojekt angeboten, das Kindern, für die eine Gymnasialempfehlung wahrscheinlich ist, ermöglichen soll, den durchschnittlichen Berliner Grundschulwissensstand zu erreichen.

finden. Die haben auch gleich von der ersten Klasse an mehr Hausaufgaben gefordert und das Leistungsniveau immer angeprangert, also da sind wir hier schon ein bisschen entspannter.« (Frau M, Hasenklasse Narzissenschule, Z. 53-56)

Die Schule bietet hier nicht selbstverständlich allen Schüler*innen die gleichen Möglichkeiten, sondern das Engagement der Eltern wird als entscheidend für den Lernerfolg der Kinder wahrgenommen. Eltern, die hierfür keine Kapazitäten haben, erfahren dies als Diskriminierung ihrer Kinder: »Und ich bin auch nicht so, manche Eltern können nachhelfen und so. Also man hat auch andere Sachen und das ist Aufgabe von Schule und Hort vor allem, dass sie die Hausaufgaben machen.« (Frau N, Hasenklasse Narzissenschule, Z. 263-265)

An der Rosenschule hingegen herrscht die Deutung, dass die Lehrkräfte eine zu niedrige Leistungserwartung gegenüber den Kindern hätten und diese darum viel weniger lernen. Das wäre anders, so vermuten die Eltern, wenn auch »deutsche« Kinder in der Klasse wären. Frau A bringt das geringe Leistungsniveau in spezifischer Weise mit dem Fehlen »deutscher« Kinder in Verbindung:

»Ja, mein Sohn kommt super klar mit der Sprache, Papa ist hier geboren, Mama auch. Er hat ja auch gar keine Probleme, aber wieso soll er nicht besser sein als ne, so zu bleiben. Also das weiß ich nicht, das ist für mich irgendwie immer, Fragezeichen, wieso, weswegen. Wir sind ja in Kreuzberg, da sind auch türk-deutsche Familien. Ich seh ja, zum Beispiel hier, ich hab hier drei deutsche Familien. Oder da, wo meine Eltern wohnen, da sind auch mehrere. Das ist ein großes Haus, da sind viele deutsche Familien. Wieso gehen die Kinder woanders hin anstatt da ins Einzugsgebiet?« (Frau A, Rosenschule, Z. 242-249)

In dieser Passage verbindet Frau A übergangslos ihren Eindruck einer mangelnden Förderung ihres Sohnes mit dem Fehlen »deutscher« Kinder in der Schule. Auch Frau C stellt einen Zusammenhang her zwischen der Segregation und dem geringen Leistungsniveau an der Rosenschule. In ihren Ausführungen erscheinen die Lehrkräfte als wenig engagiert in der Vermittlung von Unterrichtsstoff, dafür aber umso vehementer in der Sanktionierung von – aus der Perspektive von Frau C häufig vermeintlichem – sozialem Fehlverhalten. Die von Frau C angeführten Beispiele, bei denen Lehrkräfte Elterngespräche anberaumten, eine therapeutische

Zwangsberatung androhten oder Strafarbeiten verhängten, scheinen dabei Stereotype über »türkisch-arabische« Migrant*innen widerzuspiegeln. Denn jeweils ging es um aggressives Verhalten ihres Sohnes, mangelnde Leistungsbereitschaft und den Vorwurf der Vernachlässigung durch die Eltern.

5. Diskussion der Ergebnisse und Ausblick

Mit den hier dargestellten Ergebnissen lässt sich die zu Beginn aufgeworfene Frage beantworten, woran Segregation festzumachen ist, wenn nicht schulstatistische Kriterien oder kategoriale Zuschreibungen vorab vorgenommen werden. Offensichtlich wird, dass nicht die bloße Anwesenheit einer großen Zahl von Schüler*innen mit Migrationserfahrung oder Mehrsprachigkeit für die Eltern entscheidend ist, sondern diese in Verbindung mit einer Abwertung und/oder Schlechterstellung im Schulalltag relevant wird. Diese Schlechterstellung wird auf sehr verschiedenen Ebenen empfunden: eine unzureichende materielle oder räumliche Ausstattung, kulturalisierende Zuschreibungen, niedrige Leistungserwartungen, wenig Förderung durch Lehrkräfte oder Ignoranz gegenüber individuellen Bedürfnissen. Erst in der Verbindung mit dieser Benachteiligung wird eine Unterscheidung zwischen »deutschen« und migrationsanderen Schüler*innen relevant. Die Abwesenheit von »deutschen« Kindern erhält eine diskriminierende Dimension und reziprok wird von der Anwesenheit »deutscher« Kinder erwartet, dass diese Benachteiligung nicht stattfinden würde. Entlang welcher Differenzlinien sich die Eltern dann als Migrationsandere positioniert sehen, variiert: Die Eltern an der Rosenschule sehen sich mit der kulturalisierenden Zuschreibung »türkisch-arabisch« homogenisiert und abgewertet. Diese Zuschreibung entfaltet ihre Wirkung in der Art und Weise, wie sich Lehrkräfte und Schulleitung den Eltern und den Schüler*innen zuwenden: wenig wertschätzend, eher strafend als unterstützend, kaum individuell. In der Hasenklasse an der Narzissenschule finden sich solche kulturalisierend-homogenisierenden Zuschreibungen nicht. Die Eltern vermuten eher, dass ihr »Migrationshintergrund« von Seiten der Schule als Zeichen interpretiert wird, dass sie weniger Anforderungen an die Schule stellen werden. In den Augen der Eltern bedeutet »Ausländer«-Sein, dass die Schule damit rechnet, dass weniger Akademiker*innen unter den Eltern sind, dass die Eltern geringere Deutschkenntnisse haben und schlechter informiert sind über

das Bildungssystem. Diskriminierende Segregation bedeutet dann, dass die Schule bei der Ressourcenverteilung diese ›Mängel‹ ausnutzt.

Abschließend soll die hier vorgestellte Untersuchung daraufhin befragt werden, inwiefern es in ihr gelungen ist, Othering durch die Forschung selbst zu vermeiden. Das lässt sich einerseits klar mit ja beantworten, indem in der Untersuchung nicht der kategorialen Zuordnung der Schulen gefolgt wurde, sondern vielmehr rekonstruiert wurde, welche Zuordnungen für die Eltern durch welche konkreten Praktiken im Kontext von Schule und Segregation relevant werden. Indem nicht vorab eine Prozentzahl festgelegt wurde, anhand derer von Segregation ausgegangen wurde, sondern vielmehr den Interpretationen der Eltern gefolgt wurde, gelang es, veranderende Kategorisierungen im Diskurs um Schule und Segregation zu kritisieren und gleichzeitig ihre diskriminierende Wirksamkeit festzustellen. Allerdings ist hier der Nachteil, dass auch nur dort geforscht werden kann, wo offen gegen Segregation protestiert wird. Viele Kämpfe der Migration bestehen aber nicht in offensiven Protesten und kollektivem Widerstand, sondern in stiller Verweigerung, Abtauchen, Uneinverstandensein (vgl. Ataç et al. 2018). Eltern, die ihre Kinder ohne weiteren Protest an anderen Schulen anmelden oder ihr Uneinverstandensein nicht artikulieren, können so nicht erfasst werden. Ein weiteres Problem ist die mit dieser Herangehensweise verbundene Beschränkung der Forschung auf die Perspektive der Eltern. Wichtig wäre eine Bereitschaft der Institutionen, sich kritisch beforschen zu lassen und damit Verantwortung für mögliche Diskriminierungen zu übernehmen. Eine Erforschung der Praktiken, die zu Segregation führen, könnte unmittelbarer Reformpotenzial identifizieren als eine Forschung, die den Umweg über die subjektive Interpretation der Diskriminierten nehmen muss. Hier wird der Bedarf an weiterer Forschung unter der Perspektive des institutionellen Rassismus mehr als deutlich.

Literatur

Ataç, Ilker/Kron, Stefanie/Schillinger, Sarah/Schwiertz, Helge/Stierl, Maurice (2015): Kämpfe der Migration als Un-/Sichtbare Politiken. Einleitung zur zweiten Ausgabe, in: movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies 1 (2), 1-18.

Attia, Iman (2007): Orient- und Islambilder. Interdisziplinäre Beiträge zu Orientalismus und antimuslimischem Rassismus. Münster: Unrast.

Bojadžijev, Manuela (2008): Die windige Internationale: Rassismus und Kämpfe der Migration. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld: transcript.

Dean, Isabel (2020): Bildung – Heterogenität – Sprache. Rassistische Differenz- und Diskriminierungsverhältnisse in Kita und Grundschule. Wiesbaden: Springer VS.

Die Welt vom 11.01.2014.

Dresing, Thorsten/Pehl, Thorsten (2011): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg.

Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2013): Heterogenität – Diversity – Intersektionalität. Zur Logik sozialer Unterscheidungen in pädagogischen Semantiken der Differenz. Wiesbaden: Springer VS.

Fanon, Frantz (1980): Schwarze Haut, weiße Masken. Frankfurt a.M.: Syndikat.

Fincke, Gunilla/Lange, Simon (2012): Segregation an Grundschulen: Der Einfluss elterlicher Schulwahl. Berlin: Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration.

Gogolin, Ingrid (1994): Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule. Münster, New York: Waxmann.

Hall, Stuart (1990): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2. Hamburg: Argument.

Haschemi Yekani, Maryam/Ilius, Carsten/Karakayalı, Juliane (2020): Mit Recht gegen Segregation, in: Juliane Karakayalı (Hg.): Unterscheiden und Trennen. Die Herstellung von natio-ethno-kultureller Differenz und Segregation in der Schule. Weinheim: Beltz Juventa, 188-199.

Häußermann, Hartmut (2001): Marginalisierung als Folge sozialräumlichen Wandels in der Großstadt, in: Frank Gesemann (Hg.): Migration und Integration in Berlin. Wissenschaftliche Analysen und politische Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, 63-85.

Karakayalı, Juliane (2020): Rassismuskritische Perspektiven auf Segregation in der Schule. Zur Einleitung, in: Juliane Karakayalı (Hg.): Unterscheiden und Trennen. Die Herstellung von natio-ethno-kultureller Differenz und Segregation in der Schule. Weinheim: Beltz Juventa, 7-22.

Karakayalı, Juliane/zur Nieden, Birgit (2015): Harte Tür. Schulische Segregation nach Herkunft in der postmigrantischen Gesellschaft, in: Thomas Geier/Kathrin Zaborowski (Hg.): Migration: Auflösungen und Grenzziehun-

gen. Zu aktuellen Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Migrationsforschung. Wiesbaden: Springer VS, 81-96.

Karakayalı, Juliane; zur Nieden, Birgit (2020): Verhandlungen um Zugehörigkeit im Klassen-Raum. Institutionelle Segregation in der Schule und Zugehörigkeitserfahrungen, in: Juliane Karakayalı (Hg.): Unterscheiden und Trennen. Die Herstellung von natio-ethno-kultureller Differenz und Segregation in der Schule. Weinheim: Beltz Juventa, 162-178.

Kemper, Thomas/Supik, Linda (2020): Klassifikationen von Migration und Sprache. Eine Analyse von Datensätzen und Publikationen der Bildungsforschung und amtlicher Statistik, in: Juliane Karakayalı (Hg.): Unterscheiden und Trennen. Die Herstellung von natio-ethno-kultureller Differenz und Segregation in der Schule. Weinheim: Beltz Juventa, 46-67.

Kollender, Ellen (2020): Eltern – Schule – Migrationsgesellschaft. Neuformation von rassistischen Ein- und Ausschlüssen in Zeiten neoliberaler Staatlichkeit. Bielefeld: transcript.

Krüger, Jens-Oliver (2014): Vom Hörensagen. Die Bedeutung von Gerüchten im elterlichen Diskurs um die Grundschulwahl, in: Zeitschrift für Pädagogik 3, 390-409.

Kuckartz, Udo (2016): Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung. Weinheim: Beltz Juventa.

Lorey, Isabel (2014): Von den Kämpfen aus. Eine Problematisierung grundlegender Kategorien, in: Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm (Hg.): Intersektionalität revisited. Bielefeld: transcript, 101-119.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit. Münster: Waxmann.

Mecheril, Paul/Shure, Saphira (2015): Natio-ethnokulturelle Zugehörigkeitsordnungen – über die Unterscheidungspraxis »Seiteneinsteiger«, in: Karin Bräu/Christine Schlickum (Hg.): Soziale Konstruktion im Kontext von Schule und Unterricht. Opladen: Leske + Budrich, 109-121.

Morris-Lange, Simon/Wendt, Heike/Wohlfahrt, Charlotte (2013): Segregation an Deutschen Schulen. Berlin: Sachverständigenrat Deutscher Stiftungen für Integration und Migration.

Noreisch, Kathleen (2007): Choice as Rule, Exception and Coincidence: Parents' Understandings of Catchment Areas in Berlin, in: Urban Studies 44 (1), 1308-1328.

Oevermann, Ulrich (2000): Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Forschung, in:

Klaus Kraimer (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 58-156.

Radtke, Frank-Olaf (2007): Segregation im deutschen Schulsystem, in: Wolf-Dietrich Bukow/Claudia Nikodem/Erika Schulze/Erol Yildiz (Hg.): Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 201-212.

Radtke, Frank-Olaf/Diehm, Isabel (1999): Erziehung und Migration. Stuttgart: Kohlhammer.

Reuter, Julia (2011): Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit. Bielefeld: transcript.

Said, Edward (1979): Orientalism. New York: Vintage Books.

Stanat, Petra (2010): Der Einfluß des Migrantenanteils in Schulklassen auf den Kompetenzerwerb: Längsschnittliche Überprüfung eines umstrittenen Effekts, in: Cristina Allemann-Ghionda/Petra Stanat/Kerstin Göbel/Charlotte Röhner (Hg.): Migration, Identität, Sprache und Bildungserfolg, in: Zeitschrift für Pädagogik. Beiheft 55, 147-165.

Stosić, Patricia (2015): Horizontale Segregation im Deutschen Schulsystem, in: Laura Fölker/Thorsten Hertel/Nicolle Pfaff (Hg.): Brennpunkt(-)Schule. Analysen, Probleme und Perspektiven zur schulischen Arbeit in segregierten Quartieren. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich, 27-48.

Sundsbø, Astrid (2015): Warum benachteiligt schulische Segregation die »Bildungsfernen«?, in: Laura Fölker/Thorsten Hertel/Nicolle Pfaff (Hg.): Brennpunkt(-)Schule. Analysen, Probleme und Perspektiven zur schulischen Arbeit in segregierten Quartieren. Opladen u.a.: Verlag Barbara Budrich, 49-66.

Tagesspiegel vom 17.08.2012.

Vasilyeva, Larisa (2013): Zum Merkmal der nichtdeutschen Herkunftssprache (ndH) in der schulischen Sprachförderung im Land Berlin. Unveröffentlichte Arbeit zur Erlangung des akademischen Grades »Master of Education«, Universität Potsdam.

Wacquant, Loïc (2006): Das Janusgesicht des Ghettos und andere Essays. Basel: Birkhäuser.

Yildiz, Erol (2016): Postmigrantische Perspektiven, in: Aysun Doğmuş/Yasemin Karakaşoğlu/Paul Mecheril (Hg.): Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden: Springer VS, 71-84.

Yurdakul, Gökce (2010): Governance Feminism und Rassismus: Wie führende Vertreterinnen von Immigranten die antimuslimische Diskussion in Westeuropa und Nordamerika befördern, in: Gökce Yurdakul/Michal Bo-

demann: Staatsbürgerschaft, Migration und Minderheiten. Münster: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 111-127.

Autor*innenverzeichnis

Yvonne Berger, Dr., Professorin an der Fakultät für Sozialwissenschaften der Technischen Hochschule Rosenheim. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Sozialforschung, Sozialwissenschaftliche Chinaforschung, Bildung und soziale Ungleichheit. Aktuelle Publikation: Biographische Orientierungen im Bildungsverlauf. Eine rekonstruktive Studie im städtischen China. Wiesbaden 2020: Springer VS.

Mareike Heller, M.A., Doktorandin an der LMU München, Institut für Soziologie. Forschungsschwerpunkte: Rassismus, Migration, Organisation, Bildung. Aktuelle Publikation: Neue Routinen, veränderte Handlungsorientierungen? Handlungsorientierungen von Lehrkräften im Kontext der Beschulung neu zugewanderter Schüler*innen (mit Juliane Karakayalı), in: Birgit Blättel-Mink (Hg.): Gesellschaft unter Spannung. Der Verhandlungsband des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). Berlin 2021.

Juliane Karakayali, Dr., Professorin für Soziologie an der Evangelischen Hochschule Berlin. Forschungs-und Lehrschwerpunkte: Rassismus, Migration, Bildung, Gender und Queer Studies. Aktuelle Publikationen: Postmigrantisch gelesen. Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld: transcript 2021 (mit Katrin Huxel, Ewa Palenga-Möllenbeck, Marianne Schmidbaur, Kyoko Shinozaki, Tina Spies, Linda Supik, Elisabeth Tuider); The Continuity of Adhocracy: Formal Practices of Segregated Schooling of Immigrant Students as a Mirror for German Migration Politics, in: On Education. Journal for Research and Debate 4 (11), 2021.

Irini Siouti, Dr., Vertretungsprofessorin für Qualitativ-Interpretative Sozialforschung an der Frankfurt University of Applied Sciences und Fellow am Institut für Sozialforschung an der Goethe-Universität Frankfurt; seit 2021

Sprecherin der Sektion Biographieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). Arbeitsschwerpunkte: Qualitative Sozialforschung, Migrations- und Transnationalisierungsforschung, Biografieforschung, politische Partizipation, Bildung und soziale Ungleichheiten.

Tina Spies, Dr., Professorin für Soziologie, Gender & Diversity an der Christian-Albrechts-Universität (CAU) zu Kiel. Forschungsschwerpunkte: Migrations- und Rassismusforschung, Gender Studies, Subjektivierungsforschung, Methoden interpretativer Sozialforschung. Aktuelle Publikationen: Postmigrantisch gelesen: Transnationalität, Gender, Care. Bielefeld 2020: transcript (mit Katrin Huxel, Juliane Karakayalı, Ewa Palenga-Möllenbeck, Marianne Schmidbaur, Kyoko Shinozaki, Linda Supik, Elisabeth Tuider); Following the Subject. Grundlagen und Zugänge empirischer Subjektivierungsforschung. Wiesbaden 2022: Springer VS (mit Saša Bosančić, Folke Brodersen, Lisa Pfahl, Lena Schürmann, Boris Traue).

Olaf Tietje, Dr., Post-Doc an der LMU München, Institut für Soziologie, Lehrbereich für qualitative Methoden der Sozialforschung. Forschungsschwerpunkte: Arbeits- und Gewerkschaftsforschung, Geschlechterforschung, kritische Migrations- und Grenzregimeforschung, sozialer Zusammenhalt und qualitative Methoden der Sozialforschung. Aktuelle Publikation: Soziale Teilhabe Geflüchteter und zivilgesellschaftliche Unterstützung: Engagement zwischen staatlicher Abschreckungspolitik und humanistischen Idealen, in: voluntaris 9 (1), 2021, 10-24.

Elisabeth Tuider, Dr. phil habil., Professorin, Leitung des Fachgebiets Soziologie der Diversität unter besonderer Berücksichtigung der Dimension Gender. Forschungsschwerpunkte: Gender und Queer Studies, Cultural und Postcolonial Studies, Rassismus und Migration, interpretative Methoden, Lateinamerikaforschung. Aktuelle Publikationen: Postmigrantisch gelesen. Bielefeld 2021: transcript (mit Katrin Huxel, Juliane Karakayali, Ewa Palenga-Möllenbeck, Marianna Schmidbaur, Kyoko Shinozaki, Tina Spies, Linda Supik); Sozialer Zusammenhalt. Weinheim 2021: BeltzJuventa (mit Jörg Fischer).

Hella von Unger, Dr., Professorin für Soziologie mit dem Schwerpunkt qualitative Methoden der Sozialforschung an der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München. Forschungsschwerpunkte: Migration und

Gesundheit, Forschungsethik, qualitative und partizipative Methoden. Aktuelle Publikationen: Ethical Reflexivity as Research Practice, in: Historical Social Research 46 (2), 2021, 186-204; Constructing Im/migrants and Ethnic Minority Groups as ›Carriers of Disease‹: Power Effects of Categorization Practices in TB Health Reporting in the UK and Germany, in: Ethnicities 19 (3), 2019, https://doi.org/10.1177/1468796819833426 (mit Penelope Scott, Dennis Odukoya).

Erol Yildiz, Dr., Professor am Lehr- und Forschungsbereich »Migration und Bildung« an der Fakultät für Bildungswissenschaften der Universität Innsbruck. Forschungsschwerpunkte: Postmigrantische Studien, Migration und Bildung, Diversität, Stadt und Urbanität. Aktuelle Publikationen: Nach der Heimat. Neue Ideen für eine mehrheimische Gesellschaft. Stuttgart 2021: Reclam (mit Wolfgang Meixner); Postmigrantische Visionen. Bielefeld 2018: transcript (mit Marc Hill).

Soziologie



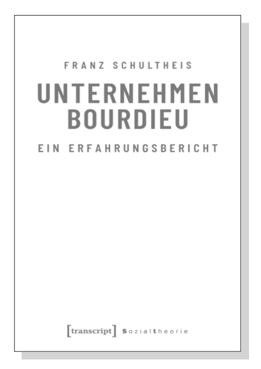
Naika Foroutan
Die postmigrantische Gesellschaft
Ein Versprechen der pluralen Demokratie

2019, 280 S., kart., 18 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4263-6
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4263-0
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4263-6



Maria Björkman (Hg.)
Der Mann und die Prostata
Kulturelle, medizinische
und gesellschaftliche Perspektiven

2019, 162 S., kart., 10 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4866-9
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4866-3



Franz Schultheis
Unternehmen Bourdieu
Ein Erfahrungsbericht

2019, 106 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-4786-0
E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4786-4
EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4786-0

Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten finden Sie unter www.transcript-verlag.de